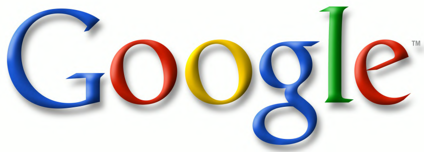


Heinrich Zschokke's

Gesammelte Schriften.

Dreißigster Theil.

Aarau.
Druck und Verlag von H. R. Sauerländer.

1854.

Dritte Abtheilung.

Vermischte Schriften.

In acht Bändchen.

Dritter Theil.

Inhalt.

Seite

Die
Sorge der edlern Menschheit
für
ihre Würde
in
unsern Tagen.

Ein Beitrag zur Geschichte geselliger Vereine in verschiedenen Ländern.

1.

Von der Bedeutsamkeit der geselligen Vereine unter den Völkern.

Ich muß den gegenwärtigen Abhandlungen ein Vorwort an die Spitze stellen, wenn zuletzt auch nur, um ihre Ueberschrift zu rechtfertigen, die vielleicht Manchem etwas gesucht scheinen könnte, während sie in der That nur den Hauptinhalt des Ganzen sehr einfach ausspricht.

Man wird vielleicht fragen: was denn die edlere Menschheit sei? Und gerade diese Frage, wie gutmüthig oder spöttisch sie gethan werde, beweiset die Nothwendigkeit einer Erklärung zwischen Verfasser und Lesern dieser kleinen geschichtlichen Darstellungen.

Je weniger ein Mensch für sein thierisches Bedürfniß, und je mehr er hingegen für irgend eine Idee lebt, die ihn beseelt, je höher steht er auf der Stufenleiter der Menschheit. Das Thier lebt für keine Idee. Es will Futter und Genuß und lässet sich damit begnügen. Je größer, je göttlicher der Gedanke ist, dem der Mensch sich weiht, dem er Zeit, Kräfte, Vermögen und Lebensbequemlichkeiten hinopfert, desto edler ist der Mensch. Und die Idee, welche ihn begeistert, ist um so größer und göttlicher, je weniger dieselbe durch irgend einen geheimen Faden mit der feinern Selbstsucht zusammenhängt, je minder er von ihrer Erfüllung irgend einen irdischen Nutzen erwarten darf, je reiner er für sie nur ihrer eigenen Wahrheit, Rechtlichkeit und Liebenswürdigkeit willen entzündet ist.

Wie mit einzelnen Menschen, so ist es mit Nationen. Hier finden wir einen Maßstab für die Grade ihrer Gesittung.

Am tiefsten unstreitig steht der wilde Indianer, und mit ihm auch häufig der bildungslose europäische Bauer, ja Mancher aus dem vornehmern Pöbelstande in Palästen, trotz seines Vermögens oder seiner christlichen Religion, der durchaus für nichts zu leben weiß, als für leibliches Bedürfniß, für nichts sorgt, als eben nur für Erhaltung, Nahrung, Sicherheit und Bequemlichkeit seiner und der Seinigen. Denn andern Zweck, andere Arbeit und Sorge hat auch das Vieh nicht. Die erlernte Kunst und Religion und der erworbene oder ererbte Reichthum sind für die europäischen Wilden, was Pfeil und Bogen, oder die Furcht vor dem großen Geist bei Erdbeben und Gewittern für die indianischen Wilden sind. Es sind menschliche Anlagen und Mittel, wodurch der Mensch sich eben über die gänzliche Vernunftlosigkeit des Thieres stellt.

Der Wilde tritt in den Rang der Barbaren, sobald er das, was bloß für rohen Sinnengenuß vorhanden ist, dem nachsetzt, was anmuthsvoll, schön, Ansehen bringend, Ruhm bereitend ist, oder Macht und Gewalt über Andere verschafft. Völker können in der That noch Barbaren sein, wenn alle Künste der Lebensbequemlichkeit, wenn Handel, Gewerbe und Wissenschaften, welche Reichthum, Ehre und feinern Sinnengenuß bereiten, bei ihnen in voller Blüthe stehen. Sie sind in der That nur Barbaren, so lange sie nichts Besseres verlangen und wissen, als Geld, Ruhm, Gewalt und Kunstgenuß, Jeder für sich und seine Familie. Die asiatischen Barbaren, trotz ihrer Reichthümer, ihrer Pracht, ihrer Ueppigkeit, ihrer Ruhmsucht, ihrer Kriegs- und Heldenthaten, ihrer Künste, Gewerbe und Handelsverkehre, sind doch nur Barbaren, und jeder gesittungsreichere Europäer fühlt sich über sie erhaben. Denn bei ihnen ist und hat Jeder, was er ist und

hat, nur für sich selbst und seine Familie. Die übrige Menschheit und die höhern Interessen derselben sind ihm gleichgültig. Daher herrscht in barbarischen Ländern Despotismus, welchen eben so sehr stolze Selbstsucht der Herrscher, als feige Selbstsucht der Beherrschten festhält.

Der Barbar betritt die erste Stufe höherer Gesittung, sobald in ihm Theilnahme am Glück der übrigen Menschheit rege wird, und er nicht mehr Alles, was ist, mit thierischer Selbstsucht auf sich bezieht. Dann scheidet er vom Stande des Thieres (denn das Thier ist rein selbstsüchtig), und wird erst menschlich (human, wie sie es in den Schulen nennen). Bei Völkern auf dieser Stufe verschwindet der wüste Despotismus, der Alles nur für sich und nach seinem Gefallen will. Eine freundlichere Gesetzgebung räumt auch Andern Recht ein, schirmt sie bei demselben und beschränkt zügellose Gewalt durch Freiheiten der Andern. Bei solchen Völkern regt sich schon Gemeingeist und bringt dem Gemeinwesen freiwillige Opfer dar. Da findet man schon Bürger, welche ihr Vermögen, ihre Bequemlichkeit, selbst ihre Sicherheit über die Wohlfahrt ihrer Stadt vergessen. Da findet man schon eine Liebe zum Vaterlande, welche für den Ruhm desselben den eigenen, für die Freiheit desselben die eigene vergessen, und den Tod für das Leben der Landesgenossen süß finden kann. Hier ist schon Auflösung des einzelnen Menschen in die Interessen eines größern Theils der Menschheit; ein Leben und Leiden, nicht für sich, sondern für Andere. Je mehr dabei noch die Begierde des eigenen Ruhms oder Vortheils im Spiel ist, je mehr klebt der scheinbar edelsten That noch Barbaren-Schmutz an.

Auf dieser Ausbildungsstufe zum Reinmenschlichen stehen zum Theil schon mehrere unserer heutigen Völker Europens und Amerika's. Was bei dem Barbaren bloß Interesse für sich und seine

Familie ist, dehnt sich hier auf den weitern Kreis einer ganzen Gemeinde oder eines ganzen Vaterlandes aus. Aber auch nicht weiter. Für die Interessen und Rechte anderer Nationen, oder der gesammten Menschheit handeln, aufopfern, leiden, — das liegt noch außer dem Horizont unserer Nationen. Sie können diese Idee so wenig fassen, als der Barbar begreifen mag, wie man aus uneigennütziger Bewegung einen Tod für das Vaterland sterben kann. Sie nennen das Schwärmerei, sie bespötteln das als Weltbürgerthum. Sie warnen wohl sogar im vollen Ernst davor. Weder die alten Griechen, noch die Römer in ihren schönsten Zeiten standen viel höher, einzelne Herrliche ausgenommen.

Daß aber ein höherer Grad der Völkergesittung möglich sei, wo Nationen sich selbst für das Glück anderer Nationen vergessen, wo sie in allen übrigen ihres Gleichen sehen, wo sie in den bestehenden oder verletzten Rechten der Andern ihre eigenen Rechte geehrt oder geschändet finden, wo sie sich verpflichtet fühlen, für die Würde der Menschheit überhaupt thätig zu sein, — daß ein solcher Gesittungsgrad möglich sei für Nationen, welcher gebildete Christ wird es bezweifeln? — Das ist die Höhe, zu welcher empor Jesus Christus die Völker der Erde zuerst gewiesen hat. Er, selber im Licht der Gottheit, winkte die Menschheit zu ihrer Vergöttlichung heran.

Und warum sollte das, was der Barbar oder der Halbzivilisirte nicht begreifen kann, nicht möglich sein? Sind nicht alle Menschen Vernunftwesen? und steigen sie nicht, eben weil sie dies sind, fast unwillkürlich, aus der Thierheit ins Wildenleben, vom Wildenleben in die Barbarei, aus der Barbarei in die Zivilisation über? Was möglich ist bei Einzelnen, ist es nicht endlich bei Vielen, zuletzt bei Völkern möglich? Wissen wir nicht, daß auch der Wilde, auch der Barbar, eben weil sie Vernunftwesen sind,

für eine Idee leben und Alles dafür, das Leben selbst, opfern können, wie ungestalt und barbarisch die Idee auch noch sein möge, und wie verwandt das Göttliche in ihr auch noch mit dem Eigennutz der Individuen sein möge? Wissen wir nicht, daß ganze Völker schon, für solche Ideen entflammt, ihren eigenen Untergang wagten?

Religiöse oder politische Ideen sind es, durch welche die Völker am leichtesten entzündet werden, weil eben diese Idee mit dem Eigennutz der Individuen am leichtesten zusammengeknüpft werden können, ungeachtet immer Göttliches darin verborgen liegt. Mit welcher Begeisterung und Lebensverachtung kämpften einst die Barbaren Asiens für Behauptung oder Ausbreitung des muhamedanischen Glaubens! Es war eine Ueberzeugung, neben welcher sie alles Irdische vergaßen. Aber ihrer Selbstsucht spiegelte sich damit zugleich, nicht nur die Eroberung von Beute, Wohlleben und Ruhm, sondern auch die Eroberung ewiger Lust im Paradiese vor. Ward nicht auf ähnliche Weise einst ganz Europa zu den Kreuzzügen nach dem gelobten Lande und zur Vertilgung der Ungläubigen entflammt? Ich möchte darum nicht sagen, weder daß die asiatischen noch die europäischen Barbaren dabei die Würde der Menschheit und die Rechte derselben im Auge hatten. Das kann nur bei Nationen von höherer Gesittung der Fall sein, nur da, wo Eigennutz und Selbstsucht der Individuen gar keine Hoffnungen für sich bildet, und die Liebe des Reinmenschlichen, des Gottwürdigen vorherrschend wird.

Und dieser Fall ist in unsern Tagen nicht mehr ungewöhnlich. Er wird mit der fortschreitenden Aufklärung und Vermenschlichung der Völker gewöhnlicher werden. Zwar sind noch nicht ganze Nationen, losgeschält von selbstsüchtigen Interessen, für die Sache und Würde der Menschheit thätig geworden; aber doch schon große, einzelne Theile in Nationen, die sich für Angelegenheiten

der gesammten Menschheit, oder einzelner fremder und unbekannter Völker, in gesellschaftliche Vereine zusammenzogen.

Dergleichen Vereine, welche nicht bloß Vortheil und Würde ihres Vaterlandes bezwecken (denn solcher gibt es auch in minder zivilisirten Völkern), sondern welche Vortheil und Würde des menschlichen Geschlechts bezielen, sind die wahren Blüthen der höhern Weltgesittung, die ehrwürdigsten Zeugen von dem Fortschreiten der Menschheit in ihrer Entwickelung. Ihre Erscheinung verdient in der Geschichte unsers Zeitalters beachtet zu werden; frühere Zeitalter kannten solche nicht, oder nicht in solcher Reinheit der Zwecke. Zwar man könnte die längstbestandenen Missionsanstalten zur Vertreibung der einen oder der andern kirchlichen Lehre anführen. Auch sie bewiesen eine Theilnahme gesittungsreicherer Nationen an der Veredlung und Vergöttlichung unseres Geschlechts in fernen Weltgegenden. Und allerdings sind sie ehrwürdig. Sie bestehen noch und mit weit größerer Ausdehnung und zweckmäßigerer Thätigkeit, denn ehemals. Aber schwer ist's bei ihnen auszumitteln gewesen, ob sie in ihrer Frömmigkeit mehr „zur Ehre Gottes", oder auch nur zur Ehre und Verherrlichung einer Kirchenpartei, oder einer Sekte, oder zuletzt nur eines Ordens — oder absichtlich und mehr zur Ehre der Menschheit und ihrer Würde vorhanden waren. — Eben so könnte der weltbürgerliche, reinmenschliche Zweck des Maurerthums angeführt werden, in welchem sich Menschen mit Menschen ohne Rücksicht auf Stand, Religion und Vaterland vereinten, wenn das heilige Ziel selbst nicht schon früh, in den meisten Logen, mit Geheimnißkrämerei, gewöhnlicher Wohlthätigkeit, oder gar mit religiösen und politischen Nebendingen u. s. w. verwechselt worden wäre. Und doch bemerkt man auch erst in neuern Zeiten, wie die Freimaurerei sich wieder von dem, was ihr ursprünglich ganz fremd, ja ihrem Wesen widersprechend ist, zu reinigen anstrebt.

Die Selbstthätigkeit der Nationen im Gefühl des ewigen Rechts und der unverletzbaren Würde der Menschheit offenbarte sich in unsern Tagen aber auf eine weit mannigfaltigere und unzweideutigere Weise. Ich darf nur an die Opfer der über drei Welttheile verbreiteten zahllosen Bibelgesellschaften erinnern, welche wilden und barbarischen Völkern entfernter Himmelsstriche, in deren Sprache noch nie geschrieben worden, das heilige Buch vom Leben und Lehren Jesu zum ersten Geschenk machen, und, damit sie es lesen können, ihnen Schulen gründen. Ich darf nur an die zahlreichen Vereine in Amerika, Asien, England, Frankreich u. s. w. erinnern, deren Ziel die Verbesserung des Jugendunterrichts in den ärmern Volksklassen ist. Ich darf nur an das rührende Erbarmen erinnern, mit welchem in Süddeutschland, in der Schweiz, in England eine Menge von Vereinen zusammenstand, um den Griechen in ihrem Kampf für Religion, gesetzliche Ordnung und Zivilisation Hilfe oder Ermunterung gegen den orientalischen Despotismus zu geben. Völker, die einander vormals unbekannt oder fremd waren — Völker, die mit einander kein gemeinsames Verhältniß haben, als daß sie beiderseits Genossen des menschlichen Geschlechts und seiner Würde sind — Völker, die schwerlich oder nie mit einander in nähere Berührung kommen — empfinden für sich die gegenseitige Theilnahme, äußern sich auf die uneigennützigste, thätigste Weise, bringen einander mit nicht geringem Aufwande von Zeit, Arbeit und Vermögen Geschenke, welche nur die Veredlung der menschlichen Natur durch Aufklärung, Religiosität, Sittlichkeit und Freiheit zu befördern bestimmt sind. Die Darbringer dieser Geschenke haben davon für sich selbst keinen Gewinn, zählen auf keinen Gewinn. Ihrem höhern Sinne erscheint das menschliche Geschlecht als eine einzige Gottesfamilie; sie erfüllen gegen diese Familie eine Pflicht,

zu der sie Niemand zwingt, als ihr Bewußtsein, göttlichen Geschlechts zu sein.

Es ist aber zu bemerken, daß weitaus die meisten solcher Vereine für reinmenschliche Zwecke nur bei den zivilisirten Nationen heutiger Zeit entstanden sind oder bestehen; und noch mehr, daß nur in Staaten, welche verfassungsmäßige Freiheit genießen, wie England, Frankreich, die Schweiz und Süddeutschland, hier besonders Würtemberg, ihre wahren Heimathen und Vaterlande sind, weil sich der menschliche Geist nur da in seiner ganzen Würdigkeit offenbaren kann, wo er frei sein darf.

Die Sorge der edlern und bessern Menschheit für ihre Würde in unsern Tagen wird immer regsamer. Die Vereine in den Nationen für Beförderung der Weltgesittung erscheinen in ihrer Zahl immer größer, in ihren besondern Bildungen und Bestimmungen immer mannigfaltiger. In nachfolgenden Darstellungen will ich versuchen, mehrere zu schildern.

2.

Die Friedensgesellschaft von Massachusett.

Zu derselben Zeit, als die Kaiser von Rußland und Oesterreich und der König von Preußen, nach ihren entscheidenden Siegen über Napoleons Macht, in frommer und dankbarer Stimmung den heiligen Bund schloßen, und die Nachricht von diesem Vereine und diesem Zwecke in die vereinigten Freistaaten Nordamerika's gelangte, verbanden sich in der Provinz Massachusett, zu Boston, mehrere einsichtsvolle und tugendhafte Männer zu einem Zweck, der allen Europäern zwar sehr löblich, vielen oder den meisten aber ungeheuer, abenteuerlich und sogar lächerlich scheinen dürfte.

Es war ihnen um nichts Geringeres zu thun, als dahin zu wirken, daß die empörendste Schmach und die furchtbarste Geißel des menschlichen Geschlechts, der Krieg, von der Erde verschwinde und ein allgemeiner und ewiger Friede unter den Staaten herrschend werde. Darum nannten sie ihre Verbindung die Massachusetter Friedensgesellschaft (the Massachusetts Peace Society).

Ein Unternehmen dieser Art muß dem Europäer allerdings um so mehr auffallen, da es von einigen Privatleuten ausging, welche keinen Einfluß auf Staatenverhältnisse hatten oder ansprachen, und in einem Lande, welches das Weltmeer von demjenigen Welttheil getrennt hat, in dem der Krieg seit Jahrtausenden einheimischer und kunstreicher getrieben ist, als irgendwo auf dem Erdball. Allein die Sache wird weniger befremdend, wenn man bedenkt, daß jene Männer Genossen eines Landes sind, in welchem die einfachen Grundsätze des gesunden Menschenverstandes mehr zu Hause und in Uebung sind, als in Europa; wenn man bedenkt, daß diese Männer Genossen eines großen und friedlichen Staatenvereins sind, der noch nie den innern Krieg erlebt hat, wie verschieden auch oft die Interessen der Staaten einander begegneten. Die Idee von der Verabscheuungswürdigkeit des Krieges an sich ist außerdem in den amerikanischen Provinzen durch mehrere religiöse Sekten, die sehr verbreitet sind, wie die Quäker, die mährischen Brüder u. s. w., weit allgemeiner, als in Europa. Ja, man hat in Pennsylvanien die Erfahrung gemacht, daß die ernste Festhaltung des Friedens mit der Politik einer Regierung allerdings, selbst gegen die kriegslustigen Stämme der wilden Indianer, vereinbar gewesen sei. Als der edle Wilhelm Penn den Zügel der pennsylvanischen Regierung übernahm, fing er damit an, den Indianern seine Grundsätze in Bezug auf Krieg und seinen unwiderruflichen Willen zu erklären, ununterbrochenen Frieden zu handhaben. Und

in der That, so lange die Regierung unter seiner und nachmals unter Leitung der Quäker stand, das heißt, in einem Zeitraum von mehr denn siebenzig Jahren, wurde das gute Einverständniß mit den Wilden nicht ein einzigesmal unterbrochen.

Die Stiftung einer Gesellschaft zur Beförderung des allgemeinen Friedens konnte daher in Amerika nichts Auffallendes haben. Die Löblichkeit der Absicht und die Unschuld der dazu bestimmten Mittel erwarb ihr bald nicht nur viele Mitglieder, sondern auch in andern Gegenden der vereinigten Staaten Schwester-Gesellschaften. Eine derselben bildete sich zu New-York.

Die von Boston wandte sich in einem Schreiben (vom 9. April 1817) an den Kaiser aller Reußen, lediglich um ihn von ihrem Dasein und Wirken zu unterrichten, welches ihm, als dem Urheber des heiligen Bundes, nicht gleichgültig sein könne. Der Kaiser bezeugte ihr in seiner Antwort (vom 4. Juli 1817) diejenige Theilnahme und Ermunterung, welche eine Gesellschaft von so frommen Zielen allerdings verdiente. Eben so schrieb sie dem Fürsten Alexander Gallitzin, Präsidenten der russischen Bibelgesellschaft, und bat ihn um Erlaubniß, seinen Namen denen der Friedensfreunde beigesellen zu dürfen. *)

---

*) Wir fügen diesen kurzen Briefwechsel, der vielleicht für manchen Leser nicht ohne Interesse ist, hier bei. Folgendes ist das Schreiben des korrespondirenden Sekretärs der Gesellschaft an den russischen Kaiser:

Brighton, *near Boston*, *April* 9. 1817.

Sir! The friendly disposition which you have manifested in favour of the Christian religion, and the peace of the world, has encouraged this address. The very week in which the Holy League of the three Sovereigns was officially announced in Russia, a Society was formed in Boston by the name of de *Massachusetts Peace Society*;

Mehr ist bis jetzt von ihren Verhandlungen mit europäischen Fürsten und Staatsmännern nicht bekannt. Auch liegt wirklich unmittelbares Einwirken auf Höfe oder auf Leitungen der öffentlichen Angelegenheiten ganz außer ihrem Plan. Sie will ihren

---

the object of which is to disseminate the very principles avowed in the wonderful alliance, and to do whatever may lawfully be done to prevent the recurrence of war, and to promote peace on earth, and good-will among men.

I take the liberty to present a copy of all the Publications which have been circulated by the Society. From these you may obtain information of the state of the society, the number of its members, at the close of the first year, and its prospects. The first Annual Report, and the list of officers and members, are contained in the 7th Number of the Friend of Peace. Many members have since been added. A new society has been formed in the state of New York. At least four Peace Societies have been organized in the United States: others are about forming. Besides these, we have in our country nearly one thousand congregations of Friends or Quakers, which we regard as so many peace societies in profession and practice.

The pamphlets your Majesty will be pleased to accept, as a token of the veneration and esteem in which your character is held by the friends of peace in this country.

In behalf of the Massachusetts Peace Society.

Noah Worcester, Cor. Sec.

Die Antwort des Kaisers lautet:

Sir! Your letter in behalf of de Massachusetts Peace Society, with the books accompanying it, were received. The object which this philantropic institution has in view, the dissemination of the principles of peace and amity among

Zweck durch bloßes Allgemeinmachen des Abscheues gegen den Krieg, durch möglichste Verbreitung vernünftiger und christlich-religiöser Grundsätze erreichen. In der Zuversicht, daß die Welt durch Ueberzeugungen beherrscht wird, zweifelt sie nicht, daß das,

---

men, meets my cordial approbation. My endeavours to procure peace and good-will among nations are already known; and the power and influence which God Almighty has committed to me, shall ever be employd, J trust, in striving to secure to the nations the blessings of that peace which they now enjoy.

Considering the object of your Society, the promotion of peace among mankind, as one so eminently congenial to the spirit of the Gospel of Jesus Christ, I have judget it proper to express these my sentiments respecting your labours, in answer to your communication to me on this subject.

St. Petersburgh, 4. *July* 1817.

Alexander.

To Rev. Noah Worcester, Secretary of Mass. Peace Society.

Schreiben an den Fürsten Gallitzin.

Brighton, *near Boston*, *April* 9, 1817.

Sir! Vour name is known and revered in America, as President of the Russian Bible Society. The confidence which your excellent official letters have inspired, induces me to send for your perusal all the Publications which have been circulated by the Massachusetts Peace Society. Similar copies will accompany these, for your worthy Emperor. The noble ground which he has taken in the Holy League, has greatly encouraged the hearts of the friends

was Religion und Vernunft als unauflösliche Wahrheit billigen, endlich die allgemeinste und lebendigste Ueberzeugung der gesammten Menschheit werden könne und müsse, und daß in Folge dieser Ueberzeugungen endlich das Recht an die Stelle des Bajonnets,

---

of peace in this country. As the pamphlets will give you information of the prospects of the Peace Society, I shall only express the hope which is entertained, that your name will be enrolled among the avowed friends of peace, and there shine with as great lustre as it has done among the Presidents of National Bible Societies.

NOAH WORCESTER, Cor. Sec. M. P. S.

His Excellency Prince Alexander Gallitzin.

Folgendes ist die Antwort des Fürsten:

Sir! I received your letter of the 9th of April, with the Numbers of the Friend of Peace accompanying it, by the hands of Mr. Parsons; for which I return you my hearty thanks. The object which your Society has in view is of great importance to the well being and happiness of the human race. Indeed, it seems to me to be almost the same as that of Bible Societies; for it is only in proportion as the divine and peaceable principles of the Gospel of Jesus Christ prevail in the hearts of men, that lasting and universal peace can be expected. A blessed period is promised in the word of God, when men shall learn the art of war no more. This period I understand to be the same as that in which it is prophesied, that all men shall know the Lord, even from the least unto the greatest, and that the earth shall be full of the knowledge of the Lord. These latter promises seem to be daily fulfilling in every quarter of the world, by the exertion of Bible and

der gesunde Menschenverstand an die Stelle des barbarischen Wahnsinns und der bleibende Friede an die Stelle jener kunstmäßig getriebenen Menschenmörderei treten werde, die man Krieg nennt.

Diese Ideen zum Gedanken alles Volks zu machen, streute sie dieselben in allerlei kleinen Flugschriften aus, und es erschien daneben in Boston noch ihre Zeitschrift „der Friedensfreund" (Friend of peace) in gleicher Absicht. Sie bemühte sich, in den nordamerikanischen Staaten ähnlich-gesinnte Gesellschaften zu vervielfältigen und dieselben auch in Europa zu gründen, alle mit dem Ziel, die Grundsätze der Vernunft und des Christenthums gegen den Krieg geltender zu machen.

In England, und zwar zu London zuerst, trat im Jahre 1820 und 1821, nach dem Vorbilde der amerikanischen, eine „Gesellschaft zur Beförderung immerwährenden und allgemeinen Friedens" (Society for the promotion of Permanent and Universal Peace), unter dem Vorsitze des Sir Robert Marsden, in Thätigkeit. Auch sie stiftete in verschiedenen Theilen Großbritanniens mit ihr verwandte Vereine, und ließ zu Erreichung ihrer Zwecke Flugschriften in englischer Sprache ausgehen,

---

other Christian Societies, to disseminate among men the saving and pacific principles of Jesus Christ. They are preparing the way for your Society's gaining its object — peace — universal peace, when men shall learn the art of war no more. Most earnestly praying for every blessing to accompany your labour, in promoting peace on earth and goodwill among men, I shall recken it a peculiar honour to be among the members of such a humane Society.

I remain, Sir, your most obedient Servant,

Prince Alex. Gallitzin.

die sie nachher, ins Französische übersetzt und 1822 zu London gedruckt, in Frankreich verbreiten ließ *).

Man sollte fast allerdings mit jenen wohlwollenden Friedensfreunden glauben, daß nur ein gewisser Grad von Verstandesmächtigkeit bei den Nationen, ein lebendigeres Christenthum walten sollte, um den Krieg unter ihnen auszurotten, weil Keiner das wollen könnte, was die göttliche Würde unserer Natur so scheußlich entweiht und den Menschen in Reih' und Glied mit den wilden Bestien setzt. Es ist auch keineswegs zu läugnen, daß die Bestrebung jener Gesellschaften Achtung verdient, weil sie mehr oder weniger mitwirken werden, die Menschen menschlicher zu machen. Dennoch aber dürfte die Hauptsache schwerlich erreicht werden, und man könnte ihnen ungefähr bemerken, was der Kardinal Fleury dem weisen und tugendhaften Abbé de St. Pierre bei Zusendung von dessen Projet de paix universelle entre les potentats de l'Europe antwortete: „Sie haben, als Präliminar-Artikel, vergessen, damit anzufangen, man müsse den Fürsten eine Heerschaar Missionäre schicken, um sie zur Friedensliebe zu stimmen."

Die Gesellschaften zur Beförderung eines allgemeinen Friedens scheinen sich bloß auf die Verbreitung von Grundsätzen christlicher

*) Die vier ersten erschienenen Flugschriften sind: A Solemn Review of the Custom of war (vermuthlich von Noé Worcester). — War inconsistent with the Doctrine and Example of Jesus Christ, by *John Scott*, Esqu. — An Essay on the Doctrines and Practice of the early Christians as they relate to war, by *Thos. Clarkson*, Esqu. M. A. — Ectracts from *Erasmus*. Diese Auszüge aus den Werken des Erasmus enthalten eine Stelle, worin das Vernunftwidrige und Religionverletzende alles Krieges dargethan wird; und der Auszug eines von Erasmus im Jahre 1523 an König Franz I. gerichteten Briefes von ungefähr nämlichem Inhalte.

Moral und Religion beschränken zu wollen, um den Krieg aus der Welt zu verbannen. Aber sie scheinen daneben die Macht der Leidenschaften vergessen zu haben, die im menschlichen Geschlechte nie ganz aussterben, nie ganz unterjocht werden wird; vergessen zu haben, daß Staaten zu Staaten, in ihrem gegenseitigen Verhältnisse, als gedankenbildliche Personen erscheinen, die zum Schutze ihrer natürlichen oder erworbenen Rechte Zwangsmittel zu wählen Pflicht haben; daß es Verletzung des Allerheiligsten, Verbrechen gegen Majestät und Würde der Menschheit sei, das ewige Recht der Menschheit unvertheidigt unter der Tücke wilder Gewalthaber zerreißen zu lassen.

Die Friedensgesellschaften gehen zum Theil so weit, daß sie, aus lauter Liebe zum Frieden, alle Barbareien der Neronen und Robespierre's, den Triumph jedes Unrechts über das Recht, gestatten würden. „Wenn", sagt eine der obenerwähnten Flugschriften, „wenn eine gewaltthätige Regierung tirannisch die Rechte und Freiheiten eines ganzen Volkes vernichtet, dann erhebe sich der wahre Christ, betheure mit großsinnigem Muthe sein Recht gegen das Verbrechen der Tirannei, und dann — strecke er seine Hand den Ketten und Banden hin. Das ist das Betragen des Kämpfers Jesu Christi!" — Diesemnach wäre es ganz im Geiste des Christenthums, wenn ein neuer Attila oder Muhammed vom Orient, oder sonst woher, mit seinen Horden Europa überzöge, alle bürgerliche Ordnungen, alle Kunst und Wissenschaft, alle Gesittung, ja das Christenthum selber, unvertheidigt ausrotten und Finsterniß und Barbarei wieder herrschen zu lassen.

Der Krieg wird nie aus dem menschlichen Geschlechte verbannt, wohl aber zwischen gesittungsreichen Nationen seltener werden können. Und schon würde zur Ehre der Menschheit viel erreicht sein, wäre dies erreicht. Dazu aber müssen sich die christlichen Mächte nothwendig vorher über die Präliminar- und Definitiv-

Artikel einverstehen, welche der Weltweise von Königsberg im Jahre 1795 zum Behuf eines ewigen Friedens vorschlug. Vielleicht hätte Kant, was er damals schrieb, dreißig Jahre später, aus Furcht, Demagog, Ultraliberaler oder Carbonaro zu heißen, ungeschrieben gelassen. Und doch sind die Grundsätze, die er aussprach, nur die Grundsätze des gesunden Menschenverstandes, welche freilich mit den Erscheinungen und Grundsätzen des Tages zuweilen in merkwürdigem Widerspruche stehen.

Kant wird in unserer Zeit mehr genannt und gepriesen, als gelesen. Es mag also erlaubt sein, die Idee dieses großen Denkers hier in ihren Hauptsätzen zusammenzustellen, da sie manchem unserer Leser unbekannt sein dürfen.

Als Präliminar-Artikel zum ewigen Frieden schlägt er den Staaten folgende vor: Es soll kein Friedensschluß für solchen gelten, der mit dem geheimen Vorbehalt des Stoffs zu einem künftigen Kriege gemacht worden; denn sonst wäre es nur Waffenstillstand. — Es soll kein für sich bestehender Staat, klein oder groß, von keinem andern Staate durch Erbung, Tausch, Kauf oder Schenkung erworben werden können. Denn ein Staat ist keine Habe; Menschen sind keine vererbliche oder verkaufbare Sachen. — Stehende Heere sollen mit der Zeit ganz aufhören, und es sollen keine Staatsschulden in Beziehung auf äußere Staatshändel gemacht werden. Denn die Leichtigkeit, Kriege anzufangen, befördert diese, und nöthigt alle Staaten, immerdar im Harnisch zu stehen. — Kein Staat soll sich in die Verfassung und Regierung eines andern Staates gewaltthätig einmischen. — Es soll sich kein Staat im Kriege mit einem andern solche Feindseligkeiten erlauben, welche das wechselseitige Vertrauen im künftigen Frieden unmöglich machen müssen, als da sind: Meuchelmord, Giftmischerei, Brechung der Kapitulation, Anstiftung des Verrathes in dem bisherigen Lande u. s. w.

Seine Definitiv-Artikel zum ewigen Frieden sind: Die bür-

gerliche Verfassung in jedem Staate soll republikanisch sein. Republikanisch ist aber jede Verfassung, in welcher die vollziehende Gewalt (die Regierung) nicht zugleich auch die gesetzgebende, sondern von dieser abgesondert ist. Alle Regierungsform, die nicht repräsentativ ist, ist eigentlich eine Unform, weil der Gesetzgeber in einer und derselben Person zugleich Vollstrecker seines Willens sein kann. (Es sind dies, wie Alles droben, Kants eigene Worte.) — Das Völkerrecht soll auf einen Föderalism freier Staaten gegründet sein. — Das Weltbürgerrecht soll auf Bedingungen der Hospitalität oder Gastfreundschaft eingeschränkt sein.

3.

Die britische Gesellschaft zur Versittlichung der Gefangenen.

Das Motto, welches der Verfasser eines neulich zu Paris erschienenen Werkes über die Gefängnisse an die Spitze desselben stellte: „Als Verirrter geht man hinein, als Schuldiger wieder heraus!" ließe sich noch über zahllose Gefängnisse, Zuchthäuser und Strafanstalten setzen.

Seit der edelsinnige John Howard durch seine Reisen und Schriften die Regierungen der Europäer auf den gewöhnlichen schauderhaften, Gesundheit und Sittlichkeit mordenden Zustand der Kerker, der Gefangenschafts- und Zuchtanstalten aufmerksam gemacht hat, ist wenigstens zur menschlichen Behandlung der Sträflinge, und besonders rücksichtlich der Gesundheitspflege derselben, viel Löbliches gethan worden. Es ist nur zu bedauern, daß erst ein Privatmann aus England kommen und Regierungen zivilisirter Nationen auf eine ihrer Pflichten hindeuten

mußte, die sie, bei ihrem Anspruche auf Weisheit, Menschlichkeit und Religiosität, ohne fremde Mahnung hätten kennen und üben sollen.

Mit der physischen Verbesserung der Gefangenen, Züchtlinge oder Sträflinge hat aber die moralische nicht gleichen Schritt gehalten, sogar in England nicht; und gerade der Zweck aller Strafe, die Besserung der Fehlbaren, wird meistens nirgends mehr, als in den Strafanstalten selbst, zu Grunde gerichtet. So widersinnig sind noch immerdar viele Einrichtungen in unsern Staaten, die sich mit ihrer Gesittung brüsten.

Es war abermals eine Person britischer Herkunft, und wiederum eine Person aus dem religiösen Vereine der Quäker, dessen fromme Grundsätze verhältnißmäßig mehr, denn die aller andern Kirchen, zur thätigen, opferreichen Tugend im bürgerlichen Leben zu begeistern scheinen — es war ein Frauenzimmer, welches in unsern Tagen die allgemeinere Aufmerksamkeit auf moralische Verbesserung der Gefangenen hinleitete.

Frau Elisabeth Fry ließ es schon seit mehrern Jahren ihre liebste Beschäftigung sein, die weiblichen Gefangenen in dem großen Londner Gefängnisse Newgate zu besuchen und die sittliche Verdorbenheit derselben durch religiöse Belehrungen zu heilen*). Sie benahm sich bei dieser Arbeit mit ungemeiner Menschenkenntniß und Vorsicht, und brachte in den verwilderten Gemüthern so außerordentliche Sinnesänderungen hervor, daß die Art ihres Verfahrens und Lebens unter den Gefangenen endlich Gegenstand allge-

*) Umständlichere Nachrichten von dieser edeln Frau findet man in der „Histoire de la Secte des Amis (der Quäker), suivie d'une notice sur Mad. Fry et la prison de Newgate à Londres, par Mad. Adèle du Thon. A Londres, Paris et Strasbourg, chez Treuttel et Würz.

meinerer Aufmerksamkeit und Bewunderung werden mußte. Sie erschien unter den weiblichen Gefangenen, wie die liebende, harmvolle, doch nicht hoffnungslose Mutter unter fehlbaren Kindern, und zog durch ihre Liebe die Herzen dieser Unglücklichen und deren Vertrauen so innig an sich, daß sie über die Gemüther wunderbare Gewalt üben konnte.

Die Menschenfreundin blieb nicht lange allein. Sie nahm Gehilfinnen, und vertheilte die Arbeit unter dieselben, um den Wirkungskreis ihrer Liebe erweitern zu können. Sie ließ es nicht bei den Gefangenen, während des Aufenthalts derselben in Newgate, bewenden, sondern setzte die Verbindung mit denselben, wenn sie nach Botany-Bay gebracht, oder der bürgerlichen Welt zurückgegeben wurden, liebreich fort. Sie machte mit ihrem Bruder Joseph Gurney eine Reise durch England und Schottland, einzig um die Gefängnisse und Straf-Anstalten zu besichtigen. Sie stiftete in jeder Stadt, wohin sie kam, Frauenvereine, um die weiblichen Gefangenen zu besuchen und zu bessern. Diese Vereine dauern noch fort und leisten sehr viel Gutes.

Als sich im Februar 1818 das Unterhaus des Parlaments mit dem Zustande der Gefängnisse beschäftigte, fand man es nöthig, nicht nur, sich über das Streben der Frau Fry zu unterrichten, sondern sie selber vor einen Ausschuß des Unterhauses zu berufen, um ihre Meinung über die Beschaffenheit von Newgate zu vernehmen. — In Irland haben sich, nach dem Muster der englischen, ähnliche Vereine zur Versittlichung der Gefangenen gebildet. Eben so in Rußland, wo zu diesem Zwecke der erste Frauenverein in Petersburg zusammengetreten ist, und Frauen vom ersten Range, wie die wohlthätige Fürstin Mestchersky, sich's zur Ehre rechnen, Mitglieder zu sein, und die Gefangenen ihres Geschlechts persönlich zu besuchen. Derselbe Fall findet in Turin statt.

Am 4. Juni 1821 ward in London die erste allgemeine Versammlung der dort befindlichen Mitglieder des Frauenvereins gehalten. Die Gesellschaft gab sich hier die Benennung **British Society**, eine feste innere Ordnung und Gestalt, sowohl zu ihrem Zwecke, Versittlichung weiblicher Gefangenen, als zu ihrer Verbindung mit den inländischen und ausländischen Vereinen gleichen Zweckes. Die zweite allgemeine Versammlung wurde am 21. Mai 1822 in der „Kapelle der Freunde," Bishopsgate-Street, Nachmittags um 4 Uhr gehalten.

Es ist nicht ganz gleichgültig, im Allgemeinen den Gang zu kennen, welchen jene wohlthätigen Verbindungen zu wählen pflegen, um ihre Absicht zu erreichen. Nachdem sie sich mit den betreffenden Behörden darüber in Einverständniß gesetzt haben, schaffen sie, durch gesammelte Beiträge, Stoff und Werkzeuge zur Verarbeitung desselben an, um den weiblichen Gefangenen anhaltende und nützliche Beschäftigung zu geben. Sie unterrichten dieselben in der Arbeit, und führen eine strenge Tagesordnung ein. „Eine solche Ordnung, bei unordentlichen Weibern und Mädchen dieser Art, einzuführen," schrieb die Marquise Colbert de Barol aus Turin an die britische Gesellschaft im Jahr 1822, „war hier und ist wohl überall das Schwierigste, und für dergleichen Personen einer harten Strafe gleich. Doch jetzt führen sie sich schon gut auf; sie sehen mich schon gern kommen, und bezeigen mir eine Art Zuneigung."

Die Arbeitsstunden sind festgestellt. Es wird bei den Arbeiten Todtenstille beobachtet. Täglich, Morgens, Mittags und Abends, werden, wo nicht gleich anfangs mit Andacht, doch mit Beobachtung äußern Anstandes, auserwählte rührende Gebete und Betrachtungen über religiöse Wahrheiten vorgelesen, oder frei, und auf die Verhältnisse oder Begebenheiten unter den Gefangenen Bezug habend, vorgetragen. Die Bessern empfangen kleine Vor-

züge und Vortheile; die Schlechtern, bei jedem Vergehen, eine zweckmäßige Strafe.

Der reine Gewinn von den verarbeiteten Waaren gehört wenigstens zum Drittel, oder zur Hälfte, den Gefangenen; ein Theil des Gewinns wird ihnen für die Zeit aufbewahrt, wo sie das Recht haben, die Anstalt zu verlassen. Es ist aber dabei Grundgesetz, daß die von den Gefangenen gelieferten Arbeiten nicht in einem so niedrigen Preise verkauft werden, der dem Gewerbsfleiß der Armen in der Nachbarschaft schädlich werden könnte.

Jede der Gefangenen muß eine Handarbeit erlernen, durch die sie sich dereinst, wenn der Tag der Befreiung erscheint, zur Noth selbst erhalten kann. Außerdem wird regelmäßig alle Tage eine gewisse Zeit zum Unterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen geweiht.

Gegenwärtig ist nun auch in Frankreich der Anfang zur Gründung solcher Vereine zur Versittlichuug weiblicher Gefangenen gemacht. Frau Adele du Thon wandte sich dafür vor allen an die „barmherzigen Schwestern" (sœurs de charité), deren Bestimmung schon so viel Verwandtschaft mit den Zwecken des britischen Frauenvereins hat. Sie gab auch in Frankreich die ersten nähern Nachrichten über die fromme Thätigkeit der edeln Elisabeth Fry.

Um noch den Geist dieses achtungswürdigen Frauenzimmers zu bezeichnen, theilen wir zum Schluß einen seiner an Frau du Thon gerichteten Briefe mit:

„Plashethouse, den 30. des 8. Monats 1821."

„Ich höre, meine liebe Freundin, man will in Paris etwas von unsern Anstalten in Newgate bekannt machen. Wäre es wahr, so würde es mir höchst wichtig sein, weil ich denke, das wäre ein Mittel, die Aufmerksamkeit auf die Gefangenen bei einer so mächtigen und gewandten Nation zu ziehen, die dann den Nachbar-

völkern zum Vorbild dienen könnte, damit auch diese endlich die Gefangenschaften und Strafanstalten zu Besserungshäusern der Verbrecher machten, folglich mit Verminderung der Verbrecher selbst die öffentliche Sicherheit vermehrten.

„Wir haben nun bei uns die Erfahrung, daß man in dieser Hinsicht mehr leisten kann, als man anfangs glaubt, ja selbst bei den verstocktesten Verbrechern. Wir müssen daher recht lebhaft wünschen, daß man auch in andern Ländern, zumal in dem durch seine Lage so bedeutsamen Frankreich, dieselben Mittel anwende, wie wir. Aber mir wäre doch lieb, daß man mich, in Allem, was man etwa darüber schreiben möchte, nicht zu sehr hervorzöge. Man hat mir schon zu viel Gutes zugeschrieben, das ich nicht gethan. Denn sobald ich in Newgate zugelassen wurde, unterstützte mich sogleich ein Verein von Frauen, die in mehrern Hinsichten weit fähiger zu diesem wichtigen Geschäft waren, als ich.

„Uebrigens rührt mich's tief, den Segen zu sehen, welchen der Herr über unsere Bemühungen hat verbreiten wollen, und ohne welchen wir niemals so viel geleistet haben würden. Ich möchte also, wenn denn etwa Lob gespendet werden soll, daß es nicht uns, die wir es gewiß nicht verdienen, sondern einzig ihm gegeben werde, dem es allein gebührt.

„Grüße herzlich unsere Freunde zu Thornhouse, und halte mich, liebe Adele, für deine dich wahrhaft liebende Freundin

Elisabeth Fry."

4.
Die Gesellschaft zur Vernichtung des Negerhandels.

Wenn der Mensch, auf die heilige Gesetzgebung der Vernunft und des Gewissens verzichtend, nur schlaues Thier sein und die

Macht seines Verstandes den regierenden Begierden, als Werkzeug, unterordnen will: dann wird er die gräßlichste der Bestien, neben welcher Boa-Schlange, Hyäne und Tiger liebenswürdig stehen. Der dreihundertjährige Handel europäischer Christen mit Menschenfleisch, mit verrathenen Afrikanern, die ihren Heimathen, ihren Hütten, ihren Aeltern, ihren Schwestern, ihren Kindern entrissen, in Schiffe über einander geschichtet, unter einander wimmernd, erkrankend, sterbend, faulend, fernen Weltgegenden zugeschleppt, dort, als Vieh, verkauft wurden — dieser Handel findet an Abscheulichkeit kaum in den Gräueln ein Gegenstück, welche die Wuth bürgerlicher Parteien in Revolutionen, oder die finstere Raserei des religiösen Fanatismus, oder die Gewaltsamkeit und Tücke der Tirannei zur Schau bieten konnte.

Fast dreihundert Jahre lang währte das ruchlose Gewerbe; fast an sechszig bis siebenzig Millionen uns Gleichgeschaffener ward die Würde menschlicher Natur von Bekennern Jesu geschändet, ehe der schmutzige Eigennutz vierhundert Prozent Gewinn fahren lassen wollte, um das Recht der Menschheit in Seinesgleichen anzuerkennen.

Es war abermals die ehrwürdige Kirchpartei der Quäker, welche zuerst Ermahnung und Beispiel zur Abschaffung der empörenden Menschenverkäuferei gab. Längst thaten es diese Familien „der Freunde“ in ihren pensylvanischen Kolonien freiwillig; dann vernichteten sie den Sklavenhandel in ihren Gebieten (1751) gesetzlich. Und von da an hörten sie, wie in Amerika, so in Europa nicht auf, den Mitchristen anderer Kirchparteien das Gebot der Menschlichkeit zuzurufen.

Fast ein halbes Jahrhundert dauerte es, daß die Sache zur Sprache gebracht war, ehe sie in der öffentlichen Meinung so weit gedieh, um im wirklichen Leben Erfolg zu haben. Der edle Clarkson stiftete zu diesem Zweck den thätigen Verein der Men-

schenfreunde, bekannt unter dem Namen der „afrikanischen Anstalt“ (African Institution). Lange kämpften, und vergebens, dafür in den britischen Parlamenten mit ihrer Beredsamkeit die Grandville Sharps, die Fore, Wilberforce u. A. m. Lange war das Höchste, so zu Gunsten der schwarzen Menschen gewonnen werden konnte, mildere Behandlung in den Kolonien selber.

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika waren es endlich, welche den ersten Schritt zum großen Ziel thaten. Am 22. März 1794 verbot der Kongreß allen Einwohnern, am Schwarzenhandel zu Gunsten irgend einer europäischen Kolonie Theil zu nehmen; nur zur Ergänzung der Neger-Bevölkerung in den Vereinigten Staaten selbst war die Einfuhr der Afrikaner einstweilen noch gestattet. Die Beschränkung wurde durch spätere Gesetze immer enger gezogen, und am 26. März 1804 die Einfuhr schwarzer Sklaven in die neuen Staaten Mississippi und Louisiana ganz untersagt.

England folgte diesem Beispiele im Jahre 1806, und verbot allen Briten, für Rechnung und Vortheil fremder Mächte, Hand im Sklavenhandel zu haben. Diese Beschränkungen waren nur Vorbereitungen zum letzten Schritt. Auch er ward zur Ehre der Menschheit gethan. Die zwei großen, das Weltmeer beherrschenden Seemächte, Nordamerika und England, hoben die Einfuhr der Schwarzen in ihren Gebieten gänzlich auf. In demselben Jahre, in demselben Monate (März 1807) wurde, wie in London, so in Washington, die Abschaffung des Sklavenhandels gesetzlich verkündet.

Von nun an bewies sich Großbritannien, als Königin des Ozeans, thätiger, denn jedes andere Reich, für die der Menschheit heilige Sache. Damals, wo das Napoleonische Kontinentalsystem England in feindselige Stellung gegen das ganze Festland

brachte, durfte keine Seemacht Schifffahrt wagen, als Portugal, Englands Bundesgenoß; folglich konnte auch nur dieses den Negerhandel fortsetzen. Doch die britische Regierung führte auch hier, vermittelst des Vertrages vom 19. Februar 1810, mit dem Prinz-Regenten von Portugal die Beschränkung ein, daß die Portugiesen sich nur auf ihren selbstgebauten Schiffen und aus ihren eigenen afrikanischen Pflanzstätten mit Negern für ihre amerikanischen Kolonien versehen könnten. Das geschah fast zu derselben Zeit, als, in der Nachbarschaft dieser Kolonien, die Junta des neuen Freistaates Caraccas die vollkommene Aufhebung des Sklavenhandels erklärte, wie solches bald darauf (3. Mai 1812) auch die republikanische Regierung von La Plata zu Buenos-Ayres that. — Dann folgte Schweden den rühmlichen Vorgängern. Als es von Großbritannien die Insel Guadeloupe empfing, machte es sich durch den Vertrag vom 3. Mai 1813 verbindlich, die Einfuhr von Sklaven, sowohl in dieser neuen, als in allen seinen andern westindischen Besitzungen, ganz und gar abzustellen.

Schon war viel gethan. Als aber Napoleons Macht gebrochen, und mit dem Jahre 1814 sämmtlichen Seemächten der Ozean wieder geöffnet war, drohte von allen Seiten die Wiederkehr des verruchten Menschenhandels. Darum schritt England mit Nachdruck ein.

Schon im Jahre 1794 hatte König Christian VII. von Dänemark verordnet, der Sklavenhandel solle mit dem Schlusse des Jahres 1803 in seinen Kolonien enden. Aber im Kieler Frieden vom 14. Februar 1814 machte sich Dänemark gegen Großbritannien feierlich anheischig, keinem seiner Unterthanen irgend einen Antheil an dem ehrlosen Gewerbe zu gestatten. Auf Englands Einwirken erließ auch der neue König der Niederlande das Verbot (vom 15. Juni 1814) des Neger-Kaufs und Verkaufs. Nicht so rasch folgten Frankreich und Spanien. Jenes (im Vertrag

vom 30. Mai 1814 mit England) verpflichtete sich, den Sklavenhandel erst nach fünf Jahren, und dieses (15. Juli 1814), ihn erst nach acht Jahren völlig abzuthun; bis dahin aber sich bloß auf Einfuhr der Schwarzen nur in ihren Kolonien zu beschränken. Endlich erschien noch die Erklärung des Wiener Kongresses, in welcher sich (8. Februar 1815) die vereinigten Mächte Europens auf die kräftigste und feierlichste Weise gegen den Negerhandel aussprachen. Schon hatte Portugal (22. Januar 1815) durch einen neuen Vertrag mit Großbritannien diesem Gewerbe nordwärts dem Aequator gänzlich entsagt, und ihn für die Gegenden der südlichen Halbkugel abzuthun verheißen lassen.

Das Wiedererscheinen Napoleons in Frankreich bewirkte auch in dieser Angelegenheit des menschlichen Geschlechts Entschiedenes. Eine der ersten Verordnungen Napoleons war die vollkommene Abschaffung des Sklavenhandels, und König Ludwig XVIII., bei seiner Rückkehr nach Paris, blieb dem Beschluß des Kaisers getreu, und bestätigte denselben förmlich im Vertrag mit England vom 20. November 1815. Auch der König von Spanien machte sich darauf gegen Großbritannien (23. September 1817) verbindlich, den Sklavenhandel nordwärts dem Aequator sogleich, und südwärts vom 30. Mai 1820 an, abzustellen.

So ist demnach gegenwärtig Wegschleppung und Verkauf der Schwarzen aus ihrem Vaterlande nicht nur auf der nördlichen, (seit dem Jahre 1823, als bis dahin die Portugiesen noch aus ihren afrikanischen Besitzungen sich Sklaven holen konnten) auch auf der südlichen Halbkugel gesetzlich untersagt.

Allein die rohe Habgier der Menschenhändler entwöhnt sich nicht so leicht von dem Gewinn, der ihr entrissen werden soll. Nur zu gewiß ist es, daß der Menschenraub an den afrikanischen Küsten fortdauerte, wenn gleich verstohlen, unter spanischer, holländischer und portugiesischer Flagge, noch mehr unter französischer.

Denn die Strafen, welche England, die Vereinigten Staaten Nordamerika's, Portugal, Spanien und Niederland gegen die Uebertreter des Gesetzes verhängt haben, sind ungleich strenger, als diejenigen Frankreichs.

Britische Unterthanen, die am Negerhandel Theil genommen, mit Ausnahme der Unteroffiziere und Matrosen, werden zu ein- bis fünfjähriger öffentlicher Strafarbeit, oder zu ein- bis vierzehnjähriger Deportation, die Unteroffiziere und Matrosen auf einem Negerschiffe zu ein- bis zweijähriger Gefangenschaft verdammt.

Der Kongreß zu Washington hingegen hat jeden amerikanischen Bürger, der zur Bemannung eines für den Negerhandel bestimmten Schiffes gehört, oder für dessen Rechnung ein solches Schiff ging, mit Todesstrafe belegt.

Der König von Portugal läßt den Kapitän, Subrecargo und Piloten jedes straffälligen portugiesischen Schiffs auf fünf Jahre lang nach der Küste von Mazambique deportiren, und die Versicherer eines solchen Schiffes den dreifachen Werth vom Betrage der Versicherungssumme zahlen.

Kraft eines Beschlusses vom König von Spanien wird jeder Ausrüster, Kapitän, Hochbootsmann und Steuermann eines spanischen Negererschiffes zu zehnjähriger Deportation nach den philippinischen Inseln verurtheilt.

Laut königlich niederländischen Verordnungen wird ohne Ausnahme Jedermann, der an einem Negerhandel, unter welchem Namen es sei, irgend Antheil nimmt, nicht nur zehn Jahre lang eingesperrt, sondern muß, nach Umständen, auch noch fünftausend Gulden Buße zahlen.

Nordamerika, Großbritannien und Portugal geben außerdem noch dem Entdecker und Anzeiger eines Negererschiffes beträchtliche Belohnungen, entweder nach der Anzahl der dadurch befreiten

Neger, oder überhaupt die Hälfte vom ganzen Betrag der Konfiskation. Noch zweckmäßiger verfährt die britische Regierung, um das Einbringen eines neuen Sklaven in ihre eigenen Kolonien unmöglich zu machen. Sie läßt in ihren Pflanzstätten jährlich die genauesten Aufzeichnungen der darin vorhandenen Neger, deren Geburten, Todesfälle u. s. w. machen, sie amtlich einregistriren, und eben so jede Veränderung, die in den Zwischenzeiten durch Geburt, Tod, Kauf, Tausch u. s. w. bei den zu jedem Hause gehörenden Negern eintritt, obrigkeitlich bescheinigt, in die Register eintragen. In London selbst befindet sich das Zentral-Bureau aller einzelnen Einschreibungen, die hier ein Ganzes von gesammten Kolonien bilden. Durch diese Maßregel wird mit der vollständigen Uebersicht der Schwarzen-Bevölkerung zugleich die genaueste Kontrolle jeder indischen Haushaltung, ihre Neger betreffend, geführt.

Aber alle diese Verfügungen reichten beiweitem noch nicht aus, der grausamen und gewissenlosen Gewinnsucht der Menschenhändler ein Ende zu machen. Sämmtliche Seemächte, die wir oben benannten, auch Frankreich dazu, hielten auf verschiedenen Punkten eigene Schiffe mit der Bestimmung, auf Negererfahrzeuge Jagd zu machen. Und weil in Friedenszeiten keine Macht eigentlich das Recht hat, andere, als ihre eigenen Schiffe der Untersuchung zu unterwerfen, die Negerer aber, sobald sie sich auf dem Meere verfolgt sahen, sogleich fremde Flagge aufzogen und unter derselben sicher mit ihrer Beute entkommen konnten: gestanden sich England, Portugal, Spanien und Niederland das Recht gegenseitiger Schiffsuntersuchung unter gewissen Breiten und in bestimmten Gewässern zu, und zwar also, daß der auf Schleichhandel betroffene Schifffahrer dann von einem Gericht aus Personen beider Nationen beurtheilt werden sollte. Diese Uebereinkunft der vier Seemächte war schon in den Jahren 1817 und 1818 getroffen.

Wenn die vereinigten Staaten Nordamerika's dieser Maß-

regel nicht sogleich beitraten, geschah es, weil der Präsident fand, daß sie mit den Verhältnissen und Gesetzen Nordamerika's außer Einklang war. Denn die vereinigten Staaten besitzen weder an den afrikanischen Küsten, noch in Westindien Kolonien, wohin ein strafbares Schiff geführt werden könnte, um dessen Konfiskation zu begehren. Andererseits hielt sich die amerikanische Regierung, in Gemäßheit ihrer Verfassung, nicht befugt, ihre vaterländischen Strafgesetze außer dem Gebiet der vereinigten Staaten, und von einem gemischten Gericht vollziehen zu lassen, worin die fremden Beisitzer, sobald sie sich des Vertrauens unwürdig machen, nicht abgesetzt werden können. — Demungeachtet bevollmächtigte (im Jahr 1821) der Kongreß den Präsidenten, mit England über diesen Gegenstand zu unterhandeln, und Uebereinkunft auszumitteln.

Die französische Regierung scheint bisher von allen diejenige gewesen zu sein, welche zur Vernichtung des menschenräuberischen Gewerbs den wenigsten Ernst bewies und beweisen wollte. Unter andern politischen Verhältnissen, als diejenigen, die im Jahre 1815 eintraten, hätte Frankreich vielleicht kaum eine so baldige Abschaffung des Negerhandels bewilligt. So fremd ist noch europäische Politik und Staatsverwaltung zuweilen den ewigen Grundsätzen des Menschenrechts, der Religion und einfachen Sittenlehre. Auch wird jenes abscheuliche Gewerbe, wie man hört, am meisten von französischen Schleichhändlern getrieben. Wenigstens ist bekannt, daß, sobald England an Frankreich im Jänner 1817 die französischen Kolonien auf der afrikanischen Küste zurückgestellt hatte, sogleich der verruchte Verkehr wieder vorgenommen wurde. Sowohl die britische, als die französische Regierung erhielten bestimmte Kenntniß, daß mehrere Schiffe, la Reine Karoline, Elisa, Astrie, Sylphe, eine andere Elisa und la Marie, am Senegal vom 25. Jänner 1817 bis zum 15. Juli 1818 schwarze Sklaven weggeführt hatten, und daß man besonders in der französischen Kolonie

Gorea den Negerhandel ohne Scheu und mit verdoppeltem Eifer getrieben habe.

Zwar, als späterhin einige auf der That ergriffene französische Händler von ihren Obrigkeiten abgestraft waren, bewirkte Furcht, wie es scheint, kurzen Stillstand in dem gräßlichen Verkehr, aber endete ihn nicht. Man gebrauchte nur größere Vorsicht, um der Entdeckung auszuweichen. Trotz dem wurden mehrere solcher Menschenraube nachher bekannt; manche noch blieben vielleicht ganz verborgen. Und die schauderhafte Geschichte des französischen Schiffes Le Rodeur wäre vielleicht nie, ohne ein wunderliches Zusammentreffen der Umstände, zur öffentlichen Kunde gelangt. Drei französische Aerzte führten sie nämlich sehr beiläufig in einem von ihnen herausgegebenen reinwissenschaftlichen Werke an (**Bibliothèque ophtalmologique ou Recueil d'observations sur les maladies des yeux, faites à la clinique de l'institution royale des jeunes aveugles**), wo man sie am wenigsten gesucht hätte. Man machte aber von irgend einer Seite her die Herausgeber darauf aufmerksam, zog die erste Ausgabe sogleich zurück, und veranstaltete eine zweite, in welcher jene schreckliche Thatsache weggelassen war. Zufällig jedoch kam ein Exemplar der ersten Ausgabe in die Hände des Herzogs von Broglie, und dieser flocht die unterdrückte Erzählung des grausamen Vorfalls in seine treffliche Rede ein, die er am 28. März 1822 vor der Pairskammer wegen des Negerhandels hielt.

Die Geschichte ist folgende: Das Schiff, der Rodeur, von zweihundert Tonnen, segelte den 24. Jänner 1819 vom Havre nach der afrikanischen Küste, und erreichte den 14. März seinen Bestimmungsort. Das Schiff legte vor Bonny, im Fluß Kalabar, an, um Neger zu kaufen. Die Mannschaft des Schiffes bestand aus zweiundzwanzig Personen, die unterwegs und während ihres Aufenthaltes zu Bonny, der bis zum 6. April dauerte, die

beste Gesundheit genoß. Man bemerkte unter den Küstenbewohnern keine Spur von Augenkrankheit. Erst als das Schiff auf der Rückkehr schon fünfzehn Tage unterwegs und beinahe unter der Linie war, empfand man die ersten Anfälle jenes Uebels.

Man bemerkte, daß die Neger, welche an der Zahl einhundert und sechszig, im untersten Schiffsraum und Zwischendeck liegend, übereinander geschichtet waren, eine bedeutende Entzündung und Röthe der Augen bekommen hatten, die sich mit großer Geschwindigkeit von einem dem andern mittheilte. Man widmete der Krankheit sogleich alle Aufmerksamkeit und vermuthete, sie rühre durch Mangel frischer Luft im vollgepfropften Schiffsraum, und durch Mangel an frischem Wasser her. Denn letzterer ward so groß, daß man zuletzt täglich nur ein halbes Glas voll austheilen konnte.

Dem Rath des Schiffswundarztes Maignian zufolge, lies man die Neger partienweise aus dem Schiffsraum hinaufsteigen, um reine Luft zu athmen. Allein man mußte davon bald wieder abstehen, denn der Schiffskapitän fand dabei schlechten Vortheil. Die unglückseligen Schwarzen, wenn sie über das weite Meer umherblickten, und vergebens nach ihrem Vaterlande suchten, geriethen in schmerzvolle Verzweiflung, umarmten sich und stürzten sich über Bord ins Meer, um nur sterben zu können. Die Krankheit riß aber bei den Afrikanern furchtbarer ein, ward für alle ansteckend, und bedrohte endlich selbst die Schiffsmannschaft. Die Gefahr der Seuche wurde noch durch einen heftigen Durchfall vermehrt, den man dem Gebrauch des Regenwassers zuschrieb. Erst ward davon ein Matrose angegriffen, der unterm Verdeck, dicht bei einem Gitter lag, welches mit dem untern Schiffsraum Verbindung gab. In den drei folgenden Tagen wurden der Kapitän und der größte Theil der Mannschaft von der Seuche angefallen.

Die Leiden und Schmerzen stiegen, so wie die Zahl der Er-

blindenden zunahm. Die Bemannung des Schiffes gerieth in Furcht, daß sich die Neger empören könnten, oder daß noch der letzte Matrose, welcher nicht angegriffen war, und auf dessen Gesundheit die letzten Hoffnungen beruhten, auch aufhören möchte zu sehen. Dann wäre Niemand mehr gewesen, um dem Schiffe die Richtung nach den Antillen zu geben. Ein ähnliches Mißgeschick war am Bord eines spanischen Schiffes, Leon, begegnet, welches vor dem Rodeur umherkreuzte. Die gesammte Mannschaft des Leon war blind geworden, konnte das Schiff nicht mehr leiten und flehte das Mitleiden des Rodeurs an, der fast eben so elend war. Allein die Seeleute auf diesem Schiffe konnten natürlich, wegen ihrer Negerladung, weder ihr Fahrzeug verlassen und auf das spanische steigen, noch die Spanier bei sich aufnehmen.

Der Rodeur kam endlich den 21. Juni in Guadeloupe an, die Mannschaft im erbärmlichsten Zustande. Von den Negern waren neununddreißig Personen vollkommen blind geworden, und die warf man, als unverkäufliche Waare, ins Meer; zwölf konnten noch mit einem Auge sehen; vierzehn hatten mehr oder weniger beträchtliche Flecken auf der Hornhaut u. s. w.

Fast noch empörender ist nachfolgende Begebenheit, welche nach England amtlich einberichtet und dort der Kammer der Gemeinen vorgetragen wurde. Sie betrifft das französische Fahrzeug la jeune Estelle, welches von Engländern aufgefangen, untersucht und nach der Sierra Leona geführt wurde.

Die Schaluppen des englischen Schiffes, der Tartar, hatten nach langem Verfolgen am 4. März 1820 ein verdächtiges Schiff eingeholt. Es war die durch Sklavenhandel berüchtigte jeune Estelle von Martinique, unter Befehl des Olympe Sanguines. Sobald die Engländer zu diesem aufs Schiff kamen, erklärte er ohne Umstände, daß er schon einmal angehalten, und aller Neger beraubt worden sei, die er am Bord gehabt hätte.

Man möge ihn also gehen lassen. Indessen erregte doch die Bewegung und Aengstlichkeit, die man an den Schiffleuten bemerkte, Verdacht, und man schritt zur Untersuchung. Während derselben klopfte einer von den britischen Matrosen sehr zufällig an ein Faß, das sorgfältig verschlossen zu sein schien, und es kam ihm ein Ton entgegen, der wie das Stöhnen eines Sterbenden klang. Auf der Stelle ward das Faß geöffnet, man fand darinnen zwei junge Negerinnen, von ungefähr zehn bis vierzehn Jahren, zusammengedrückt, und im äußersten Augenblick des Erstickens. So wurde das Paar noch zur rechten Zeit von der entsetzlichsten Todesart gerettet.

Sobald die beiden Unglücklichen an Bord des Tartar gebracht worden waren, wurden sie von einer Person erkannt, die auf einem andern Negerschiff gefangen gewesen. Sie hatten einem Kapitän Richards, Kommandant des Schooners the Swift von New-York, angehört. Bei näherm Nachforschen kam heraus, daß dieser Richards, ein amerikanischer Schleichhändler, an einem Orte, Namens Trade-Town, an der Küste Afrika's, gestorben sei, und vierzehn Sklaven hinterlassen habe, unter denen sich auch die beiden jungen Negerinnen befunden hatten. Nach dem Tode Richards war Sanguines mit seinen Leuten ans Land gestiegen, mit Säbeln und Pistolen bewaffnet, hatte sich der vierzehn Sklaven bemächtigt, und sie auf sein Schiff la jeune Estelle gebracht.

Diese Nachrichten blieben dem britischen Befehlshaber des Tartar, Herrn Georges Collier, nicht gleichgültig. Er ließ auf der Stelle das Schiff des Schleichhändlers Sanguines noch einmal durchsuchen, um zu wissen, ob die zwölf andern Sklaven nicht ebenfalls darauf versteckt wären. Die Untersuchung hatte zur Folge, daß wirklich noch ein Schwarzer entdeckt und dem gewissen Tode entrissen wurde. Indessen gehörte dieser Unglückliche nicht zu jenen Zwölfen. Man hatte ihn in der traurigsten Lage

gefunden. Ueber den Wasserfässern im Schiff hatte man nämlich einen Raum gelassen, etwa drei und zwanzig Zoll hoch, wie ein Zwischendeck. In diesem Raum hätten die beklagenswürdigen Schlachtopfer der Habsucht eingepreßt werden sollen, die Sanguines sich von der afrikanischen Küste zu verschaffen gedacht hatte. Hier nun ward auch der arme Neger gefunden, den Leib bedeckt von einer der Dielen, und übrigens zwischen zwei Tonnen eingeklemmt, so daß man ihn kaum bemerken konnte. Man erschrak, als man seiner gewahr ward, und erstaunte, ihn noch lebend zu finden — Sanguines wies sich nun förmlich aus, daß er diesen armen Schwarzen wirklich für acht Dollars, die er in Eisen und Branntewein gezahlt, angekauft habe.

Es blieb noch immer die Frage: wo die von Trade-Town weggeschleppten Sklaven hingekommen wären? Man empfing darüber keine bestimmte Auskunft. Sanguines betheuerte, sie wären ihm alle von einem spanischen Kreuzer weggenommen worden. Aber da erinnerten sich nun die Offiziere vom Tartar mit einer Art Grausen, daß, als sie angefangen hatten, auf die Estelle Jagd zu machen, sie hinter sich mehrere schwimmende Fässer von der Art gesehen, wie das, worin die zwei Negerinnen gefunden worden waren. Ihr Argwohn mag wohl nicht ganz grundlos gewesen sein, daß jedes der ins Meer geworfenen Fässer einen oder einige der Unglücklichen, die man suchte, enthalten habe, und deren sich Sanguines vielleicht entledigt habe, um keine Beweise der begangenen Seeräuberei vorfinden zu lassen. Unglücklicherweise hatten sich die Schaluppen, beim Nachsetzen der Estelle, so weit unter den Wind entfernt, daß es nicht mehr möglich war, die Fässer aufzusuchen. Schwer würde es gewesen sein, gegen den Wind zurückkehrend, die Fässer, und wenn Menschen darin gewesen wären, sie noch lebendig zu finden. Sanguines gab freilich vor, man hätte, um das Schiff leichter zu machen, Wassertonnen ins Meer geworfen.

Aber wenn er sich hatte von jenen zwölf Sklaven losmachen wollen, mußte er sie nothwendig auch in Fässer packen, weil sonst auf den Wellen schwimmende Leichname nicht nur leicht den Seeräuber, sondern auch den unbarmherzigen Mörder verrathen haben würden.

Als der britische Befehlshaber des Tartar dem Sanguines vorwarf: er habe die Gesetze seines Landes schwer verletzt, erwiederte der Nichtswürdige trocken: „Wenn ich strafbar bin, so sind es mehr als vierzig Schiffshauptleute unter französischer Flagge eben so gut, als ich, und mit mir im gleichen Falle."

Der menschenfreundliche Herzog von Broglie führt in seiner Rede über diesen Gegenstand eine Reihe von Thatsachen an, welche die Fortsetzung des Menschenhandels durch Franzosen beweisen, und zeigt, daß nur die gelinden Bestrafungen das Verbrechen gegen die Würde der Menschheit begünstigen. „Was will der Inhalt aller unserer Strafgesetze sagen?" rief er in der Pairskammer mit Unwillen: „Nichts anderes, als: Ihr Handelsleute von Frankreich, es ist euch verboten, bei 500 Fr. Buße, Spekulationen zu machen, die euch 20,000 Fr. Gewinn eintragen!"

Ein Korrespondent „der afrikanischen Gesellschaft zu London" thut dar, daß an der Küste von Afrika ein Neger, den man nach Handwerksausdruck bloß une pièce d'Inde nennt, 300 bis 370 Fr. kostet, und in den französischen Kolonien wieder um 1500 bis 1800 Fr. verkauft wird. In der Subskriptionsliste zur Ausrüstung eines Schiffes von Havre de Grace, worin man den Namen Neger unter dem Wort mulet verbirgt, beträgt der Ankaufspreis von einem mulet ungefähr 500 Fr.; der nachherige Verkaufspreis ungefähr 2700 Fr. Ein ähnlicher Prospektus, der noch im Jahr 1822 in französischen Handelsstädten herumgeboten ward, schlägt die Ankaufskosten für zweihundert und fünfzig Neger auf 35,000 Fr. an, also im Durchschnitt 140 Fr. für eine Person, und den Preis einer jeden beim Verkauf im Durchschnitt auf 2000 Fr. Die Un-

gleichheit der Preise beim Kauf und Verkauf hängt von der Unsicherheit des Handels selbst, vom größern oder geringern Vorrath verkaufbarer Neger an der afrikanischen Küste, und von der mehrern oder mindern Nachfrage in den Kolonien ab.

Inzwischen ist zu hoffen, daß durch die strenge Wachsamkeit der übrigen Mächte, und besonders Englands und Nordamerika's, den Gräueln der Menschenhändler, die jetzt schon ungemein beschränkt sind, gänzliches Ende gemacht werde.

Das Loos der den Negerern entrissenen Schwarzen ist, nach ihrer Erlösung aus den Händen des Räubers, sehr verschieden. England erklärt sie auf der Stelle frei. Da es manchmal fast unmöglich ist, ihre Herkunft und Heimath zu wissen, und ihnen selbst oft unmöglich, ihre väterlichen Hütten im Innern Afrika's wieder zu finden, nimmt man sie im Kriegs- oder Seedienst auf, wenn sie fähig dazu sind. Hier erhalten sie ungefähr den nämlichen Sold, wie geborne Engländer. Taugen sie nichts dafür, gibt man sie auf kürzere oder längere Zeit bei Handwerkern und Kaufleuten in die Lehre, oder schickt sie in die Schulanstalten der Sierra Leona, bestimmt, die Gesittung Afrika's zu befördern.

Ein anderes Verfahren beobachten die vereinigten Staaten Nordamerika's. Die den Schiffen der Schleichhändler entrissenen Neger sind vom Kongreß dem Präsidenten zur Verfügung gegeben; er ist beauftragt, für sie zu sorgen und sie wieder nach Afrika bringen zu lassen, wo die vereinigten Staaten zu dem Ende einen Strich Landes erworben haben. Von da aus werden sie, wenn es immer möglich ist, denjenigen Gegenden wieder zugesendet, in welchen ihre Völkerstämme wohnen.

Die Niederlande, Portugal und Spanien haben in ihren Verträgen mit England festgesetzt, daß die durch Urtheil der zusammengesetzten Gerichtsbehörden den Schleichhändlern entzogenen Neger eine Zeit lang auf Kosten der Regierung, in deren Gebiet

das Urtheil gefällt ward, in Lehre und Unterricht ausgegeben werden sollen, damit sie der bürgerlichen Gesellschaft nützen und sich selber erhalten lernen. Nach Verfluß der bestimmten Lehrzeit genießen sie das volle Recht der Freiheit.

So ward von Allen für das Loos der befreiten Schwarzen menschenfreundlich Bedacht genommen. Nur Frankreich blieb auch hier zurück. Man darf kaum seinen Augen trauen, wenn man das lieset, was der Herzog von Broglie vor der Pairskammer aus August Belliards Zeugnissen (Voyages aux colonies orientales) anführt: „Die königliche Ordonnanz vom 8. November 1819 verfügt, daß die Regierung die von den Schleichhändlern losgemachten Neger in Besitz nimmt, und sie zu Zwangsarbeiten in den Kolonien gebraucht." Ferner, was Belliard meldet: „Um zu verhüten, daß jene Unglücklichen nicht wieder, als gewöhnliche Sklaven, in den Handel kommen, werden sie mit einem glühenden Eisen durch ein Brandmal gezeichnet." — Jede Bemerkung über ein solches Verfahren würde überflüssig sein.

Was der thätigen und endlichen Vernichtung des Negerhandels hin und wieder stark widerstrebt, ist nicht bloß die Gewinnsucht der Menschenhändler, sondern ein Vorurtheil sowohl der Kolonisten, als der Staatsmänner. Diese nämlich stehen im Wahne, daß Pflanzungen, ohne von Sklaven bearbeitet zu werden, zu Grunde gehen müssen, oder doch schlechten Vortheil bringen; daß England, indem es Abschaffung des Negerhandels betreibt, nur die Kolonien anderer Mächte verderben wolle; daß es durch Verbot der Negereinfuhr sich selber weniger benachtheilige, weil es früher darauf vorbereitet gewesen sei.

Hingegen ist in den englischen Niederlassungen nun schon seit fünfzehn Jahren thatsächlich erwiesen: daß die Hand der Freien mehr und besser arbeitet, als die Hand des mißhandelten, dem Vieh gleich gehaltenen Sklaven; daß der Vortheil von Pflanzun-

gen größer ist, wenn man, statt der vielen Menschenhände zum Anbau der Erde, sich des Pfluges, der Säemaschinen und anderer Arbeit sparenden Werkzeuge bedient. Diese Wahrheit, auch schon in der europäischen Landwirthschaft und da bestätigt, wo der Leibeigene und der Frohnbauer dienen müssen, hat sich in den britischen Niederlassungen von Jahr zu Jahr heller erwiesen.

Es kömmt nun darauf an, solche Vorurtheile zu zerstreuen, die den Gesetzen und Verträgen entgegenhandelnden Negerer zu beobachten, ihre Verbrechen an das Licht des Tages zu ziehen, und endlich einmal die Grundsätze des ewigen Rechts zur öffentlichen Meinung zu machen. Dies kann weniger durch Regierungen selbst, leichter durch wohlwollende Vereine von Privatleuten geschehen, denen die Würde der Menschheit heilig ist.

Und auch an diesen Vereinen mangelt es nicht. Die Gesellschaft für christliche Moral in Paris bildete im April 1822 in ihrer Mitte einen besondern Ausschuß für Vernichtung des Negerhandels. Kaum war dies und der Zweck der Gesellschaft bekannt, erfolgten von allen Seiten freiwillige, zahlreiche Unterschriften und Beiträge zur Beförderung der edeln Sache. Es blieb nicht nur bei dem ersten oben erwähnten Zwecke; die Gesellschaft ging weiter. Sie beschloß auch, auf alle Weise an der afrikanischen Küste menschenfreundliche Anstalten zur Zivilisation der Neger begründen oder unterstützen zu helfen, so wie zur Verbesserung des Schicksals der Sklaven in den Kolonien, und des Unterrichts der Negerkinder, mitzuwirken. Sie setzte sich zu dem Ende mit der afrikanischen Gesellschaft in London, sowie mit andern Vereinen und Personen in Europa und andern Welttheilen, für ihr Unternehmen in Verbindung. An der Spitze des erwähnten Ausschusses stehen der Baron von Türkheim, Mitglied der Deputirtenkammer, und der Graf Lasteyrie. Jährlich gibt der Ausschuß von seinen Leistungen öffentliche Rechenschaft. Eine

der jüngsten öffentlichen Handlungen dieser Gesellschaft (August 1823) bestand in der Aussetzung eines Preises von tausend Franken für die gelungenste Denkschrift zu Gunsten der Vernichtung des Negerhandels, mit besonderer Rücksicht auf Frankreichs Interessen und Verhältnisse.

In demselben Jahre, als dieser Verein zu Paris sich die Aufgabe wählte, trat ein anderer in England und zwar in Liverpool zusammen, zur Beförderung einer stufenweisen Milderung und endlichen Abschaffung der Sklaverei in den Kolonien. Denn darin stimmen, nach gemachten Erfahrungen, auch die eifrigsten Freunde der Menschheit überein, daß die Befreiung der Sklaven nicht plötzlich geschehen dürfe, sondern stufenweise und, durch Unterricht dieser dem Vieh gleich gehaltenen Menschenklassen, vorbereitet. Eines der edelsten Gesetze, dessen Wirksamkeit entscheidend ist, erließ unlängst die junge Republik Columbia. Sie erklärte: daß alle auf dem Boden des Freistaates gebornen Kinder der Sklaven Freie sein sollen.

Man hätte erwarten sollen, daß im Zeitraume von fünfzehn Jahren, seitdem England den Negerhandel abgeschafft hatte, die Eigenthümer in den Kolonien selber die ersten Schritte gethan haben würden, ihre Schwarzen menschlicher und zu allerlei Geschäften brauchbarer zu bilden. Allein übelrechnender Eigennutz und Abgestumpftheit des Gefühls verhinderten es. Das Loos der Sklaven ward darum nicht besser, daß ihre Anzahl nach und nach kleiner wurde. Selbst von Seiten der örtlichen Gesetzgebungen ward nicht nachgeholfen. Eine bei diesem Anlasse gemachte auffallende Bemerkung verdient ausgehoben zu werden, daß nämlich im Allgemeinen die Banden der Sklaverei in gleichem Verhältnisse enger und fester geschmiedet sind, einer je größern politischen Freiheit die Herren der Kolonien genießen; und umgekehrt, daß der Zustand der Sklaverei in Kolonien erträglicher ist, die abso-

luten Monarchen, als in denen, die Freistaaten gehören. Während zum Beispiel in den holländischen und britischen Pflanzungen sich das Gesetz fast gar nicht der Negersklaven annahm, bewilligte das spanische Gesetz ihm einen gewissen Theil der Zeit zu seinem eigenen Vortheil, und das Recht, sich durch den Gewinn seiner Arbeit allmälig die Freilassung zu erkaufen. — Fast jedes Jahr erlebte man das traurige Schauspiel von Verschwörungen und Aufständen der Sklaven, die mit wilder Grausamkeit gegen eine barbarische Gesetzgebung ankämpften, durch welche sie aus dem Range der Menschheit verstoßen waren; und dennoch vermochten alle diese Warnungen nichts, allmälige Verbesserung des Sklavenloses herbeizuführen.

Darum ist der Zusammentritt jener Gesellschaft von Liverpool um so beifallswürdiger. Daß sie eben in Liverpool ihr Entstehen nahm, ist allerdings ein Gegenstand der Verwunderung geworden. Denn gerade diese Stadt war früherhin wahre Hauptstadt aller im Negerhandel gemachten Geschäfte; hier waren es die Kaufleute und die Eigenthümer und Ausrüster der Negererschiffe, welche am hartnäckigsten und bis auf den letzten Augenblick gegen die Abschaffung kämpften. Hörte man damals ihre Bittschriften, mit denen sie das britische Parlament bestürmten, so hätte man glauben sollen, ihre ganze Marine würde zu Grunde gerichtet, ihr gesammter Wohlstand vernichtet, Liverpool müsse zur öden Stadt werden. — Was ist erfolgt? Ein ehrlicher, rechtlicher Handelsverkehr trat, ohne gewaltsame Erschütterung, an die Stelle schändlichen Gewerbes; die Kapitalien haben sich seitdem verdoppelt; die Bevölkerung ist in der Stadt rasch angewachsen; alle Arten Reichthums haben sich angehäuft, und Liverpool gibt der Welt neuen Beweis für die Wahrheit, daß die Grundsätze des ewigen Rechts durchaus nicht so sehr mit der Glückseligkeit und dem Wohlstande der Länder im Widerspruche leben, als es ehe-

mals und immer die Lobredner des Herkommens und Schlendrians glauben machen wollten.

Die Gesellschaft von Liverpool, welche gegen Ende des Jahres 1822 entstand, fand, daß ihr Ziel vielleicht schwieriger zu erreichen sei, als es das allgemeine Abschaffen des Negerhandels selbst war. Noch wird in vielen Kolonien die Freilassung der Sklaven mit einer belästigenden Abgabe verbunden. Noch ist in allen Kolonien das Zeugniß keines Sklaven vor Gericht in Zivil- und Kriminalfällen rechtsgültig, sobald es Personen freier Herkunft betrifft. Selbst in Streitfällen über Freiheit eines Losgelassenen und seiner ganzen Nachkommenschaft muß der Schwarze den Beweis leisten, daß er wirklich frei sei; nicht der Weiße, der es läugnet, ist gehalten, Beweise über seine Behauptung zu bringen. Nirgends sind Ehen der Sklaven durch gesetzliche Sanktion gewährleistet, und ihr Unterricht, selbst in religiösen Dingen, ist, mit wenigen Ausnahmen, dem bloßen Zufall überlassen. Noch werden diese Unglücklichen, wie es ihrem Herrn gefällt, verkauft; ohne Rücksicht auf Gesundheit, Familienverhältnisse u. s. w. weggerissen von Weib und Kind, und in entlegene Kolonien versetzt. Noch führt man sie in Haufen, mit der Peitsche, wie eine Heerde Vieh. In den vereinigten Staaten von Nordamerika ist es noch weit schlimmer. Da scheinen mehrere jener Grausamkeiten hin verpflanzt worden zu sein, die ehemals den Kauf und Verkauf der Afrikaner an der Sklavenküste zu begleiten pflegten; die Barbareien werden bis unter den Mauern des Senates verübt, inner welchen die Stellvertreter eines freien Volkes rathschlagen. Tausende von Sklaven werden alljährlich von den virginischen Tabakspflanzungen zu den Ufern des Missisippi geschleppt, um sie zum gewinnreichern Anbau des Zuckerrohres zu verwenden*).

*) Prospectus de la société formée à Liverpool pour l'adoucissement et l'abolition graduelle de l'esclavage.

5.
Die Gesellschaft für christliche Moral in Paris.

Eine in ihrer Art merkwürdige Erscheinung ist die seit einigen Jahren zu Paris gegründete Gesellschaft für christliche Moral (la société de la morale chrétienne). Sie besteht größtentheils aus Mitgliedern der evangelischen Kirche. Ihrem Namen nach sollte man sie fast für einen Verein frommer Geistlicher halten. Aber sie ist nichts weniger als das, sondern aus Männern aller Stände zusammengesetzt. Man findet darin evangelische und katholische Geistliche, Kaufleute, Gelehrte, Kriegsmänner, Herzoge, Grafen u. s. w., in bunter Vermischung; unter andern den Grafen de Lasteyrie, den Grafen Löwenhielm, bevollmächtigten schwedischen Minister in Paris, August und Karl de Staël, Degerando, Baron von Türkheim, Albrecht Stapfer, ehemaligen helvetischen Minister in Frankreich, den Herzog von Broglie u. s. w. Es ist eben so wenig auch eine eigentliche gelehrte Gesellschaft, deren Zweck die Läuterung oder Bearbeitung der christlichen Moral wäre, sondern eine Verbindung, um die Grundsätze ächtchristlicher Gesittung nicht nur auf alle Weise verbreiten zu helfen, durch Lehre und Schrift, sondern sie auch, so viel als möglich, in der bürgerlichen Gesellschaft, und so viel es Privatleuten zusteht, in öffentlichen Verhältnissen geltend zu machen. Im Allgemeinen ist also ihre Aufgabe, mitzuwirken, um die Würde des menschlichen Geschlechts, wo sie irgend verkannt und entweiht ist, durch Belehrung, Ueberzeugung und Verbreitung eines tugendhaften Sinnes emporzuheben. Daher begnügt sie sich nicht bloß mit Abfassung oder Unterstützung solcher Druckschriften, welche ihrem Zweck entsprechen; sondern sie bietet

thätige Hand zur Abschaffung des Negerhandels (wie wir schon erwähnt haben), zur Milderung der Sklaverei, zur Verbesserung des Jugendunterrichtes in den Volksschulen, zur Versittlichung gefangener Verbrecher u. dgl. m.

Es scheint, daß der Zweck der Gesellschaft nicht ganz ohne Mißdeutung geblieben sei; daß man wenigstens — wie dies wohl der Fall bei manchen Theologen sein kann — Bedenken getragen, ob man die christlichen oder vielmehr kirchlichen Glaubenslehren absondern könne, ohne einerseits den Vorwurf des Deismus zu verdienen, oder anderseits Gefahr zu laufen, gegen die Dogmen einer oder der andern Kirchenpartei zu fehlen.

Mit Geist und Klarheit begegnete der ehrwürdige **Albrecht Stapfer** diesen Bedenklichkeiten in einer kleinen Abhandlung, die er der Gesellschaft vorlas, und welche sie des Druckes mit Recht würdig fand*). Die Dogmen des Christenthums, sagte er, dienen, um den Gesetzen der Moral ihre heilsame Wirkung auf die Gemüther zu bereiten. Die Gesellschaft muß sich auf den Wunsch beschränken, daß der Unterricht der Religionsdiener in den verschiedenen Verzweigungen der großen christlichen Familie diese Wirkung hervorbringe, ohne daß sie sich erlauben kann, selber an diesem Unterricht thätig mitzuwirken. Die christliche Moral, getrennt gedacht von allen kirchlichen Dogmen, ist darum nicht minder **christliche** Moral, und keineswegs auf bloße sogenannte natürliche Religion oder Deismus begründet. Freilich sie steht mit den Gesetzen der Natur und Vernunft im allerreinsten Einklang; ihre Grundlage war immerdar tief im Gemüth der Sterblichen; aber der Mensch hatte nöthig, über seine eigenen Mysterien er-

*) Quelques réflexions sur les devoirs que la société de la morale chrétienne s'est imposés, à l'égard des discussions de dogme.

leuchtet zu werden, und eine mächtige Hülfe zu empfangen, um die Tiefen seines Wesen zu ergründen. Christus brachte diese Offenbarung. Er stellte uns das ewige Gesetz Gottes authentisch, in göttlicher Klarheit, in einer erhabenen, nothwendigen Allgemeinheit für jede Zeit und Zone, dar, unangreifbar durch die Zweifel der Vernunft, in vollständiger Anwendbarkeit auf jedes Verhältniß des Menschen zum Schöpfer und Geschöpf, wie sein eigenes Leben beurkundete. Die Moral hat eben durch die Offenbarung erst ihr wahres Sein und Leben empfangen; sie ist dadurch eine ächte Verkündung des Gottesgesetzes, ohne menschlichen oder nationalen Zusatz, ohne alle Lücke geworden, und eine wahre Erhebung durch Christum zum Vater. Sie ist nicht mehr jenes irre Schwanken, jenes dunkle, unsichere Tasten des Alterthums. Sie ist eine helle, unvernichtbare Gewißheit.

„Will man", sagt Stapfer sehr schön, „will man den Abstand recht lebendig fühlen, der zwischen den Grundsätzen des Christenthums und jenem Moralsystem besteht, welches der Menschenvernunft das Edelste schien: so werfe man den Blick auf das Schauspiel, welches fast in gleicher Zeit die Ebenen von Philippi und der Hügel von Golgatha darbieten. Dort auf dem Schlachtfelde gibt sich ein Mann, den uns seine Mitbürger und die Schüler Zeno's als Muster der reinsten Tugend und sittlichen Hoheit darstellen, an menschlichen Dingen verzweifelnd, selber den Tod, weil die politische Partei, von der er das Bessere der Zukunft erwartete, im Kampf gegen die feindliche Faktion unterlegen war. — Hinwieder, auf Golgatha, verlassen von seinen Freunden, unter den Schaudern einer schmachvollen Hinrichtung, bereit ein Leben fahren zu lassen, das, wie es schien, ganz vergebens aufgeopfert war, um die Menschen mit sich selber und mit der Gottheit zu versöhnen, und durch wechselseitige Liebe diese Welt in einen Himmel zu verwandeln, verkündet der Stifter des Christenthums,

das Urtheil gefällt ward, in Lehre und Unterricht ausgegeben werden sollen, damit sie der bürgerlichen Gesellschaft nützen und sich selber erhalten lernen. Nach Verfluß der bestimmten Lehrzeit genießen sie das volle Recht der Freiheit.

So ward von Allen für das Loos der befreiten Schwarzen menschenfreundlich Bedacht genommen. Nur Frankreich blieb auch hier zurück. Man darf kaum seinen Augen trauen, wenn man das lieset, was der Herzog von Broglie vor der Pairskammer aus August Belliards Zeugnissen (Voyages aux colonies orientales) anführt: „Die königliche Ordonnanz vom 8. November 1819 verfügt, daß die Regierung die von den Schleichhändlern losgemachten Neger in Besitz nimmt, und sie zu Zwangsarbeiten in den Kolonien gebraucht.“ Ferner, was Belliard meldet: „Um zu verhüten, daß jene Unglücklichen nicht wieder, als gewöhnliche Sklaven, in den Handel kommen, werden sie mit einem glühenden Eisen durch ein Brandmal gezeichnet.“ — Jede Bemerkung über ein solches Verfahren würde überflüssig sein.

Was der thätigen und endlichen Vernichtung des Negerhandels hin und wieder stark widerstrebt, ist nicht bloß die Gewinnsucht der Menschenhändler, sondern ein Vorurtheil sowohl der Kolonisten, als der Staatsmänner. Diese nämlich stehen im Wahne, daß Pflanzungen, ohne von Sklaven bearbeitet zu werden, zu Grunde gehen müssen, oder doch schlechten Vortheil bringen; daß England, indem es Abschaffung des Negerhandels betreibt, nur die Kolonien anderer Mächte verderben wolle; daß es durch Verbot der Negereinfuhr sich selber weniger benachtheilige, weil es früher darauf vorbereitet gewesen sei.

Hingegen ist in den englischen Niederlassungen nun schon seit fünfzehn Jahren thatsächlich erwiesen: daß die Hand der Freien mehr und besser arbeitet, als die Hand des mißhandelten, dem Vieh gleich gehaltenen Sklaven; daß der Vortheil von Pflanzun-

gen größer ist, wenn man, statt der vielen Menschenhände zum Anbau der Erde, sich des Pfluges, der Säemaschinen und anderer Arbeit sparenden Werkzeuge bedient. Diese Wahrheit, auch schon in der europäischen Landwirthschaft und da bestätigt, wo der Leibeigene und der Frohnbauer dienen müssen, hat sich in den britischen Niederlassungen von Jahr zu Jahr heller erwiesen.

Es kömmt nun darauf an, solche Vorurtheile zu zerstreuen, die den Gesetzen und Verträgen entgegenhandelnden Negerer zu beobachten, ihre Verbrechen an das Licht des Tages zu ziehen, und endlich einmal die Grundsätze des ewigen Rechts zur öffentlichen Meinung zu machen. Dies kann weniger durch Regierungen selbst, leichter durch wohlwollende Vereine von Privatleuten geschehen, denen die Würde der Menschheit heilig ist.

Und auch an diesen Vereinen mangelt es nicht. Die Gesellschaft für christliche Moral in Paris bildete im April 1822 in ihrer Mitte einen besondern Ausschuß für Vernichtung des Negerhandels. Kaum war dies und der Zweck der Gesellschaft bekannt, erfolgten von allen Seiten freiwillige, zahlreiche Unterschriften und Beiträge zur Beförderung der edeln Sache. Es blieb nicht nur bei dem ersten oben erwähnten Zwecke; die Gesellschaft ging weiter. Sie beschloß auch, auf alle Weise an der afrikanischen Küste menschenfreundliche Anstalten zur Zivilisation der Neger begründen oder unterstützen zu helfen, so wie zur Verbesserung des Schicksals der Sklaven in den Kolonien, und des Unterrichts der Negerkinder, mitzuwirken. Sie setzte sich zu dem Ende mit der afrikanischen Gesellschaft in London, sowie mit andern Vereinen und Personen in Europa und andern Welttheilen, für ihr Unternehmen in Verbindung. An der Spitze des erwähnten Ausschusses stehen der Baron von Türkheim, Mitglied der Deputirtenkammer, und der Graf Lasteyrie. Jährlich gibt der Ausschuß von seinen Leistungen öffentliche Rechenschaft. Eine

der jüngsten öffentlichen Handlungen dieser Gesellschaft (August 1823) bestand in der Aussetzung eines Preises von tausend Franken für die gelungenste Denkschrift zu Gunsten der Vernichtung des Negerhandels, mit besonderer Rücksicht auf Frankreichs Interessen und Verhältnisse.

In demselben Jahre, als dieser Verein zu Paris sich die Aufgabe wählte, trat ein anderer in England und zwar in Liverpool zusammen, zur Beförderung einer stufenweisen Milderung und endlichen Abschaffung der Sklaverei in den Kolonien. Denn darin stimmen, nach gemachten Erfahrungen, auch die eifrigsten Freunde der Menschheit überein, daß die Befreiung der Sklaven nicht plötzlich geschehen dürfe, sondern stufenweise und, durch Unterricht dieser dem Vieh gleich gehaltenen Menschenklassen, vorbereitet. Eines der edelsten Gesetze, dessen Wirksamkeit entscheidend ist, erließ unlängst die junge Republik Columbia. Sie erklärte: daß alle auf dem Boden des Freistaates gebornen Kinder der Sklaven Freie sein sollen.

Man hätte erwarten sollen, daß im Zeitraume von fünfzehn Jahren, seitdem England den Negerhandel abgeschafft hatte, die Eigenthümer in den Kolonien selber die ersten Schritte gethan haben würden, ihre Schwarzen menschlicher und zu allerlei Geschäften brauchbarer zu bilden. Allein übelrechnender Eigennutz und Abgestumpftheit des Gefühls verhinderten es. Das Loos der Sklaven ward darum nicht besser, daß ihre Anzahl nach und nach kleiner wurde. Selbst von Seiten der örtlichen Gesetzgebungen ward nicht nachgeholfen. Eine bei diesem Anlasse gemachte auffallende Bemerkung verdient ausgehoben zu werden, daß nämlich im Allgemeinen die Banden der Sklaverei in gleichem Verhältnisse enger und fester geschmiedet sind, einer je größern politischen Freiheit die Herren der Kolonien genießen; und umgekehrt, daß der Zustand der Sklaverei in Kolonien erträglicher ist, die abso-

luten Monarchen, als in denen, die Freistaaten gehören. Während zum Beispiel in den holländischen und britischen Pflanzungen sich das Gesetz fast gar nicht der Negersklaven annahm, bewilligte das spanische Gesetz ihm einen gewissen Theil der Zeit zu seinem eigenen Vortheil, und das Recht, sich durch den Gewinn seiner Arbeit allmälig die Freilassung zu erkaufen. — Fast jedes Jahr erlebte man das traurige Schauspiel von Verschwörungen und Aufständen der Sklaven, die mit wilder Grausamkeit gegen eine barbarische Gesetzgebung ankämpften, durch welche sie aus dem Range der Menschheit verstoßen waren; und dennoch vermochten alle diese Warnungen nichts, allmälige Verbesserung des Sklavenlooses herbeizuführen.

Darum ist der Zusammentritt jener Gesellschaft von Liverpool um so beifallswürdiger. Daß sie eben in Liverpool ihr Entstehen nahm, ist allerdings ein Gegenstand der Verwunderung geworden. Denn gerade diese Stadt war früherhin wahre Hauptstadt aller im Negerhandel gemachten Geschäfte; hier waren es die Kaufleute und die Eigenthümer und Ausrüster der Negererschiffe, welche am hartnäckigsten und bis auf den letzten Augenblick gegen die Abschaffung kämpften. Hörte man damals ihre Bittschriften, mit denen sie das britische Parlament bestürmten, so hätte man glauben sollen, ihre ganze Marine würde zu Grunde gerichtet, ihr gesammter Wohlstand vernichtet, Liverpool müsse zur öden Stadt werden. — Was ist erfolgt? Ein ehrlicher, rechtlicher Handelsverkehr trat, ohne gewaltsame Erschütterung, an die Stelle schändlichen Gewerbes; die Kapitalien haben sich seitdem verdoppelt; die Bevölkerung ist in der Stadt rasch angewachsen; alle Arten Reichthums haben sich angehäuft, und Liverpool gibt der Welt neuen Beweis für die Wahrheit, daß die Grundsätze des ewigen Rechts durchaus nicht so sehr mit der Glückseligkeit und dem Wohlstande der Länder im Widerspruche leben, als es ehe-

mals und immer die Lobredner des Herkommens und Schlendrians glauben machen wollten.

Die Gesellschaft von Liverpool, welche gegen Ende des Jahres 1822 entstand, fand, daß ihr Ziel vielleicht schwieriger zu erreichen sei, als es das allgemeine Abschaffen des Negerhandels selbst war. Noch wird in vielen Kolonien die Freilassung der Sklaven mit einer belästigenden Abgabe verbunden. Noch ist in allen Kolonien das Zeugniß keines Sklaven vor Gericht in Zivil- und Kriminalfällen rechtsgültig, sobald es Personen freier Herkunft betrifft. Selbst in Streitfällen über Freiheit eines Losgelassenen und seiner ganzen Nachkommenschaft muß der Schwarze den Beweis leisten, daß er wirklich frei sei; nicht der Weiße, der es läugnet, ist gehalten, Beweise über seine Behauptung zu bringen. Nirgends sind Ehen der Sklaven durch gesetzliche Sanktion gewährleistet, und ihr Unterricht, selbst in religiösen Dingen, ist, mit wenigen Ausnahmen, dem bloßen Zufall überlassen. Noch werden diese Unglücklichen, wie es ihrem Herrn gefällt, verkauft; ohne Rücksicht auf Gesundheit, Familienverhältnisse u. s. w. weggerissen von Weib und Kind, und in entlegene Kolonien versetzt. Noch führt man sie in Haufen, mit der Peitsche, wie eine Heerde Vieh. In den vereinigten Staaten von Nordamerika ist es noch weit schlimmer. Da scheinen mehrere jener Grausamkeiten hin verpflanzt worden zu sein, die ehemals den Kauf und Verkauf der Afrikaner an der Sklavenküste zu begleiten pflegten; die Barbareien werden bis unter den Mauern des Senates verübt, inner welchen die Stellvertreter eines freien Volkes rathschlagen. Tausende von Sklaven werden alljährlich von den virginischen Tabakspflanzungen zu den Ufern des Missisippi geschleppt, um sie zum gewinnreichern Anbau des Zuckerrohres zu verwenden*).

*) Prospectus de la société formée à Liverpool pour l'adoucissement et l'abolition graduelle de l'esclavage.

5.

Die Gesellschaft für christliche Moral in Paris.

Eine in ihrer Art merkwürdige Erscheinung ist die seit einigen Jahren zu Paris gegründete Gesellschaft für christliche Moral (la société de la morale chrétienne). Sie besteht größtentheils aus Mitgliedern der evangelischen Kirche. Ihrem Namen nach sollte man sie fast für einen Verein frommer Geistlicher halten. Aber sie ist nichts weniger als das, sondern aus Männern aller Stände zusammengesetzt. Man findet darin evangelische und katholische Geistliche, Kaufleute, Gelehrte, Kriegsmänner, Herzoge, Grafen u. s. w., in bunter Vermischung; unter andern den Grafen de Lasteyrie, den Grafen Löwenhielm, bevollmächtigten schwedischen Minister in Paris, August und Karl de Staël, Degerando, Baron von Türkheim, Albrecht Stapfer, ehemaligen helvetischen Minister in Frankreich, den Herzog von Broglie u. s. w. Es ist eben so wenig auch eine eigentliche gelehrte Gesellschaft, deren Zweck die Läuterung oder Bearbeitung der christlichen Moral wäre, sondern eine Verbindung, um die Grundsätze ächtchristlicher Gesittung nicht nur auf alle Weise verbreiten zu helfen, durch Lehre und Schrift, sondern sie auch, so viel als möglich, in der bürgerlichen Gesellschaft, und so viel es Privatleuten zusteht, in öffentlichen Verhältnissen geltend zu machen. Im Allgemeinen ist also ihre Aufgabe, mitzuwirken, um die Würde des menschlichen Geschlechts, wo sie irgend verkannt und entweiht ist, durch Belehrung, Ueberzeugung und Verbreitung eines tugendhaften Sinnes emporzuheben. Daher begnügt sie sich nicht bloß mit Abfassung oder Unterstützung solcher Druckschriften, welche ihrem Zweck entsprechen: sondern sie bietet

thätige Hand zur Abschaffung des Negerhandels (wie wir schon erwähnt haben), zur Milderung der Sklaverei, zur Verbesserung des Jugendunterrichtes in den Volksschulen, zur Versittlichung gefangener Verbrecher u. dgl. m.

Es scheint, daß der Zweck der Gesellschaft nicht ganz ohne Mißdeutung geblieben sei; daß man wenigstens — wie dies wohl der Fall bei manchen Theologen sein kann — Bedenken getragen, ob man die christlichen oder vielmehr kirchlichen Glaubenslehren absondern könne, ohne einerseits den Vorwurf des Deismus zu verdienen, oder anderseits Gefahr zu laufen, gegen die Dogmen einer oder der andern Kirchenpartei zu fehlen.

Mit Geist und Klarheit begegnete der ehrwürdige **Albrecht Stapfer** diesen Bedenklichkeiten in einer kleinen Abhandlung, die er der Gesellschaft vorlas, und welche sie des Druckes mit Recht würdig fand*). Die Dogmen des Christenthums, sagte er, dienen, um den Gesetzen der Moral ihre heilsame Wirkung auf die Gemüther zu bereiten. Die Gesellschaft muß sich auf den Wunsch beschränken, daß der Unterricht der Religionsdiener in den verschiedenen Verzweigungen der großen christlichen Familie diese Wirkung hervorbringe, ohne daß sie sich erlauben kann, selber an diesem Unterricht thätig mitzuwirken. Die christliche Moral, getrennt gedacht von allen kirchlichen Dogmen, ist darum nicht minder **christliche** Moral, und keineswegs auf bloße sogenannte natürliche Religion oder Deismus begründet. Freilich sie steht mit den Gesetzen der Natur und Vernunft im allerreinsten Einklang; ihre Grundlage war immerdar tief im Gemüth der Sterblichen; aber der Mensch hatte nöthig, über seine eigenen Mysterien er-

*) Quelques réflexions sur les devoirs que la société de la morale chrétienne s'est imposés, à l'égard des discussions de dogme.

leuchtet zu werden, und eine mächtige Hülfe zu empfangen, um die Tiefen seines Wesen zu ergründen. Christus brachte diese Offenbarung. Er stellte uns das ewige Gesetz Gottes authentisch, in göttlicher Klarheit, in einer erhabenen, nothwendigen Allgemeinheit für jede Zeit und Zone, dar, unangreifbar durch die Zweifel der Vernunft, in vollständiger Anwendbarkeit auf jedes Verhältniß des Menschen zum Schöpfer und Geschöpf, wie sein eigenes Leben beurkundete. Die Moral hat eben durch die Offenbarung erst ihr wahres Sein und Leben empfangen; sie ist dadurch eine ächte Verkündung des Gottesgesetzes, ohne menschlichen oder nationalen Zusatz, ohne alle Lücke geworden, und eine wahre Erhebung durch Christum zum Vater. Sie ist nicht mehr jenes irre Schwanken, jenes dunkle, unsichere Tasten des Alterthums. Sie ist eine helle, unvernichtbare Gewißheit.

„Will man", sagt Stapfer sehr schön, „will man den Abstand recht lebendig fühlen, der zwischen den Grundsätzen des Christenthums und jenem Moralsystem besteht, welches der Menschenvernunft das Edelste schien: so werfe man den Blick auf das Schauspiel, welches fast in gleicher Zeit die Ebenen von Philippi und der Hügel von Golgatha darbieten. Dort auf dem Schlachtfelde gibt sich ein Mann, den uns seine Mitbürger und die Schüler Zeno's als Muster der reinsten Tugend und sittlichen Hoheit darstellen, an menschlichen Dingen verzweifelnd, selber den Tod, weil die politische Partei, von der er das Bessere der Zukunft erwartete, im Kampf gegen die feindliche Faktion unterlegen war. — Hinwieder, auf Golgatha, verlassen von seinen Freunden, unter den Schaudern einer schmachvollen Hinrichtung, bereit ein Leben fahren zu lassen, das, wie es schien, ganz vergebens aufgeopfert war, um die Menschen mit sich selber und mit der Gottheit zu versöhnen, und durch wechselseitige Liebe diese Welt in einen Himmel zu verwandeln, verkündet der Stifter des Christenthums,

er sei vom Erfolg seiner Sendung überzeugt, und erklärt er, den Willen seines Vaters nun vollbracht zu haben." So Stapfer.

Christus offenbarte ein von der Sittenlehre der Schulen oder Nationen wesentlich Verschiedenes. Ist es gleich mit der Vernunft durchaus Eins, scheint es doch, als habe sich, ohne höhere Hülfe, die menschliche Vernunft nicht zurecht finden können. Es hatte daher von jeher nicht nur Nationalreligionen, sondern auch Nationalmoralen. Und man muß erstaunen, bis zu welchem Grade vernünftige Wesen, ich möchte sagen, von sich selber abfallen und fremdgöttisch werden können. Fast nirgends erscheint diese Abtrünnigkeit der Menschheit von sich selber heutiges Tages auffallender, als bei den Hindu's.

Alexander Fraser Tytler in seinen Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand Indiens (London 1816), führt aus den heiligen Büchern von dort Stellen an, die überall, nur bei den frommen Hindu's nicht, Entsetzen erregen; z. B „Derjenige Bramine, welcher die Rig=Veda's auswendig weiß, ist unsträflich, wenn er auch die Bewohner der drei Welttheile tödtet. — Er kann sogar die Götter verfluchen, wenn er sie nur in vorgeschriebener Form verwünscht." Ein Hindu von den untern Kasten, der einen Braminen bestiehlt, wird lebendig verbrannt; hingegen ist's nur ein geringer Fehler, wenn der Bramine einen Sudder bestiehlt.

Nach den Berechnungen des Missionärs Schröter, der zu Titalya an den Grenzen Tibets wohnt, betrug im Jahre 1820 die Anzahl der indischen Wittwen, welche auf Scheiterhaufen verbrannt wurden — und gewöhnlich ist's der Erstgeborne des unglücklichen Schlachtopfers, welcher anzündet — über dreißigtausend auf der gesammten Halbinsel*). Schröter nahm

*) Aus den auf Befehl des englischen Unterhauses gedruckten Listen geht hervor, daß sich im Jahr 1818 in Bengalen 839, im J. 1819

zur Grundlage seiner Berechnung die mäßigsten Angaben. Neuntausend Kinder waren jährlich ausgesetzt und den Krallen der Raubvögel hingeliefert; viele Kranke lebendig begraben, viele Menschenopfer dem Ganges gebracht.

Wir kehren aber zur Schilderung des Strebens und Lebens der Gesellschaft für christliche Moral zurück. Von ihren Verhandlungen gibt sie selber in einer eigenen Zeitschrift (**Journal de la société de la morale chrétienne**) Rechenschaft Da es ihr darum zu thun sein muß, viele Hilfsmittel und einen ausgedehnten Wirkungskreis zu erhalten, erleichtert sie die Bedingungen sehr, um zu ihr als Mitglied Zutritt zu empfangen. Jeder wird es, der von zwei Gliedern des Vereins vorgeschlagen ist, und einen jährlichen Beitrag von wenigstens 25 Francs zahlt. Sie zählt nicht nur korrespondirende Mitglieder in Frankreich, Deutschland, Schweiz, England u. s. w., sondern es ist auch Hoffnung, daß sich nächstens in London eine Schwestergesellschaft nach ähnlichen Grundsätzen bilden werde.

Und betrachten wir den sittlichen Zustand des heutigen Europa's, so sollte man recht innig allen Ländern ähnliche Vereine wünschen, um den Sieg der christlichen Moral zu befördern, die beiweitem noch nicht die gesammten politischen, kirchlichen, bürgerlichen und häuslichen Verhältnisse, in denen wir leben müssen, durchdrungen hat. Gibt es nicht sogar noch viele Geistliche in allerlei Kirchen, deren Begriffe von der Lehre Jesu so verworren sind, daß sie die Moralität mit einer bloß äußern Ehrbarkeit verwechseln, und den Glauben höher, als alles sittliche Leben stellen;

830, und im J. 1820 597 Frauen mit ihren verstorbenen Ehemännern haben lebendig verbrennen lassen. Unter dieser Anzahl waren im Jahr 1819 112 von 60 — 70, 69 von 70 — 80, und 2 von 90 — 100.

oder daß sie der Erfüllung kirchlicher Vorschriften höhern Werth, als der Beobachtung des ewigen Sittengesetzes beilegen?

6.

Die Traktatengesellschaft zu Paris.

Im Wein berauscht nicht das Wasser darin, sondern der flüchtige Geist; und in der Schwärmerei irgend einer Art nicht das Recht, die Wahrheit, oder Schönheit, wofür geschwärmt wird, sondern die Phantasie und der betäubende Reiz des Gefühls, womit man schwärmt. Wie im guten Wein das Wasser immer nur den geringsten Bestandtheil ausmacht, ist auch in der politischen oder religiösen Schwärmerei das Vernunftgemäße weitaus das Wenigste. Ganz fehlen darf es aber doch nicht; sonst haben wir Wahnsinnige oder Rasende. Hingegen mit der Vernunft allein richten wir unterm Monde wenig aus; sie läßt nüchtern. Der Thron dieser Königin steht unbeweglich auf festem Grunde. Soll er zum Triumphwagen werden, müssen wir ihn mit den Hippogryphen der Phantasie und des Gefühls bespannen.

Denkende Männer, im Besitz der tiefsten Wahrheiten, sind nie Schwärmer, selten nur Begeisterte. Sie denken mehr, als sie handeln. Der Begeisterte, der Schwärmer hingegen will handeln, obgleich er weniger denkt, und er wirkt um sich her aufs Leben ein. Religiöse Schwärmer sind von jeher thätiger gewesen, als religiöse Weltweise, was billig zu beklagen ist. Wäre nicht zum Glück die Schwärmerei ein Rausch, der nicht dauert und sich verschlafen läßt, wie ein anderer: es stände wahrhaftig übel um die Menschheit.

Man kennt die Thätigkeit jener frommen Seelen, welche in

verschiedenen Ländern, durch Ausstreuung kleiner Schriften oder Traktaten, ihre gemüthliche oder abergläubige Andächtelei im Volk allgemeiner machen möchten. Aber minder bekannt, und eine seltene Merkwürdigkeit ist ein Verein christlicher Weltweisen, der zu Paris (1822) zusammentrat, um mit rühmlichen Mitteln einen ganz andern Zweck im Volk zu betreiben.

Ehe ich von denjenigen merkwürdigen Eigenthümlichkeiten rede, wodurch sie sich von ähnlichen Vereinen unterscheidet, die in England, Deutschland und Schweiz bestehen, oder schon längst bestanden, kann ich mich nicht erwehren, auf die wahrscheinliche Veranlassung ihres Ursprunges zu deuten.

Eine dergleichen wahrscheinliche und zwar sehr natürliche Veranlassung ist ohne Zweifel wohl auch der fromm-thätige Sinn derer gewesen, welche jene Verbindungen gründeten. Es befinden sich darunter, wenigstens unter denen, welche die Verwaltungsausschüsse dieser Gesellschaften, mithin die leitende Behörde derselben zusammensetzen, viele evangelische Geistliche, denen pflichtmäßig mehr, als allen andern daran gelegen sein muß, die Worte der Wahrheit, welche sie von geheiligter Stätte verkünden, in bürgerlichen und häuslichen Verhältnissen ihrer Glaubensgenossen wirksam und fruchtbringend zu sehen. Man würde sich aber sehr irren, wenn man glaubte, daß diese Männer irgend einer jener Kirchenparteien angehören, die sich durch Auswahl strengerer Grundsätze, und durch rücksichtlosere oder schwärmerische Anwendung derselben in der wirklichen Welt auszeichnen. Sie sind weder Quäker, noch Pietisten, noch Herrenhuter, sondern Männer von Welt, wissenschaftlich gebildete Köpfe, geistvolle und aufgekärte, darum aber nicht minder begeisterte Freunde des Christenthums.

So auffallend dies Vielen sein mag, muß es fast noch mehr auffallen, daß ihnen das protestantische Frankreich so willig entgegenkömmt, und sich ihnen anschließt, da man vorher, seit einem

Jahrhundert und länger, selten oder nie von dergleichen höhern religiösen Stimmung unter den Franzosen vernahm. Pietisten, Herrenhuter, Quäker, Mennoniten u. s. w. konnten überall in der Welt, nur nicht in Frankreich gedeihen, wo der weit über das Gefühl vorherrschende Verstand und Witz, leichter Sinn und Lebenslust dem religiösen Schwärmen eine unempfängliche Denk- und Gemüthsart entgegenstellte.

Es hat oft mit der frommen Stimmung der Nationen dasselbe Bewandtniß, wie mit der Stimmung einzelner Personen. Man kann sich nicht immer darüber Rechenschaft geben. Indessen am geneigtesten wird der Mensch gewöhnlich göttlichen Dingen, je weniger ihm die irdischen zusagen. Der Blick der Greise oder der Unglücklichen wendet sich am liebsten dem Himmel zu.

In Frankreich scheint bei den Bekennern der evangelischen Kirche ein ähnlicher Fall einzutreten. Die königliche Charte gab ihnen allerdings volles Glaubensrecht. Aber sie waren schon Zeugen, wie man unter eintretenden Umständen die Worte der Charte verschieden auslegen konnte. Sie mußten im südlichen Frankreich die Wirkungen des Pöbelfanatismus, den Priester und Missionarien weckten, lange ungestraft empfinden. Es gab auch in andern Provinzen Verschwörungen gegen den politischen Zustand der Dinge seit Herstellung des Thrones der Bourbonen, aber in schwerere Versuchungen wurde keine der Provinzen geführt, als das protestantische Elsaß. Und wiewohl in keiner der Verschwörungen und theilweisen Aufstände Protestanten zum Vorschein kamen, und wiewohl diese jederzeit den gesetzlichen Weg mit Festigkeit gingen, wickelten sie sich darum doch nicht von dem Verdacht ihrer heimlichen Gegner los.

Dies Alles mag mehr oder weniger in den französischen Protestanten das Gefühl erzeugt haben, als wäre ihre Kirche wieder die bedrohte, wiewohl die Staatsverfassung sie in ihren bürger-

lichen und politischen Rechten den katholischen Mitunterthanen gleichstellt. Die Ahnung gemeinsamer Gefahr zog sie enger zusammen, und machte sie für Behauptung oder Emporhaltung ihres Glaubens entschlossener und thätiger. Einige neuere Beispiele des unbesonnenen Bekehrungseifers katholischer Priester trugen mehr, als zu jeder andern Zeit, bei, daß sie nach Mitteln griffen, die das Gesetz erlaubte, um ihre Kirche zu verwahren. Alle diese öffentlichen oder heimlichen Besorgnisse scheinen die Bildung mehrerer jener Gesellschaften begünstigt zu haben, deren Zwecke religiöser Art sind.

Vom Lebendigerwerden des religiösen Sinnes im protestantischen Frankreich offenbarten sich schon seit geraumer Zeit unverwerfliche Zeugnisse. Es wurden mehrere neue Kirchen gebaut, und neue Kirchgemeinden traten zusammen. Es wurde wiederholt eine größere Anzahl von Pfarrern in verschiedenen Gegenden begehrt; der öffentliche Gottesdienst ward in Städten und Dörfern ämsiger als jemals besucht, und mit wärmerer Andacht gefeiert. Wie in andern europäischen Ländern traten auch in Frankreich Bibelgesellschaften zusammen, und die erste Erkenntnißquelle des christlichen Glaubens wurde, wie nie zuvor, im protestantischen Frankreich beim Volke verbreitet.

Die Einwürfe, welche man den Bibelgesellschaften gewöhnlich wegen ihrer Thätigkeit macht, mögen nicht ganz ungegründet sein. Es ist wohl nicht zu läugnen, daß der gemeine Mann, wenn er sich selber zur Bibel setzt, sie oft widersinnig auslegt. Aber der die schlichte Sprache der Bibel nicht begreift, versteht wohl auch die Worte seines Pfarrers eben so falsch. Der Irrthum des Einzelnen schadet im Allgemeinen dem Reich der Wahrheit so wenig, als der ungerechte Urtheilsspruch eines einzelnen Tribunals die Justizpflege in einem ganzen Lande verdächtig oder entbehrlich machen kann. Ohne das Dasein jener Urkunden hätten wir nur

Priestersagen, und kein Christenthum mehr. Die Meinungen und Begriffe der Jahrhunderte wechselten auf mancherlei Weise in religiöser Hinsicht; aber das schriftliche Wort blieb fest und vereinte immerdar wieder die Auseinandergewichenen zum Geist des Urchristenthums. Die Bibel wird in unsern Tagen nichts Anderes wirken, als was sie in Europa seit achtzehnhundert Jahren gewirkt hat; und diese Erfahrung sollte uns mehr als die Warnung gelten, mit der uns die Klugheit des Einzelnen erschrecken möchte.

Viele haben gerathen gehalten, statt der Bibel, andere zweckmäßige Erbauungsschriften ins Volk zu geben. Ueber das, was die Bibel ist, und seit achtzehn Jahrhunderten leistete, sind Alle einig; über Ton oder Meinung, die in einer Erbauungsschrift neuerer Zeit walten, nicht Alle, ja, die Wenigsten.

Es haben sich in England, Deutschland und der Schweiz eigene Gesellschaften gegründet, um durch Ausbreitung kleiner Schriften, welche Erbauung und Belehrung bezwecken, auf den religiösen Sinn des Volks zu wirken. Quäker, Pietisten, Herrnhuter u. s. w. waren darin besonders thätig. Sie nannten dergleichen kleine Schriften „Traktätlein“, und sich daher gewöhnlich Traktatengesellschaft. Ich möchte nicht entscheiden, was sie Gutes oder Uebles gewirkt haben. Aber das läßt sich mit Zuverlässigkeit sagen, daß eine große Zahl dieser frommgemeinten Flugschriften Erzeugnisse trüber Schwärmerei, verworrener Vorstellungen und abergläubiger Einfalt sind.

Ein anderer Geist scheint diejenige Traktatengesellschaft zu beleben, welche sich (unter dem Namen Société des traités religieux) seit wenigen Jahren in Paris zusammengethan hat. Auch sie will, gleich ihren ältern Schwestern, kleine religiöse Schriften für Leser aus allen Ständen drucken lassen und verbreiten, bald als kurze Lebensbeschreibungen, bald als Gespräche, oder Abhandlungen, bald als Anekdoten, oder als Auslegungen

der heil. Schrift. Aber nie sollen darin andere Grundsätze und Wahrheiten erscheinen, als diejenigen, in welchen alle christlichen Kirchenparteien einmüthig zusammenstimmen, und welche daher der Katholik, wie der Protestant, mit gleicher Erbauung lesen kann.

7.

Ueber den jetzigen Zustand der Juden in den kultivirtesten Staaten Europa's.

Ein Blick im Allgemeinen über die Schicksale der Juden.

Die Geschichte von den Schicksalen der Anhänger des mosaischen Gesetzes ist die Geschichte von der Schmach des menschlichen Geschlechts. Wer sie mit Würde und gründlicher Ausführung schreiben wollte, muß, wenn er kein Menschenfeind ist, über die Arbeit zum Menschenfeind werden. Denn welcher Mann von Gefühl könnte sein ganzes Leben Untersuchungen und Darstellungen einer Geschichte weihen, die einen Zeitraum von mehr denn vier Jahrtausenden, die Schicksale von hundert noch vorhandenen oder längst verschwundenen Nationen dreier Welttheile, und alles Ekelhafte und Grausenvolle umfaßt, was menschlicher Aberglaube, Vorurtheil, Glaubenswuth und die Barbarei der Priester, Fürsten und des Pöbels jemals von Verbrechen übten?

Die mosaische Religion ist vielleicht die älteste des Menschengeschlechts, und zugleich die verfolgteste von allen. Christen und Türken schöpften aus ihren Quellen, und haßten deren Bekenner mit der beispiellosesten Unversöhnlichkeit. Die sonst berühmten Hauptverfolgungen der Christen waren nur Spielerei gegen

die Verfolgungen der Juden, welche sie vorzüglich durch Christen durch alle Jahrhunderte erduldeten.

Und was war das Verbrechen dieser Unglücklichen? — Daß sie der ältesten Religion des Menschengeschlechts, dem Glauben ihrer Väter, getreu blieben, ohne Andere zwingen zu wollen, diesen Glauben anzunehmen; — daß in ihrer Hauptstadt einst, durch den Richterspruch eines Fremden, der Stifter des Christenthums zum Tode verurtheilt ward; eine That, an der das ganze jüdische Volk, damals aus etwa sechs Millionen Seelen bestehend, weder Theil nahm, noch Theil nehmen konnte; — daß sich dies Volk nicht unter Roms Weltherrschaft sklavisch beugen wollte, sondern für seine Freiheit so lange mit heldenmüthiger Verzweiflung kämpfte, bis seine meisten Städte und das ewige Jerusalem selbst in Schutthaufen verwandelt, und die Einwohner derselben auf den Marktplätzen von Terebinth und Gaza um den Preis, wie Pferde, in alle Welt verkauft waren. Ueberwinden ließ sich dies kleine Volk nicht von den damaligen Welteroberern, den Römern; — es mußte zerstreut, es mußte gleichsam mit den Wurzeln aus seinem vaterländischen Boden gerissen und in alle Welttheile auseinander geworfen werden. Und doch ward es nicht vernichtet. Es blieb ein Volk, ohne Vaterland, ohne Oberhaupt und Staatsgesetz; lebte Jahrtausende als Fremdling unter den verschiedensten Nationen, ohne sein Blut mit denselben, ohne Sitte, Sprache und Glauben mit ihnen zu vermengen, rein, selbstständig, standhaft. Alle Schandflecke der europäischen Völkergeschichte, alle Gräuel der Religions- und Bürgerkriege, Bluthochzeiten, Dragonaden, sizilianische Vespern, Füsilladen, Noyaden, Guillotinaden, findet man in der Geschichte des wehrlosen jüdischen Volks unter andern Namen wieder beisammen. Und doch bestand dies Volk unaustilgbar, einzig in seiner Art, bis auf den heutigen

Tag. Die ganze Weltgeschichte kennt kein Beispiel, diesem Völker-Wunder gleich.

In jenem Zeitpunkte, da das jüdische Volk im Orient den Gipfel seiner Größe erreicht hatte, unter David und Salomo; in jener Zeit, da es erobernde Heere bis Aegypten sandte, Eigenthümer aller Kenntniß der uns bekannten ältesten Welt war, also, wie Schlözer es hieß, ein mächtiges, ein kultivirtes, ein Hauptvolk der Welt war, bestand es aus nicht mehr denn etwa fünf Millionen Seelen. Die jetzt unter mancherlei Druck in vier Welttheilen zerstreuten Juden machen gewiß zusammen eine Bevölkerung von beinahe acht Millionen Seelen aus.

Und von dem Augenblick ihrer Zerstreuung an wurden diese beklagenswürdigen Fremdlinge, wohin sie auch kamen, von allen Nationen als unverbesserliche Andersgläubige gehaßt, wie Sklaven verachtet und zurückgestoßen. Umsonst sprach für sie die Stimme der Menschlichkeit und das hohe Gebot der Liebe aus Christus Munde; umsonst waren in ihrer Mitte Talente, Tugenden, Wissenschaften und Reichthümer — was sie umfaßten, schien den fanatischen Völkern glanzlos und entheiligt zu sein. Bald mußten sie, um sogleich erkannt zu werden, gelbe Hüte tragen, bald einen gelben Ring von Tuch an dem Obertheil des Kleides, bald ein Horn an ihrer Mütze, bald ein anderes entehrendes Kennzeichen.

Der Stand einer zweitausendjährigen Erniedrigung und Verworfenheit konnte endlich seine Wirkung nicht verfehlen. Die zur Sklaverei Herabgewürdigten mußten Sklaven-Denkart annehmen, und dadurch Gegenstände des Ekels und der Verachtung werden. Erst nachdem die Anhänger des Evangeliums und des Korans dies Volk verkrüppelt hatten, betrachteten sie es als eine Abart des Menschengeschlechts. Selbst Voltaire, der so gern mit seiner Duldung prunkte, und sich auf philosophische Paradoxie

viel zu gute that, versank in die Vorurtheile des Pöbels und seines Jahrhunderts. Die Päpste selbst waren duldsamer, als er.

Als Ferdinand der Katholische mit abscheulicher Frömmigkeit im März 1492 durch einen einzigen Federzug 70,000 jüdische Familien und einen Reichthum von dreißig Millionen Dukaten aus Spanien vertrieb, öffnete Papst Alexander VI. ihnen seine Staaten. Klemens VI. machte Avignon zu ihrem Asyl, als sie in allen Gegenden Europa's mit Feuer und Schwert verfolgt wurden. Viele andere Päpste mahnten Regenten und Völker von den Grausamkeiten gegen die Juden ab, und manche nannten sich öffentlich Schutzherren der Israeliten in der christlichen Welt.

Freilich dieser Edelsinn war nicht das Erbtheil aller Priester. Als Philipp III., König von Spanien, so erzählt man, einem Auto-da-Fe beiwohnen mußte, konnte er sich der Thränen nicht enthalten, da er eine junge Jüdin und einen maurischen Knaben, fünfzehn oder sechszehn Jahre alt, zum Scheiterhaufen wanken sah. Der Großinquisitor aber machte die schöne Thräne des Mitleids auf der Wange eines Königs zum Verbrechen, das nur mit dem königlichen Blute auszusöhnen war. Dem Monarchen mußte zur Ader gelassen werden, und dann ward das Blut — verbrannt.

Selbst der Reformator Martin Luther, mit unaussprechlichem Haß gegen die Juden erfüllt, wiegelte die Fürsten gegen sie auf, predigte, daß der Christ nächst dem Teufel keinen erboßtern Feind habe, als den rechten Juden, und gab sogar den fanatischen Rath, „daß man ihre Synagogen mit Feuer anstecke, und was nicht verbrennen wolle, mit Erde überhäufe und beschütte, daß kein Mensch einen Stein oder Schlacken davon sehe ewiglich."

Die Verfolgungen der Juden dauerten noch bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts, da sie im Jahre 1744 ohne Ursache, vermuthlich bloß in gottseligem Eifer, aus Böhmen vertrieben

wurden. Die Regierung erkannte inzwischen ihre Unschuld, bereute die barbarische Handlung, und rief die Verbannten schon im folgenden Jahre wieder zurück.

Jetziger Zustand der Juden in England, Frankreich und Oesterreich.

Erst unser Zeitalter, wahrhaftig sonst nicht als das menschlichste zu preisen, begann menschlicher gegen das unglückliche Volk zu denken und zu handeln. England gab den übrigen Nationen das erste Beispiel. Eine Parlamentsakte vom Jahr 1753 gewährte den Juden das Bürgerrecht, doch nicht das Recht zu allen Staatsämtern. Sie gestattete ihnen freien Handel und das Recht, Ländereien zu kaufen.

Frankreich folgte. Ludwig XVI. befreite im Jahre 1784 die Juden von der Entrichtung des schändlichen Leibzolls, welcher die Bekenner Mosis mit dem Vieh in eine Klasse setzt und die Menschheit erniedrigt. Napoleon aber that mehr. Am 28. Juli 1806 versammelte sich zu Paris auf sein Geheiß der große Sanhedrin, unter dem Vorsitz des ehrwürdigen portugiesischen Juden Furtado von Bordeaux. Seitdem genießen die Israeliten des französischen Reichs, die nützliche Gewerbe treiben, völliges Bürgerrecht. Viele Juden bekleiden in verschiedenen Fächern öffentliche Aemter; sie dienen als Soldaten und Offiziere bei der Armee, und werden, ohne Rücksicht auf ihre Religion, zu höhern Stellen im Heere befördert, wenn Talente und Tapferkeit sie dazu eignen.

Früher noch, als Ludwig XVI. und Napoleon in Frankreich, verbesserte der edelmüthige Kaiser Joseph II. das Schicksal des jüdischen Volks in den österreichischen Staaten. Ohne Rück-

ficht auf ihre Religion machte er die Verehrer des mosaischen Gesetzes zu Bürgern seines Reichs durch Dekrete vom Jahre 1781. Er befreite sie von allen besondern Abgaben, die sie auf herabwürdigende Weise von christlichen Insassen unterschied; nahm ihnen ihre besondere Gerichtsbarkeit, gab ihnen Schulen unter Aufsicht der christlichen Schuldirektion; gestattete ihnen eigene Buchdruckereien; öffnete ihnen alle inländischen Hochschulen zum Studium jedes Zweiges der Gelehrsamkeit; gab ihnen frei alle Künste und Handwerke, alle Arten des Handels und der Fabriken, eben so auch den Ackerbau zu treiben; doch mußten sie sich überall jüdischer Glaubensgenossen zu Arbeitern bedienen, so viel als möglich.

Durch diesen Beschluß traten drittehalbhunderttausend Seelen aus der politischen Sklaverei in die bürgerliche Freiheit über, und der Erfolg bewies, daß die Hirngespinnste und Vorurtheile des Pöbels gegen die Juden — Hirngespinnst und Vorurtheil waren. Freilich, der Geist, welchen ein mehrtausendjähriges Joch tief niedergebeugt hatte, konnte sich eben nicht so schnell zur Veredlung erheben, als dies Joch durch die Hand des philosophischen Kaisers zerschmettert war — aber wenige Jahrzehende reichten hin, um zu beweisen, daß der Mensch in seiner Freiheit tapfer, redlich, weise und arbeitsam sein könne, er möge das Gesetz Mosis oder Christi verehren. In allen Gegenden der österreichischen Monarchie zeichneten sich jüdische Bürger vortheilhaft aus. Moses von Hönig ward in den Freiherrnstand erhoben — wer hätte vormals an einen jüdischen Baron gedacht? — Die Leinwand-, Cotton- und Zitzmanufakturen der Juden in Böhmen gehörten bald zu den ausgezeichnetsten des Landes, und die ersten Fabrikarbeiter, als Koloristen, Modelstecher u. s. w. waren Juden. Alle diese Manufakturen sind erst lange nach Josephs Dekreten entstanden. Die Juden wurden seitdem beim Militär, wie im Zivil-

wesen, angestellt, und können ohne Ausnahme alle bürgerliche Gewerbe treiben, selbst Freiherren, Grafen und Landstände werden.

Ihr Zustand im nördlichen Deutschland. — Preußen. — Sachsen.

Oesterreich hat also unter den polizirten Staaten Europens den Ruhm, der erste gewesen zu sein, welcher in Rücksicht der jüdischen Religionsgenossen richtige Grundsätze, wie Vernunft, Menschlichkeit und Klugheit sie gebieten, aufgestellt und geübt hat. Joseph that nicht weniger, als Napoleon nach ihm. Joseph hatte zu seiner Zeit mit größern Schwierigkeiten zu kämpfen, und handelte, vielleicht gerade aus dieser Ursache, geräuschloser als Napoleon, aber darum nicht minder durchgreifend und wohlthätig. Der Israelit im österreichischen Kaiserstaat freut sich einer milden Regierung, wie jeder Bürger, freut sich zahlreicher Unterrichtsanstalten, und zu Prag, wie zu Lemberg in Gallizien, seiner Hochschulen zur Bildung von Rabbinern.

Im nördlichen Deutschland, wo man von jeher gewohnt war, mehr zu klügeln, als zu handeln, oder vielmehr wo die Arbeiten großer Schriftsteller den wenigsten Einfluß auf die Fürsten und den Geist ihres Kabinets hatten, fand sich lange kein einziger Fürst, der Josephs Beispiel nachzuahmen Großsinn genug gehabt hätte. Und doch war in der neuern Weltgeschichte kein Land, welches einen so seltenen Reichthum ausgezeichneter Gelehrten und Künstler jüdischer Religion aufzuweisen hatte. Nicht England, nicht Frankreich, nicht Oesterreich prangte mit so berühmten Namen, als Preußen. Dort lebte kein Mendelssohn, kein Bendavid, kein Markus Herz, kein Salomon Maymon u. s. w. Umsonst erhoben ein Schlözer, ein Dohm, ein Herder, und

zahllose andere der vortrefflichsten Geister, ihre Stimmen für die Freiheit der mosaischen Religionsgenossen. Das Höchste, so erreicht ward, war die Aufhebung des schändlichen Leibzolls, den Preußen, Braunschweig, Mecklenburg, Hannover, Anhalt, Baden, Würtemberg, Salzburg u. a. m. vernichteten.

Dies ist die ungeheure Gewalt des mit Muttermilch eingesogenen Vorurtheils, und der Gewohnheit, daß auch Fürsten, die den glänzendsten Ruhm der Aufklärung genossen oder liebten, weder menschlich genug sein konnten, einer durch die Barbarei der fanatischen Vorwelt verdammten Klasse ihrer Unterthanen die Rechte der Menschheit und freier Unterthanen zuzugestehen, noch klug genug sein mochten, von den Talenten und Kräften eines Theils ihrer Unterthanen den höchsten Gewinn für den Staat zu ziehen. Sogar noch heutiges Tages streiten deutsche Schriftsteller für und wider die bürgerliche Freiheit der Juden, nachdem Joseph der Zweite und Napoleon schon Ideen verwirklicht haben, an deren Ausführbarkeit die Engherzigkeit noch zweifelt.

In den preußischen Ländern ist das Loos der Unterthanen mosaischer Religion durch die Menschlichkeit des Königs Friedrich Wilhelm III. (seit 1811) entschieden und den übrigen Unterthanen in bürgerlichen Rechten gleichgestellt worden,

Im Königreiche Sachsen sind sie noch von bürgerlichen Gewerben ausgeschlossen, und im entehrendsten Druck. Sie müssen die schwersten Abgaben zahlen, und dürfen sich ohne kostbare Pässe von keiner Stadt des Landes zur andern bewegen. Ausländische Juden, die außer den Meßzeiten Sachsen zu durchreisen genöthigt sind, müssen jeden Tag die Luft verzinsen, die sie einathmen. Sachsen ist wahrscheinlich noch das einzige Land in Europa, wo der für die Bekenner der mosaischen Religion kränkende, für den Staat schimpfliche Leibzoll entrichtet werden muß! — Erst auf Verwendung des Kasseler Hofes wurden westphälische Un-

terthanen jüdischer Religion, wenn sie die Leipziger oder Naumburger Messen bereiseten, aber auch nur diese, von Entrichtung des Leibzolles frei.

Verhältniß der Juden in Bayern, Baden und andern deutschen Ländern.

Nur die verderblichen, alles Gute im Keim verderbenden Kriege hinderten lange die Vollziehung menschenfreundlicher Entwürfe für die jüdischen Unterthanen des Königreichs Bayern. Schon ein kurfürstliches Edikt vom 26. Jänner 1802 bereitete auf die Verbesserung ihres Schicksals vor; nachmals ward ihnen zu Fürth eine Akademie für Rabbiner gegründet.

Der Großherzog von Baden hatte schon durch ein Reskript vom 20. Jänner 1804 alle einheimische und fremde Juden von Leibzoll, Judengeleit, Passiergeleit und ähnlichen Erfindungen ehemaliger frommer Finanzmänner befreit; und durch die Verordnung vom 4. Juli 1808 wurden die badenschen Unterthanen mosaischer Religion zu erbfreien Staatsbürgern erklärt. Jeder Jude, welcher sich ausweisen konnte, daß er eine mit den Christen gleichförmige Nahrungsart trieb, erhielt das Ortsbürgerrecht; so lange ist er nur Schutzbürger.

Der weise und gute Karl von Dalberg, einst Fürst-Primas von Deutschland, half nicht minder das Weise und Gute in dieser Hinsicht befördern. Er vernichtete dies Ueberbleibsel eines barbarischen Zeitgeistes schon im Jahr 1804, und gab seitdem auch der Judenschaft von Frankfurt am Main, die sich daselbst im Jahr 1807, mit Einschluß fremder Mägde und Bediente, auf 4270 Seelen belief, eine edlere Organisation, die zum Theil Aehnlichkeit mit den Napoleonischen Verfügungen hat, aber durch Lokalverhältnisse eigene Beschränkungen empfing.

Im ehemaligen Königreich Westphalen wurden Napoleons menschliche und staatskluge Grundsätze in Betreff der Bekenner des mosaischen Gesetzes ohne Widerrede ins Leben eingeführt.

„Es ist mein und der Konstitution meines Landes Wille,“ sagte zu den Deputirten der Judenschaft Hieronymus, König von Westphalen, „keinen Unterschied zu machen unter allen meinen Unterthanen, sie seien von welcher Religion sie wollen.“

Durch ein Dekret vom 27. Jänner 1808 gab er den jüdischen Bewohnern seines Reichs alle Rechte und Freiheiten, deren die christlichen Unterthanen genießen, ohne Bedingung, ohne Einschränkung. Einer der achtungswürdigsten Israeliten Deutschlands, Herr Jacobson von Braunschweig, geheimer Finanzrath, ward Präsident des westphälischen Konsistoriums mosaischer Religion.

Beim Einschreiben der jungen Leute in die Konskriptionsliste fand sich die sämmtliche waffenfähige Mannschaft der Juden pünktlich ein. Viele andere erlernten Handwerke und Künste bei christlichen Meistern. Ein jüdischer Einwohner von Minden, Herr Isaak Levi Lindenheim, ward zum Kriminalrath ernannt; ja der Oberst der königlichen Gardes du Corps selbst war ein Jude und schon als französisch-kaiserlicher Offizier rühmlich ausgezeichnet.

Und in Schweden, Dänemark, Rußland.

Selbst im nördlichen Europa sind die Israeliten nicht mehr, wie einst, Heloten der Christenheit. Schweden begünstigt schon seit geraumer Zeit die Juden, fordert ihnen keinen Leibzoll ab, und räumt ihnen große Freiheiten ein. In Dänemark ist dies der gleiche Fall, und am 16. September 1803 wurde auch in den deutschen Staaten des Königs von Dänemark der Leibzoll für ewige Zeiten abgeschafft. Sie haben hier Erlaubniß, alle bürgerlichen Handwerke und Gewerbe zu treiben. Es bildete sich zu

Kopenhagen eine Prämiengesellschaft zur Unterbringung der jüdischen Jugend bei Handwerkern und Künstlern. Mit nicht geringerm Edelmuth nahm sich Alexander von Rußland der israelitischen Familien seines Reiches an; ohne Rücksicht auf ihre Religion gewährte er ihnen die Rechte des Menschen und des Bürgers. Nicht mehr als Verstoßene, sondern als freie Theilnehmer an der öffentlichen Glückseligkeit, tragen sie zur Vermehrung des Wohlstandes in diesem unermeßlichen Reiche bei.

Desgleichen in der Schweiz.

Man fand die Israeliten im dreizehnten Jahrhundert noch in allen Hauptstädten der Schweiz, in Bern, Zürich, Schaffhausen, Basel u. s. w.; ebenso waren sie in den Munizipalstädten Winterthur, Zofingen u. s. w. ansäßig, bis sie unter den gräßlichsten Verfolgungen, durch Aufwiegelung der Geistlichen, überall verschwanden. Nur in zwei Gemeinden des Kantons Aargau blieb ein kleiner Ueberrest, der in allem gegenwärtig 600 bis 700 Seelen betragen mag.

Schon im Jahre 1798 trugen einige aufgeklärte und menschenfreundliche Mitglieder der gesetzgebenden Räthe der helvetischen Republik an, ihnen das schweizerische Bürgerrecht einzuräumen; aber das Vorurtheil der Menge siegte, und sie blieben wie Fremdlinge im Schutze des Staates. Ihr Loos war niemals hart; selbst vor der Revolution der Schweiz schon hatten sie weit geringere Abgaben, als andere Landleute ihrer Nachbarschaft, damals Unterthanen der Stände Zürich, Bern und Glarus. Für Erneuerung eines Schutzbriefes zahlten sie alle sechszehn Jahre vierhundert Gulden, und von jedem Hause jährlich zehn Gulden Abgabe, die den Aermsten sogar noch immer erlassen ward. In allem waren sie den bürgerlichen Gesetzen unterworfen, so daß auch ihre

Rechnungen, Anleihen u. dgl. vor christlichen Beamten gefertigt werden mußten. Man kann leicht glauben, ihr Zustand verschlimmerte sich seitdem nicht, wiewohl sie nicht als Schweizerbürger angesehen und behandelt werden.

Doch eben daß ihnen die Rechte des Staatsbürgers nicht gewährt sind, daß sie sich im Verhältniß ihrer Anzbhl auf einen engen Wirkungskreis ohne Handwerke, Künste und Landbau, nur mit Handel und Schacherei, beschränken mußten, zwang sie, in sittlicher Verwilderung zu bleiben, und alle Untugenden der Armuth und Noth zu treiben.

Uebersicht der in den meisten Ländern zur Nationalisirung der Juden angewandten Mittel.

Alle Verbrechen, alle Laster, welche man, oft nicht mit Unrecht, der Mehrheit des jüdischen Volkes anrechnete, Meineid, Betrug, Dieberei, Wucher, Vorurtheil, Unflätigkeit, Christenhaß, waren Wirkungen der vernunftlosen Behandlung dieser Unglücklichen. Ich zweifle keinen Augenblick daran, daß alle diese Laster auch die Mehrheit des Christenvolkes bezeichnen würden, wenn es zerstreut und unter ähnlichen Verhältnissen, wie die Israeliten, unter andern Nationen seit zwei Jahrtausenden hätte Sklavenleben führen müssen.

Daß endlich die Reiche unsers Welttheils zur Menschlichkeit gegen die Anhänger der ältesten Religion zurückkehren, ihnen die Rechte der Menschheit in der bürgerlichen Gesellschaft zurückgeben, gehört zu den glänzendsten Zügen unsers Zeitalters, die der Geschichtschreiber dem Beifall der Nachwelt überliefert.

Wahr ist es, daß plötzliches, unvorbereitetes Freimachen eines in langer Sklaverei entarteten Volkshaufens manchem Staat nachtheilige Wirkungen bringen könnte. Aber fast überall bemerken

wir, daß die Weisheit der Gesetzgeber den Gefahren glücklich wehrte, indem sie, wie nach schweigender Verabredung, fast überall die gleichen Maßregeln wählten.

Es ist lehrreich, die vorzüglichsten derselben kennen zu lernen.

1. Jeder jüdische Familienvater muß, wie z. B. im ehemaligen Königreich Westphalen, in den primatischen Ländern u. s. w. dem Namen, unter welchem er bekannt ist, einen andern Namen beifügen, der, wie bei den Christen, der unterscheidende Familienname wird. Die Vornamen der Juden dienen künftig, wie bei Christen, nur zur Bezeichnung der Individuen der Familie. Doch dürfen sie keinen Namen von einer Stadt, oder einer schon bekannten Familie wählen. Mit diesem Geschlechtsnamen werden sie öffentlich behandelt; sie müssen ihn bei Unterschriften gebrauchen; er erbt auf ihre Kinder u. s. w.

2. Die Juden sind ohne alle eigene Gerichtsbarkeit, sondern stehen mit den Christen unter gleichem Gesetz, vor gleichem Tribunal. Sie können ihren religiösen Glauben für sich haben, aber dürfen kein besonderes Volk, kein Staat im Staat sein. Ihr Rabbi hat keine richterlichen Fragen mehr zu entscheiden; ihr Gesetz, ihr Talmud, ihre Traditionen und Gebräuche haben keinen bürgerlichen Rechtswerth. Ohne Vorzeigung eines bürgerlichen Erlaubnißscheins darf kein Rabbi irgend eine Ehe einsegnen. Ohne vorherige Anzeige bei der christlichen obrigkeitlichen Behörde darf keine Beschneidung vorgenommen werden. Es darf Niemand beschneiden, ohne vom Kreisphysikus geprüft und beeidigt zu sein. Alle Kontrakte, Handlungsbücher und Schriften, die jemals vor Obrigkeiten in Prozessen u. s. w. erscheinen können, müssen deutsch oder in Landessprache geschrieben sein; das Hebräische oder Jüdisch-Deutsche hat vor Gerichten keine Rechtsgültigkeit. In Frankfurt hat die jüdische Gemeinde einen Verwaltungsrath für ihre äußern und innern Angelegenheiten. Sie wählt denselb

aus zwölf ihrer achtbarsten Familienväter; und die Obrigkeit fügt zu diesem einen Kommissarius und einen Gemeindeschreiber, beide christlicher Religion. Der Letztere ist zugleich einziger Notarius der jüdischen Gemeinde und führt in den Versammlungen das Protokoll.

3. Die Schulen stehen unter der Aufsicht des christlichen Schulraths; sie werden in Rücksicht der Methode und Einrichtungen den besten christlichen Schulen gleich gemacht. In Oesterreich sind sie vollkommen wie die dortigen Normalschulen eingerichtet. Alle Schulbücher müssen, wie bei den Christen, deutsch abgefaßt sein. Nur in Religionsbüchern, so wie in den Synagogen, ist das Hebräische geduldet. Doch selbst religiöse Bücher der Juden stehen in so fern unter Zensur, daß darin nichts Abergläubiges und den Forderungen der gesunden Vernunft Widerstrebendes enthalten sein darf.

4. Alle bürgerlichen Gewerbe, Handwerke, Künste stehen den Juden frei zu treiben; christliche Meister sind gehalten, sie in die Lehre zu nehmen. Sie sind dabei im Oesterreichischen keinen andern Gebräuchen unterworfen, als die Christen. Nach überstandener Lehrzeit erhält der Ausgelernte einen ordentlichen Lehrbrief vom Handwerk. In Dänemark wird diese Ausdehnung des Gewerbfleißes der Juden durch die schon erwähnte Prämiengesellschaft befördert. Wer Lust hat, Landbau zu treiben, darf es, aber er muß sich überall jüdischer Arbeiter bedienen, keiner christlichen. In Oesterreich hat er jedoch das Recht, in den ersten Paar Jahren zum Anlehren der jüdischen Arbeiter christliche in Dienst zu nehmen. — Kein Jude ist vom Militärdienst ausgeschlossen; Talent und Tapferkeit befördert ihn, wie den Christen.

5. Alle entehrenden Gebräuche und Anordnungen für die Juden sind abgeschafft. Der Jude, welcher höhere Militärstellen be-

kleidet, oder eine Manufaktur, eine Fabrik, oder auf eigene Rechnung ein besonderes Handwerk, eine Kunst betreibt, hat unverweigerliche Ansprüche auf Orts- und Staatsbürgerrecht; er steht den Christen dann in Allem gleich. Nur wer den gewöhnlichen jüdischen Kleinhandel und das Hausiren treibt, ist in einigen Ländern vom Bürgerrechte ausgeschlossen; ist bloß Schutzjude, einem Fremden gleichgehalten.

8.

Die Verbreitung des gegenseitigen Unterrichts in den Volksschulen der fünf Welttheile.

Die Erfindung und ihr Werth.

Seit der britische Geistliche Andreas Bell in Ostindien durch Mangel tauglicher Lehrer und genugsamer Unterstützung gezwungen die Kunst erfand, die schon von mehr als einer Mutter erfunden war, lernende Kinder zu Lehrern zu machen, hat seine Einrichtung des wechselseitigen Unterrichts in allen Welttheilen die schnellste Verbreitung gewonnen. Er begann in seiner Schule bei Madras, in Egmore, mit einigen Hundert Kindern im Jahr 1790, und nach dreißig Jahren bestanden schon viele Tausend Volksschulen dieser Art, nicht nur in Asien, Europa und Amerika, sondern selbst an den Küsten Afrika's und Neuhollands.

Es ist bekannt, daß der Quäker Joseph Lancaster sie zuerst auf europäischem Boden, im Jahr 1798, und zwar in einer Armenschule zu London, heimisch machte. Die glücklichen Wirkungen dieser Unterrichtsart, da er als einziger Lehrer unter sechs- bis achthundert Kindern stand, und sie alle schneller und freudiger fortführte, als es sogar in bessern Volksschulen möglich gewesen,

mußte Aufmerksamkeit erregen. Indessen blieb sie nicht gegen Anfechtungen vom Vorurtheil frei.

Allerdings muß das Wesen des wechselseitigen Unterrichts, wenn man es bloß aus Beschreibungen und nicht aus seinen Wirkungen erkennt, als widerlicher, geistloser Zwang, als mechanisches Abrichten der Jugend, als wahres englisches Spinnmaschinengeschäft erscheinen, als ein wirklicher Gegensatz von Allem, was zur rechten Volksbildung gehört. Es muß dann scheinen, daß es nur auf gedankenlos eingeübte Fertigkeit im Lesen, Schreiben und Rechnen hinausläuft, wo die Eigenthümlichkeit des kindlichen Gemüths, wo alle Veredlung des Herzens, alle freie Bildung des Geistes unter todten Formen und Kommando's verloren gehen müsse, und selbst der religiöse Unterricht zum Gedächtnißwerke hinabsinkt. Auch ist es kein Wunder, wenn freisinnig sein wollende Erziehungsschriftsteller, mit einem ihnen oft eigenthümlichen absprechenden Tone, Bells ganze Einrichtung schon darum verwarfen, weil sie in England und Frankreich Glück machte, oder weil sich hohe Personen ihrer annahmen, oder weil selbst Generale sie bei ihren Regimentsschulen anwandten. Da meinten sie denn, das sei die rechte Erfindung, um Völker von Kindesbeinen an zu unterthänigen, gedanken- und willenlosen, aufs Kommando gehorchenden Gliederpuppen zu machen. Höchstens gaben sie vornehm-mitleidig zu, die Erfindung sei ein elender Nothbehelf, ein kümmerliches „Surrogat" aus der Surrogatenzeit für verwilderte Gegenden, die bisher gar keine oder die erbärmlichsten Volksschulen hatten, und ganz löblich bei Hindu's und Hottentotten. Aus ihren Urtheilen ging hervor, daß sie die Sache selbst nicht kannten, und sie etwa würdigten, wie den Eindruck der römischen Peterskirche nach der Darstellung in einem Holzschnitte.

Es hätte freilich schon zu einiger Behutsamkeit führen sollen, daß in verschiedenen Weltgegenden achtungswürdige und geistreiche

Männer, welche sich von den Wirkungen des gegenseitigen Unterrichts in der Wirklichkeit überzeugt hatten, ganz anderer Meinung waren, und so einstimmig für die Güte der Sache sprachen; oder daß gerade die Gegner der Volksaufklärung in Frankreich die Sprache der deutschen Freisinnigen gegen Bells Erfindung führten, während in Frankreich diejenigen, welche aus dem französischen Volke nichts weniger als eine geistlose Maschine machen möchten, so eifrig für die Sache kämpften. Allein der Stolz des Vorurtheils wußte sich auch da zu verblenden und sich mit Verachtung der Männer, die ihre Ueberzeugungen aus der Wirklichkeit hergenommen hatten, zu rechtfertigen.

Vor Allem vergaß man zu bedenken, daß Bells einfache Erfindung nicht eine neue Lehrart für den ersten Jugendunterricht sei, wie etwa die eines Basedow oder Pestalozzi, sondern bloß Einrichtung des Unterrichts in Dingen, die auch in unsern besten Schulen nur durch Gedächtniß und Uebung zur Fertigkeit gebracht werden. Lesen, Schreiben, Rechnen, Anfangsgründe des Zeichnens, Kenntniß der Landkarten, der Namen von Welttheilen, Ländern, Bergen, Städten, Flüssen u. s. w. bleiben in allen Schulen Sache des Gedächtnisses, verlangen Uebung und Fertigkeit. Mehr will Bells Unterrichtsordnung nicht bewirken, als die Erwerbung dieser Fertigkeit erleichtern.

Sie wird dadurch erleichtert, daß, während sonst ein einziger Lehrer oft sechszig bis hundert Kinder gleichzeitig auf die verschiedenste Art beschäftigen, unterrichten und beaufsichtigen muß, nun für fünf und zehn Kinder zum Unterricht und zur Aufsicht ein besonderer Lehrer angestellt ist. Es wird auch dem besten Schullehrer unmöglich, unter sechszig bis hundert Kindern jedes einzelne besonders zu beobachten und zu unterweisen. Er führt nur die Masse. In Bells Schule aber sind die kenntnißvollern Kinder die Unterlehrer bei den Abtheilungen derjenigen, welche

achtet und unterwiesen wird, binnen einem Jahre so viel oder mehr lernen, als sie in gemeinen Schulen binnen drei Jahren Kenntnisse und Fertigkeiten gewannen. Reinlichkeit, Ordnungsliebe, Folgsamkeit werden von ihnen nebenbei erworben, ohne daß sie es selbst wissen.

Eben diese auffallenden Fortschritte der Jugend durch wechselseitigen Unterricht erregten für ihn die Bewunderung und, wenn man will, die Begeisterung wohlwollender Menschen und wahrer Kinderfreunde.

Uebrigens darf auch allerdings in unsern Tagen in Anschlag gebracht werden, daß es kein geringer Vortheil sei, wenn eine Masse von hundert und mehr Kindern zugleich von einem einzigen Schullehrer besser unterrichtet werden können, als auf die gemeine Weise sonst dreißig bis vierzig Kinder. Denn so lange viele unserer Staaten für Sachen des Luxus, des Kriegswesens u. s. f. verschwenderisch-reich, für Erziehung und Bildung des Volks höchst arm sind, müssen wir uns Glück wünschen, wenn auf andere Weise geholfen werden kann. Auch ging in den meisten Ländern der wechselseitige Unterricht von Privatleuten und Volksfreunden gehoben empor, selten durch Oberschulkollegien, Minister und Fürsten. Wie viele Städte und Dörfer der zivilisirten Länder gibt es nicht, selbst Deutschland und die Schweiz nicht ausgenommen, wo noch zahllose Kinder der ärmsten Volksklassen entweder gar keinen oder höchst elenden Unterricht empfangen, weil es an Geld fehlt, mehr Schullehrer zu besolden, oder dieselben in eigenen Anstalten vorbilden zu lassen!

Es ist bekannt, daß, es möge Staat oder Gemeinde die Lehrerbesoldung für Anfangsschulen tragen, dieselbe immerdar zu gering ist, um viele und besonders fähige Männer zu ermuntern, einen bisher wenig geehrten Stand zu wählen. Es wird aber überall leichter sein, die Besoldung zu erhöhen, sobald man, durch die

Lancaster'sche Einrichtung, der Nothwendigkeit entbunden ist, die Zahl der Lehrer im Verhältniß der wachsenden Kinderzahl zu vermehren. Man wird durch bessere Besoldungen tüchtigere Männer vom Fach erhalten, und sie leichter finden, wenn man für eine Gemeinde einen einzigen sucht, statt drei oder vier. — Auch diese Rücksicht verdient nicht unbeachtet zu bleiben.

Daher muß Bells Erfindung, zu der ihn selbst Noth führte, billig als Wohlthat des menschlichen Geschlechts geehrt werden, und allem Vorurtheil zum Trotze wird der wechselseitige Unterricht von Jahr zu Jahr unter den Völkern gemeiner. Der innere Werth desselben, durch Erfahrungen entschieden, führt für sich das Wort. Er bereitet der Menschheit, durch Veredlung der untersten und verwahrlosetsten und zahlreichsten Volksklasse, eine neue Gestaltung vor.

Fortschritte des gegenseitigen Unterrichts in England.

In England, wo der wechselseitige Unterricht zuerst aufgenommen ward, ist er noch lange immer Sache wohlthätiger Privatleute geblieben. Die Gesellschaft für britische und ausländische Schulen, reich durch die Beiträge ihrer hochherzigen Mitglieder, verbreitet den wechselseitigen Unterricht jährlich weiter in allen Theilen des Reichs. In den Manufakturstädten werden der Sonntags- und Abendschulen, in den Dörfern und zerstreuten Höfen der wandelnden Schulen immer mehr. Und doch, ungeachtet der Vervielfältigung der Anfangsschulen in London selbst, schätzte jene ehrenwerthe Gesellschaft noch im Jahr 1821 die Anzahl der ohne allen Unterricht gebliebenen Kinder dieser Hauptstadt auf vierzigtausend! Noch in dem genannten Jahre wurden in der City von London zwei neue Schulen, jede zu dreihundert Kindern, errichtet; zwei andere, die eine für fünfhundert

Knaben, die andere für fünfhundert Mädchen, später, ungerechnet eine große Schule für jüdische Kinder. Eben so besteht die neue Schule für fünfhundert Mädchen in London, welche von der Herzogin von Kent gestiftet ist. Wie in Schottland, so wird auch in Irland der Sinn für Volksveredlung herrschender. In Irland befanden sich im Jahr 1822 529 Schulen des gegenseitigen Unterrichts, von 58,000 Kindern besucht.

In Frankreich.

Graf Laborde war's, welcher zuerst Bells und Lancasters verbesserte Einrichtung der Volksschulen im Jahr 1814 nach Frankreich verpflanzte. Es bildete sich schnell zu Paris eine Gesellschaft zur Beförderung des Elementarunterrichts (im Jahr 1815), deren Ehren-Präsident im Jahr 1821 der Herzog von Doudeauville, deren Vorsteher der Herzog de la Vauguyon war. Die Minister Lainé, de Cazes und Simeon halfen ihr kräftig. Simeon allein hat das Verdienst, bei den verschiedenen Militärkorps 160 Schulen des wechselseitigen Unterrichts gestiftet zu haben. Bei dem Allen zählte Frankreich in seinem ganzen Umfange (im J. 1821) noch nicht 2000 solcher Unterrichtsanstalten (im Oktober 1820 erst 1552).*)

Ueberhaupt war damals das Schulwesen Frankreichs wirklich erst im Werden. Man darf wohl so sagen, wenn man weiß, daß weitaus noch nicht die Hälfte der schulfähigen Jugend, ja noch nicht der vierte Theil derselben die Schulen besuchen

---

*) Nach den *Rapports faits à l'assemblée générale de la société pour l'enseignement élémentaire*, du 28 *Mars* 1821.

konnte*). Denn erst 24,124 Gemeinden dieses großen Staates waren (am 1. Juli 1819) im Besitze von Anfangsschulen (die meisten in den westlichen und nördlichen Gegenden). Die Zahl der Schullehrer betrug 28,945, und die der Schulen 27,581. — In Folge der Rede, welche im Jahr 1820 der Präsident der königlichen Kommission in der Deputirtenkammer zu Paris hielt, soll die Zahl der Schüler im Lauf eines Jahres (vermuthlich also auch die der Schulen verhältnißmäßig) auf 1,070,500 angewachsen sein.

Im Durchschnitt haben diese Anfangsschulen alter Art, nach Maßgabe der bekanntgemachten Tabellen, 30 bis 40 Schüler eine jede. Man schlug die Unkosten für die vorhandenen 27,581 Schulen auf 17 Millionen Livres wenigstens an. Da nun in den Schulen des wechselseitigen Unterrichts, wie sie gegenwärtig in Frankreich eingerichtet sind, jede 150 bis 200 Kinder und mehr aufnehmen könnte, war leicht zu berechnen, daß allerdings mit den Unkosten von 17 Millionen Livres sämmtliche schulfähige Knaben (freilich die Mädchen noch nicht) in Frankreich Unterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen empfangen könnten, wenn der gegenseitige Unterricht allgemein eingeführt würde. Man weiß aber, wie mächtig sich die Partei der Aristokratie und Hierarchie gegen diese ihr gefährlich scheinende Verbesserung sträubte; wie es bei ihr Grundsatz war, der gemeine Mann müsse arbeiten und blind gehorchen, nicht lesen, schreiben und nachrechnen können; mit welchem Eifer sie dagegen die Unterrichtsweise der Frères ignorantins anpries, welche die Kunst verstehen sollen, Unwissende zu Armen am Geiste zu machen.

*) Im Juli 1820 besuchten in allen Departementern von Frankreich, Corsica nicht mitgerechnet, überhaupt nur 1,068,919 Kinder die Anfangsschulen. Es waren aber nur der Knaben von fünf bis fünfzehn Jahren damals an 2,882,000 vorhanden, laut *tableau du conseil royal de l'instruction publique.*

Die oben erwähnte achtungswürdige Privatgesellschaft zu Paris hat um die Vervollkommnerung des Schulwesens nicht geringe Verdienste. Mit ihr standen wohlthätige Gesellschaften zu diesem gemeinnützigen Zwecke in allen Gegenden Frankreichs in Verbindung. Sie ertheilte Aufmunterungen und Belohnungen für Kinder und Lehrer und Gemeinden nach allen Richtungen. Sie ließ Bücher, geeignet zum Unterricht der Kinder und des Volks, in großer Menge drucken und in den Schulen des wechselseitigen Unterrichts vertheilen*). Das Alles geschah durch freiwillige Beiträge, die im Jahr 1820 allein 20,156 Franken betrugen.

*) Es wurden in den Jahren 1819 und 1820 folgende neue Schriften vertheilt, die zugleich den Geist bezeugen, der in dieser Hinsicht beachtenswerth ist: *Leçons morales*, eine Nachahmung des englischen Werkes von Anna More; — *Petits contes moraux*, ebenfalls nach dem Englischen der Maria Edgeworth; — *Petit manuel de morale élémentaire;* — *Abrégé de la bible*, von einem jüdischen Verfasser, Michael Berr, das erste Buch zum Religionsunterricht für junge Israeliten, das in französischer Sprache und in Frankreich erschienen ist; — *Élémens de morale*, von Renouard; — *Simon de Nantua*, eine treffliche Jugendschrift von Jussieu; — *Le village de Valdoré ou sagesse et prospérité*, eine Nachbildung des deutschen Volksbuchs: das Goldmacherdorf, ebenfalls durch Jussieu; — *Le visiteur des pauvres*, von de Gerando; — *Les petits livres du père Lami*, ebenfalls von Jussieu, Anfangsgründe der Geschichte und Erdbeschreibung enthaltend; — *Manuel des écoles élémentaires*, von Frau Quignon; — *Vies des guerriers français*, zunächst für die Regimentsschulen berechnet; — *Cours élémentaire et pratique de dessin d'après les principes de Pestalozzi*, von Boniface dem Deutschen nachgebildet; — *Cours de dessin linéaire*, von Francoeur; — *Méthode pour l'enseignement élémentaire du chant*, von Wilhelm; — *Méthode pour*

Außer dem Lesen, Schön- und Rechtschreiben und Rechnen ward durch gegenseitigen Unterricht auch Zeichnen nach Pestalozzi's Ideen gelehrt. Der Musiklehrer Wilhelm hatte zum Behuf des gegenseitigen Unterrichts eine neue Gesanglehre erfunden, die sehr gerühmt und in der Schule St. Jean de Beauvais mit großem Erfolg ausgeübt ward.

In den Mädchenschulen wurde auch das Nähen und Stricken gelehrt. Als die besten dieser Anstalten werden die Schule der **Halle aux draps** in Paris, worin über 400 Mädchen Unterricht empfingen, und die Schule zu St. Jean de Beauvais mit 350 Mädchen, gepriesen.

In Paris selbst, wo nach der Zählung vom Jahr 1817 in den zwölf Bezirken der Stadt 713,966 Einwohner lebten, war bisher noch nicht einmal hinlänglich für den Unterricht aller Kinder gesorgt. Die Menge derselben (im Jahr 1819) betrug, vom fünf- bis fünfzehnjährigen Alter, 90,718, also ungefähr den siebenten Theil der Bevölkerung; aber alle Anfangsschulen der Hauptstadt zusammen enthielten noch nicht über 25,000 Kinder. Ein Bürger von Paris, Namens Pierre Henault, gerührt durch die heillose Vernachlässigung der Jugend, setzte sterbend in seinem Vermächtnisse eine Schenkung aus, um davon in jedem der zwölf Stadtbezirke wenigstens eine Schule des gegenseitigen Unterrichts zu stiften.

---

l'enseignement des langues, von Ordinaire, Rektor zu Besançon; — *Tableaux d'arithmétique à l'usage des écoles d'enseignement mutuel*, von Jomard, ebenfalls nach Pestalozzi; — *Les jeux du sort, ou les aventures d'un shelling*; endlich auch eine Monatschrift: *Bibliothèque de famille.*

In der Schweiz. — Pater Girards Verdienste.

In vielen Kantonen der Schweiz war der Volksunterricht sehr vernachlässigt, so auch im Kanton Freiburg. Der ehrwürdige Menschenfreund, Pater Gregor Girard, Guardian des Franziskanerklosters, hatte im Jahr 1804 auf Antrag des Stadtraths und der Schulkammer von Freiburg die Leitung der Anfangsschulen, und zwar der französischen, übernommen; die der deutschen Schule war dem Augustinerkloster übergeben. Doch überall wurden der Schüler zu viel, waren der Lehrer zu wenig und die Mittel zur Vermehrung der Schulen allzubeschränkt.

Da empfing Girard aus des Grafen Lasteyrie's Werk: **Nouveau système d'éducation pour les écoles primaires**, die erste Kunde vom gegenseitigen Unterricht. Sogleich faßte er die Ausführbarkeit und Zweckmäßigkeit desselben auf, und wandte sie mit sinniger Thätigkeit an. Die Wirkungen des Versuchs übertrafen alle Erwartung. Er trachtete der Vollendung des Werkes in einer ganzen Reihe von Jahren nach. Als besonders durch den thätigen und geistvollen Rathschreiber Kuenlin von Freiburg zuerst der Gegenstand in öffentlichen Blättern der Schweiz zur Sprache kam, fand er, wie überall, Tadler und Widersprecher. Der weise Girard hielt es der Sache und der Wahrheit würdig, ihr aus dem Schatze seiner Erfahrung ein gewichtiges Wort zu reden. Er that es und zeigte, daß in dieser Unterrichtsart alle Geistesthätigkeiten des Kindes ungleich lebhafter aufgeregt und geübt würden, als in den bisherigen Schulen; daß freies Nachdenken, daß sittliches Gefühl und religiöser Sinn der Jugend hier reiner gehalten werden könnten, als da, wo die einzelnen Kinder unbeachtet in der Masse aller verschwinden; daß hier einer der wahrsten Gedanken Pestalozzi's in Lienhard und

Gertrud *) am überzeugendsten durch offene Thatsache bewährt sei, und die gegenseitige Unterrichtungsart dem Vorzuge des häuslichen, besondern Unterrichts jedes Kindes am nächsten stehe.

Am entschiedensten aber siegte der unwidersprechliche Erfolg der Lehrer über die „Wenn" und „Aber" des altklugen Vorurtheils. Eine freudigere, gesundere, unverdorbenere, leichter und gründlicher belehrte und geübte Jugend ging aus diesen Schulen hervor. Der Stadtrath von Freiburg ließ ein geräumigeres Schulhaus aufführen, und die Landesregierung erließ im Jahr 1819 eine Verordnung, kraft derselben der gegenseitige Unterricht zur Grundlage der katholischen Landschulen gemacht wurde.

Von da an that die bessere Einrichtung, aller Hindernisse ungeachtet, die glänzendsten Fortschritte im Kanton. Es wurden neue Schulhäuser erbaut, es wurden andere erweitert, die Lehrerbesoldungen erhöht, die Schulen zahlreicher besucht. Schon bestand der wechselseitige Unterricht in 122 Schulen des Landes (es waren derselben überhaupt 244), worin sich weit über 6000 Kinder befanden. Plötzlich aber verschwand Alles. Bekanntlich waren in diesen Kanton erst die Ligorianer, dann die Jesuiten aufgenommen worden. Ihr Erscheinen weissagte dem Bessern Unheil.

*) Lienhard und Gertrud, dritter Band, dritte Ausgabe, S. 95: „Auch wirkte dieser gegenseitige häusliche Unterricht so bildend auf die Kinder durch den Glauben und die Liebe, aus der er hervorging, und durch die Freude, mit der er gegeben und ausgeführt worden, als jeder gegenseitige Kinderunterricht, der nicht also aus Liebe hervorgeht, und nicht mit dieser Freiheit gegeben und empfangen wird, verbildet, und durch Verbildung zu allen den Fehlern und zu aller Verhärtung des Geistes, des Herzens und der Kunst hinlenkt, und wohin auch alle einseitigen Abrichtungskünste des Menschengeschlechts hinführen."

Es erfolgte schnell mit Parteiungen in der Regierung, wie im gesetzgebenden Rath. Der gegenseitige Unterricht wurde, wie flehentlich auch die Bürgerschaft der Stadt um dessen Beibehaltung rief, ohne Schonung abgeschafft und das ehemalige Unwesen zurückgeführt. Der tugendhafte Girard, vom aufgewiegelten Landvolk als Ketzer verschrien, zog sich in sein Kloster zurück.

Freiburgs Beispiel blieb nicht ohne Wirkung auf die übrige Schweiz. Man fühlte längst das Bedürfniß der Schulverbesserung; aber die Armuth der Gemeinden, um für die Menge der Kinder die nöthige Zahl Lehrer zu besolden, lähmte häufig den besten Willen. Die Erfindung des gegenseitigen Unterrichts erleichterte das Geschäft. Die Stadtverwaltung von Bern errichtete schon im Jahr 1819 in der Stadt selbst eine Probeschule, in welcher achtzig Kinder von der ersten Buchstabenkenntniß bis zum vollendeten Lesen, zum Zeichnen, zum Anfertigen eigener, schriftlicher Aufsätze, zum Rechnen u. s. w. angeleitet wurden. Auch in Pruntrut gründeten sich einige Schulen dieser Art.

Im Kanton Neuenburg zählte man deren bald mehrere, sowohl in der Stadt Neuenburg selbst, als zu Locle, Boudry, Concise u. s. w.

Nicht minder lebhaft für das Gute war die Regsamkeit im waatländischen Freistaate, wo sich theils zu Genf, theils beim Pater Girard zu Freiburg Schullehrer zum gegenseitigen Unterricht gebildet hatten. Drei Jahre lang angestellte Versuche hatten der darüber niedergesetzten Kommission des akademischen Rathes klar gemacht, daß die Vortheile der neuen Unterweisungsart weitaus die ihr vorgeworfenen unbedeutenden Nachtheile überwogen; daß hier Ersparniß für die Gemeinden mit größerer Vollständigkeit des Unterrichts verbunden, und Glück und Nutzen der Kinder, der Aeltern und des Staates auf bestimmtere, leichtere Weise befördert würden; daß die Lehrart des Paters Girard in der Ent-

wickelung kindlicher Geistesfähigkeiten und der Bildung in der Muttersprache bedeutende Vorzüge vor der Art des gegenseitigen Unterrichts habe, die in Frankreich bisher angewendet war. Die Schulen von Lucens, Oron, Valeyres bei Orbe, Neuß u. s. w. entschieden, daß man vom alten Schlendrian abwich.

In Zürich, in Basel sind ebenfalls Erstlingsanstalten dieser Gattung begonnen. Auch im Kanton Aargau ist mit der Einführung der Anfang gemacht. Eine solche Schule hat zuerst der Stadtrath von Aarau gegründet; der Lehrer derselben empfing dazu seine Bildung vom Vater Girard. Auch in einigen Gemeinden auf dem Lande wurde die Verbesserung eingeführt.

Es ist nicht zu bezweifeln, daß die Bell-Lancasterschen Einrichtungen endlich allgemein in der Schweiz werden müssen. Denn da manche wenig begüterte Gemeinden, wegen der großen Kinderzahl, drei bis vier besondere Schulen und Schullehrer zu halten genöthigt sind, ungeachtet jede Schule dennoch fünfzig bis achtzig Kinder umfassen muß, wird sowohl Armuth oder Sparsamkeit der Gemeinden, als die Güte der Sache selbst, zur Beförderung des Bessern treiben.

In den Niederlanden, Deutschland, Polen, Rußland.

Auch im Königreich der Niederlande erhoben sich in verschiedenen Städten, durch Wirksamkeit von Privatgesellschaften, Unterrichtsanstalten dieser Art. So ist eine derselben mit gutem Gelingen in Brüssel (8. Mai 1820) eröffnet worden. Aelter ist diejenige zu Lüttich, in welcher vierhundert Kinder Unterricht erhalten. Der Lehrer derselben, welcher zugleich eine Normalschule für dreißig Schulmeister anlegte, hatte seine Bildung in Paris empfangen.

In Deutschland befanden sich lange nur wenige Stiftungen

dieser Art. Es ist schwerlich ein Land in der Welt, wo mehr über Erziehung und Unterricht geschrieben worden ist, als hier. Eben deswegen fanden sich hier auch die meisten Schriftsteller, welche gegen die Bell-Lancastersche Unterrichtseinrichtung am wegwerfendsten eiferten, entweder weil sie dieselbe aus Mangel an Erfahrung verkannten, oder weil sie ihre eigenen bisher behaupteten Ansichten über Volksschulen aufrecht halten wollten. Auch ist gewiß, daß in mehrern deutschen Staaten durch die vorzügliche Einrichtung der Anfangsschulen die Lancastersche entbehrlich sein konnte. Aber weitaus in noch mehrern sind die Unterrichtsanstalten, besonders auf dem Lande, allen trefflichen Vorschlägen zum Trotz, in beklagenswerthem Zustand geblieben, weil es für hinreichende Zahl von Lehrern an Besoldungsmitteln gebrach, viele vorhandene Lehrer noch Nebengewerbe treiben mußten, und die Kinder der Armen häufig, im Sommer wegen Geldverdienst, im Winter wegen Mangels, ihre Blöße zu decken, die Schule entbehrten. — Eben diese Verhältnisse bewirkten, daß wohlwollende Privatleute einzeln, um Uebel zu mindern, junge Männer ins Ausland schickten, die Lancasterschen Einrichtungen genauer kennen zu lernen, und dann in ihre Gegenden einzuführen.

Früher war dies schon in Schweden und Dänemark geschehen, wo nun in zahlreichen Orten die Anstalten segensvoll blühen. Eine zu Norköping in Ostgothland ward Musteranstalt für die ganze Provinz. Selbst zu Abo in Finnland wird der gegenseitige Unterricht für Knaben und Mädchen, in getrennten Schulen, geübt. Im ehemaligen Polen ist damit in mehrern Städten begonnen, besonders im russischen Polen. Zu Petersburg selbst hat sich eine Privatgesellschaft zur Verbreitung der Bellschen Unterrichtsweise gebildet, und die von ihr gestiftete Schule in der Hauptstadt zählt bei sechshundert Kinder. Sogar im Innern Sibiriens kennt man diese wohlthätigen Verbesserungen des

Volksunterrichts. Zu Irkutzk sind Schulen und Normalschulen nach Bells Einrichtung; die Schule zu Selegin sk, 430 Werste von Irkutzk, hat über vierhundert Schüler.

In Portugal, Spanien, Griechenland.

Wie im nördlichen und mittlern Europa, schlug die Veredlung und Verallgemeinerung des Volksunterrichts auch im südlichen Europa erfreuliche Wurzeln. In Portugal hatte zuerst der Direktor der Militärschulen, Don Chrisost. de Couto e Melo, den wechselseitigen Unterricht bei den gesammten Regimentern eingeführt. Ein Mann von Einsicht und Thätigkeit, ließ er zum Behuf des wichtigen Gegenstandes mehrere Schriften drucken. In Spanien sind nicht nur viele Regimentsschulen, sondern auch schon mehrere Stadtschulen auf die neue Weise eingerichtet worden. Eine dieser Schulen zu Madrid zählt über dreihundert Zöglinge; auch für Mädchen ist daselbst eine ähnliche Anstalt eröffnet worden. Die bürgerlichen Unruhen dieses Reiches hemmten die Fortschritte des Bessern nicht. Sie blieben vielmehr ein Gegenstand der Sorgfalt für aufgeklärte Minister und Ortsobrigkeiten, so lange unter der Kortesverfassung der innere Frieden sich befestigen zu können schien. Als aber dieser, nach dem Einzuge der Franzosen zur Wiederherstellung der unbedingten Königsgewalt, gänzlich zerrissen ward, roher Pöbel und Mönchthum gesetzlose Oberhand gewannen, sah man allenthalben den Keim des Guten vom Parteigrimm zertreten.

So nachtheilig waren selbst nicht die Unruhen der türkischen Staaten den Fortschritten des gegenseitigen Unterrichts bei den Griechen. Zu Corfu, Zante und Cefalonien blühen die neuen Anstalten, als deren Gründer Lord Guilford gerechten

Ruhm verdient, ungestört und immer ausgedehnter fort. Im Jahr 1819 war Herr Roznovano, erster Aga der Moldau, einer der eifrigsten Begünstiger der Volksaufklärung vermittelst des gegenseitigen Unterrichts. Er selbst hatte auf eigene Kosten zu Jassy eine große Schule dieser Art eröffnet; ein gelehrter Grieche, der zu Paris die dortigen Anstalten untersucht hat, Professor Cleobulos, besorgte dazu den Druck der Tabellen in neugriechischer Sprache. Der Fürst der Moldau sowohl als der Metropolitan der Moldau nahmen jene Schule unter ihren besondern Schutz. Letzterer ward zugleich Mitglied der zur Beförderung des verbesserten Schulwesens neu gebildeten Aufsichtsbehörde, der Epitropeia. Cleobulos hatte zu Jassy in gleicher Zeit eine Schullehrer-Anstalt gestiftet, und die von ihm vorgebildeten Männer waren nach Sparta, Athen, Smyrna, Scios und andere Gegenden Griechenlands abgereist, um Gründer neuer Schulen zu werden. Andere der zu Jassy unterrichteten Männer hatten ihren Weg, als wahre Apostel der Menschenbildung, in die Krimm und in die Küstenlande des schwarzen Meeres genommen.

In Italien.

In Italien, wo der Schulunterricht bisher unglaublich vernachlässigt gewesen war, wurden es besonders der höhere Adel und die Geistlichkeit, welche sich der Ausbreitung des gegenseitigen Unterrichts nach allen Kräften annehmen. In Florenz hat sich zuerst dafür eine eigene Privatgesellschaft zusammengethan; gemeinnützige Gesellschaften in andern Städten der Halbinsel folgten dem Beispiel. Denn jeder gebildete und menschenfreundliche Mann fühlte hier nur zu lebendig, daß Italien sich nicht wieder aufrichten könne, ohne vorhergegangene Veredlung des Volkes durch

verbessertes Schulwesen. Im Mailändischen war der Abbate Bagutti dafür ganz besonders wirksam; auch hat er zum Besten des gegenseitigen Unterrichts mehrere Schriften herausgegeben.*) Es befanden sich der neueingerichteten Schulen im Jahr 1822 im Mailändischen über zwanzig, im Piemont deren sechszehn, im Herzogthum Parma drei, in der Romagna vier, im Toskanischen über zwanzig, in Neapel zehn, und in Sizilien neunzehn. Auf letztgenannter Insel waren es die Jesuiten, welche die Vermehrung der Bellschen Schulen zuerst am thätigsten bewirkten.

Auch in Malta ist schon eine solche Unterrichtsanstalt mit vierhundert Kindern in voller Blüthe. Die dortige Gesellschaft zur Beförderung des Volksunterrichts hat sogar für die afrikanischen Küsten Bücher und Tabellen in arabischer Sprache drucken lassen und versandt.

In Afrika.

Wirklich ist der gegenseitige Unterricht schon seit Jahren im Welttheil Afrika, vorzüglich durch Betriebsamkeit gemeinnütziger Briten, auf mehrern Punkten eingeführt. So am Vorgebirge der guten Hoffnung, desgleichen am Senegal. Die Normalschule zu St. Louis bildet Neger zu Lehrern. Seit dem Jahre 1817 haben in der Schule zu St. Louis über zweihundert Eingeborne des Landes Lesen, Schreiben, Rechnen, etwas von der Meßkunst und Zeichnen gelernt. Einige Könige vom Innern des Landes haben ihre Söhne zu dieser Schule gesandt, um bei sich selbst ähnliche zu gründen. Im Jahr 1820 kamen von Galam und den

---

*) *Saggio sulle scuole di mutuo insegnamento etc. dell' abbate Giuseppe Bagutti. Milano* 1820. — Der Abbate Bagutti ist ein Schweizer aus dem Kanton Tessin.

Umgegenden vier junge Negerfürsten in die Schule. Auch eine Schule für Mädchen besteht zu St. Louis auf diese Art.

In der Sierra Leona sind, wie sich erwarten ließ, von den wohlthätigen Briten sämmtliche Unterrichtsanstalten für das Volk nach der verbesserten Weise eingerichtet.

Zu Paris wurden zwei junge Leute von der Insel Madagascar im gegenseitigen Unterricht unterwiesen. Sie sind, nebst einem andern Lehrer, durch die französische Regierung dahin zurückgeschickt. Noch später befanden sich einige junge Madegassen zu Paris. Der junge Mandihit-Sara, Sohn eines der mächtigsten Fürsten von Madagascar, und der junge Fürst Berora von da, haben vermittelst des gegenseitigen Unterrichts außerordentlich rasche Fortschritte in den Elementarkenntnissen gemacht. Sie bringen die Mittel, durch welche sie ihre erste wissenschaftliche Bildung erhielten, ihren Heimathen.

In Asien.

Während der vereinfachte Jugendunterricht sich an den Mündungen des Nil, des Senegal, der Gambia und an der Südspitze Afrika's fortpflanzt, gewinnt er in seiner ersten Heimath und Wiege zwischen Indus und Ganges immer festere Begründung. Aber bis jetzt ist er im asiatischen Welttheil wirklich auch nur auf diese Gegenden beschränkt geblieben, wenn wir die ersten Schulen Sibiriens ausnehmen.

Die Verbindung edelsinniger Privatmänner zu Calcutta, welche seit dem Jahr 1814, als eine Privatgesellschaft zur Beförderung der Volksbildung durch Schulen, thätig sind, hat sich längst eine Bürgerkrone um die verwaisete Menschheit ihrer Gegenden verdient. Sie ist, und solches scheint der Beachtung in hohem

Grade werth, zur Hälfte aus eingebornen Hindu's bestehend; und zwei ihrer Geheimschreiber sind geborne Hindu's. Wir wollen von ihrer anerkannten Wirksamkeit in Verbesserung von mehr denn zweihundert Schulen nichts, und nichts von der mit ihr im Guten wetteifernden Schulgesellschaft von Bombay sagen, um unsere Leser nicht mit der Masse von Einzelnheiten zu ermüden. Aber einen schönen Zug zur Geschichte der Menschheit müssen wir ausheben.

Es ist Herkommen, Gesetz und Uebung der Hindu's, daß das weibliche Geschlecht bei ihnen von aller eigentlich wissenschaftlichen Bildung ausgeschlossen ist. Nie betritt das Mädchen eine Schule. Es hat seine Bestimmung mit Befriedigung des Geschlechtstriebes, erster Pflege des Kindes und Bedienung des Mannes auf Erden erfüllt. — Die britische Schulgesellschaft in London hat, um auch an den Ufern des Ganges das weibliche Geschlecht einer höhern Gesittung fähig und seiner menschlichen Würde werther zu machen, angefangen, Mädchenschulen für Hindu's im ganzen Umfang des britischen Indiens zu errichten. Ein britisches Frauenzimmer von großem Verdienst ward von der Londner Gesellschaft ausersehen, sich an die Spitze des Unternehmens zu stellen und inländische Lehrerinnen im gegenseitigen Unterricht zu bilden. Es nahm dasselbe den Ruf an und ging nach Ostindien.

In Amerika.

Ehe denn ein Jahrhundert vergeht, wird dieser Welttheil der Nebenbuhler Europa's in Wissenschaft, Handel, Gesittung und Macht sein. Denn in jenen freien, naturgemäßen Ordnungen der bürgerlichen Gesellschaft, wo das, was des Staates ist, streng und vernünftig geschieden ist von dem, was Gottes und der Menschheit ist, kann ungehemmt von den Fesseln alterthümlicher

Gewöhnung der Mensch sich in allen seinen Vermögen entfalten; er darf ungestraft vernünftig, und unverspottet edelmüthig sein.

Der gegenseitige Unterricht blüht dort längst in zahllosen Schulen.. Der Amerikaner läßt die europäische Pedanterei noch Jahre lang zweifeln, ob diese Einrichtung zweckmäßiger sei, als die bisher gebräuchliche; er folgt dem gesunden Menschenverstande und gibt seinem Volke Bells, Lancasters und Pestalozzi's Erfindungen.

Die Privatgesellschaft für Verbesserung der Anfangsschulen in New-York stellt in ihren Jahresberichten fort und fort eine Reihe Thatsachen von der Ausbreitung und den Wirkungen des gegenseitigen Unterrichts auf. In der Stadt New-York selbst hatte sie acht dergleichen Schulen eingerichtet; diese wurden im Jahr 1820 von 4112 Kindern besucht, jede im Durchschnitt also von mehr denn 500 Zöglingen. So die Anstalten von Boston, Halifax, Philadelphia u. s. w. Sie dehnen sich jetzt über die innern Staaten, sie dehnen sich gegen den Norden über Canada aus; sie fassen auf den westindischen Inseln Fuß.

Seit der Staatsumwälzung Südamerika's, seit Abschüttelung der spanischen Zwingherrlichkeit geistlicher und weltlicher Gebieter, dachte man auch hier an das, was sonst verbotene Waare gewesen. Freilich im Freistaat Columbia, wo Morillo's blutige Verheerungswerke jedes Bessere gelähmt haben, wo man sich erst unter Bolivars Siegen von den Unterdrückern losmachen konnte, war für Volksschulen Jahre lang nichts geleistet worden. Aber dagegen verbreiten sich im Laplata-Staat, von Buenos-Ayres aus, die Anstalten des wechselseitigen Unterrichts tief ins Innere längs den Ufern des Silberstromes. Die Regierung zu Buenos-Ayres selbst beförderte und unterstützte die Anlage solcher Schulen, und die Gesellschaften von London und Paris sandten Hilfsmittel dahin. In Brasilien, und namentlich zu Rio-Janeiro, sind für beiderlei Geschlecht der Neger Anstalten

dieser Art gestiftet. Merkwürdig, viele Portugiesen können dort weder schreiben, noch rechnen und lesen. Was soll daraus werden, wenn die schwarzen Sklaven ihre Herren übersehen und alle Mittel der Selbstbildung haben, die jene nur mangelhaft besitzen?

Die anhaltenden Unruhen in Haiti brachten Störung in das aufblühende Schulwesen. Zwei der menschenfreundlichen Engländer, welche sich dort wegen Einführung des wechselseitigen Unterrichts aufgehalten hatten, Daniel und Gulliver, Direktoren der Schulen in der Kapstadt, waren im Jahr 1820 nach London zurückgekommen. Indessen weiß man, daß der Präsident des haitischen Freistaats die Volksschulen wieder herstellte. In Port-au-Prince wurde noch am 20. August 1820 eine Schule des gegenseitigen Unterrichts von Herrn Ricatte für 150 Schüler eröffnet. Eine Mädchenschule ist da im Jahre 1822 begonnen. Zwei andere noch in Port-au-Prince; an der einen ist ein Neger, an der andern ein Franzose, Formel aus Bordeaux, Lehrer. Auf Kosten der Regierung sollen in den vier Hauptstädten eben so viele Volksschulen, wo der gegenseitige Unterricht unentgeldlich ertheilt wird, errichtet werden. Im Lande selbst sind dergleichen schon zu Cayes und Jeremie, doch nicht als unentgeldliche, vorhanden.

Was die australischen Länder betrifft, wissen wir nur, daß im Jahr 1818 zwei wohlunterrichtete Männer nach Port-Jackson abgereiset sind, mit den nöthigen Hilfsmitteln, den gegenseitigen Unterricht einzuführen.

Bedeutsamkeit des gegenseitigen Unterrichts für den Entwickelungsgeist der Menschheit.

Nur einen flüchtigen Umriß vom gegenseitigen Stand der Verbreitung des gegenseitigen Unterrichts in den Volksschulen der verschiedenen Länder und Welttheile konnte und wollte ich geben. Der

Beobachter wird sie nicht unwichtig finden. Es sind geschichtliche Andeutungen vom ersten Beginnen eines neuen Vorschrittes der auf dem Erdball regsamen Geisterwelt, — Andeutungen eines der größten Weltereignisse unserer Tage, dessen unvermeidliche und unendliche Folgen kein Sterblicher berechnen kann. Es ist wohl möglich, daß es Staats= und Hof= und Kriegsleute gebe, welche zu den Großthaten und Weltbegebenheiten lächeln, durch Schulmeister verrichtet. Aber eben diese Schulmeister sind es, unter deren stillem Walten die wilden Völker Gesittung, die Gesittungsreichen Mündigkeit erwerben. Durch diese Schulmeister werden die barbarischen Ueberbleibsel der Vorwelt zertrümmert, die Gesetzgebungen der Nationen veredelt, die Stimmen der Apostel, der Weisen Griechenlands und Roms, Englands, Frankreichs, Deutschlands zu den unbekannten Völkern im Innern Afrika's, Amerika's, und zu den Mongolen, Tataren und Malayen Asiens getragen. Diese Schulmeister sind es, welche dem Welthandel neue Richtungen geben, in Amerika's Urwäldern neue Prachtstädte hervorrufen, die bisher verriegelten Pforten Afrika's aufschließen, und das Geheimniß des Maurerthums am hellen Tage erfüllen: Verbrüderung der sämmtlichen Völkerfamilien des Erdballs. — Man lächelt. So lächelten einst vornehm die Herren dieser Welt, als ihnen Columbus von einer neuen Erde jenseits des atlantischen Wassers redete; so lächelte Leo X. einst zu dem Treiben eines armen Mönchleins in der Stadt Wittenberg. Und wie würden sie gelacht haben, wenn man ihnen die ungeheuern Wirkungen von Guttenbergs Werkzeug, als er die ersten hölzernen Buchstaben schnitt, geweissagt hätte!

Alles Große und Ungeheure, sobald es nur auf das, was irdisch ist, wirkt, selbst die Alexanders=, die Attila's=, die Napoleons=Thaten, sind unbedeutend und flüchtig vorübergehend, wie der Donner einer Gewitterwolke. Aber nichts ist klein, was tief

und allgemein ins Geisterleben eingreift. Das bleibt und gestaltet die Welt um; denn der Geist ist Alles; er bricht und baut die todten Formen, welche der Blödsinn für wirkliche Welt ansieht.

Man denke nur den einzigen Gedanken: die Massen der Völker werden hell! und man ahne, was aus der Welt werden müsse! — Der Zustand des künftigen Jahrhunderts in Beziehung auf Religion und Kirche, auf Gesetzgebung und bürgerliches Verhältniß, auf Nationenverkehr und Wissenschaft, wird von dem heutigen so verschieden sein, als der Zustand unsers Jahrhunderts verschieden ist vom Zeitalter des Cosimo von Medici, vom Zeitalter, da Adel und Geistlichkeit allein Bildung und Wissenschaft inne hatten, der schüchterne Bürgerstand aber sich zu heben versuchte, indeß die übrige Volksmasse in dumpfer Leibeigenschaft dalag. Die Massen der Völker werden hell! — Der ärmere Bürger- und Bauernstand hatte bisher in den meisten Staaten des großen Hilfsmittels zu geistiger Selbstständigkeit, des gewandten Lesens, Schreibens, Rechnens, entbehren müssen. Er empfängt es jetzt durch den gegenseitigen Unterricht. Wahr ist's, man hat bisher in mehrern Staaten viel für das Schulwesen versucht; allein wegen der Unbehilflichkeit der Einrichtungen gelangt man nie weit. Wie konnte man es, so lange ein einziger Schulmeister Schaaren von sechszig bis hundert Kindern allein beobachten und lehren mußte? Jetzt vervielfältigt sich sein Auge und seine Zunge durch zehn, zwanzig und dreißig Unterlehrer in demselben Zimmer, die selbst Schüler sind. Wie konnte man es, da es, besonders auf dem Lande, und selbst in Städten, an Mitteln fehlte, um für die Menge der schulfähigen Kinder die Menge von Schullehrern anständig zu besolden, oder vorzubilden? Jetzt bedarf es an Geld und Schullehrerseminarien geringern Aufwandes, weil ein einziger Schulmeister fähig

gemacht wird, zwei- bis fünfhundert Kinder genauer zu beaufsichtigen, sicherer zu unterrichten und schneller vorzuführen, als ehemals zehn. Nicht aber der sogenannte Mechanismus an sich ist bewundernswerth, nicht er ist im Stande, irgend eine Begeisterung für sich einzuflößen, so wenig das der Anblick einer Buchdruckerpresse oder eines Kompasses vermag: aber die unermeßlichen Wirkungen des einfachen Werkzeuges müssen es.

Ein großsinniges Streben bemächtigt sich immer mehr der Nationen. Sie wirken nach allen Richtungen hinaus, bieten sich zur Verschwisterung Hand und theilen sich uneigennützig ihre besten Güter, die geistigen Hilfsmittel, dar. Sich gegenseitig wohlzuthun und Wohlthaten von einander zu nehmen, dünkt Allen gleich süß. Freude der Erziehung und Dankbarkeit der Erzogenen zieht Alle enger zusammen. In immer vermehrter Zahl ziehen fromme Christusverkünder, unterstützt durch Privatgesellschaften, in die Wildnisse und Städte der fernen Heiden; Bibelgesellschaften streuen das Evangelium Gottes in hundert und mehr Sprachen, kaum dem Namen nach bekannt, über die Länder der Erde aus, und Schullehrer gehen, auf Kosten von Privatgesellschaften, zu den bisher verwahrloseten Millionen, um vermittelst des gegenseitigen Unterrichts schnelleres Licht zu verbreiten. Die Völker handeln, ohne Rath der Höfe und Klöster. Derganze Weltlauf nimmt einen bisher nie erhörten Gang. Die alte Kabinetspolitik will nichts mehr verfangen und verliert sich in der Bewegung des unendlichen Geisterthums. Amerika reißt sich von Europa ab und steht frei. Die ohnmächtigen Versuche Einzelner, das Zeitalter wie eine Uhr zu richten, oder rückwärts zu stellen, oder sich und das Volk über das Zeitalter zu betrügen, werden fast lächerlich. Niemand kann stehen bleiben, Niemand schlafend bleiben. Es er-

wacht Einer um den Andern. Man sinnt sich müde nach Mitteln, große Staatsverwandlungen zu verhüten. Das Einfachste aber wird vergessen, das in eines Jeden Macht liegt: vorsichtig mitzugehen, wohin Alles geht. Denn kein Sterblicher hält die Menschheit, keiner den Lauf der Natur fest. Wir wandeln an der Grenzscheide zweier Weltalter. Es graut nur dem bei diesem wunderbaren und verhängnißvollen Schauspiel, der nicht volles Herzens an Gott glaubt, und der nicht an ihn glaubt, weil er ihn nicht erkannt hat.

Ich räume allerdings die Möglichkeit ein, daß mitten in Europa einzelne Staaten auf ihrer Gesittungsstufe, durch Kunstmittel, durch Jesuiten, durch Zensuren, durch Bücherverbote, durch Verwahrlosung der Volksschulen, durch Verbannung verständiger Lehrer u. s. w. eine Zeitlang festgehalten werden können. Aber für die Staaten selbst erkenne ich davon keinen Gewinn. Wer zu solchen Mitteln räth, der räth zur Lähmung, vielleicht zum Untergang; der will die Ueberlegenheit der ausgebildetern Nachbarländer befördern. Und früher oder später werden dennoch eben diese Zurückgehaltenen mit verstärkter Schnellkraft vorspringen und sich wieder in die Vorderreihe der übrigen Nationen stellen. Man denke an Portugal und Spanien, wie tief entkräftet sie durch jene unglückseligen Staatskünsteleien geworden sind, wie sie ihre alte Herrlichkeit nach und nach, endlich ihre Indien, ihre letzten Geldquellen, einbüßen mußten. Das war nicht die Schuld der Nation, sondern ihrer Minister! — Man denke daran, wie Bayern von seinem alten Wohlstand zurückgesunken war, seit Kurfürst Maximilian I. und einige seiner Vorfahren im sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert dies Land gegen das Eindringen fremder kirchlicher Lehren, und gegen allgemeinere Volksbildung künstlich verschlossen hatten. Es war ein Land geworden, fast der Auflösung nahe. Ganz Deutschland sah voll Mitleidens oder gar Spottes auf dieses Paradies der Mönche.

Was aber ist dieser Staat geworden, seit König Maximilian Joseph ihn nach den Grundsätzen der Politik umschuf? — Hier machte nicht ein Volk, hier ein König die Revolution, wie sie einst auch Peter der Große in Rußland gemacht hatte. Und Bayern that Riesenschritte zu seiner Selbstständigkeit, Stärke und Ehre.

Das leichte, sichere und wohlfeile Mittel der allgemeinen Volksbildung durch gegenseitigen Unterricht wird — daran zweifle Niemand — bei den meisten Völkern herrschend werden. Wo es verboten wird, verbietet man der Nation, im Verhältniß mit den Nachbarn an innerer Kraft zu wachsen. Wo man es gestattet, muß endlich auch die ganze Reihe der bürgerlichen und staatsthümlichen Verhältnisse, der Gesetzgebung und Rechtsame mit der steigenden Geistesentwickelung des Volks allmälig ins Ebenmaß kommen. Man kann nicht Beides wollen: einen Knaben zum Manne machen und den Mann als Kind behandeln.

Schon sind zwei große Ueberzeugungen aus dem Kampfe der Zeiten hervorgegangen, so siegreich, daß selbst das Widerstreben derer sie voraussetzt, die diese Wahrheiten bestreiten und wegläugnen möchten. Die eine ist die Unwiderstehlichkeit der öffentlichen Meinung; die andere ist die Ueberzeugung vom Fortschreiten unsers Geschlechts zum Vollkommenern. Indem die Gegner dieser Wahrheiten, sei es aus Unwissenheit oder Interesse, einen verlornen Zustand des ehemaligen Volksthums wieder allgemein zu machen, die Menschheit auf ihrer Bahn festzustellen suchen — gestehen sie beide Wahrheiten öffentlich zu.

Wir sahen in den europäischen Kabineten vortreffliche Diplomaten, gewandte Unterhändler, vielumfassende Verwalter einzelner Staatszweige; aber die Welt zieht, sich verwandelnd, an ihren Kabineten vorüber, und manche dieser ehrwürdigen Männer glauben volles Ernstes es noch mit derselben Welt zu thun zu haben,

die sie vor zwanzig Jahren kannten, da sie aus ihr in das Kabinet eintraten. Sie glaubten mit ihrer Klugheit die Einsichten der Menge meistern zu können, während diese zwar bis zu gelegenerer Zeit schweigen, aber nicht zu denken aufhören kann. Sie glauben durch physische Machtüberlegenheit den Gang der Ereignisse regeln zu können, während der Druck der Staatsschulden, der Auflagen, die in Europa, wenn auch langsam, abnehmende Masse des Goldes und Silbers, und der durch Amerika's Freiheit beginnende Umschwung des Handelsverkehrs, ebenfalls ein physisches Gegengewicht darbieten, welches durch keines der gewöhnlichen Machtmittel zu zerstören ist.

Und so drängt und treibt Alles unabwehrbar und unwillkürlich vorwärts. Der gegenseitige Unterricht in Volksschulen erscheint. Zu verhindern ist nichts mehr im Großen, denn die Erfindung ist vorhanden. Sie kann nur noch benutzt werden. Ob man sie auf einem kleinen Erdfleck des Weltalls in Acht und Bann erkläre, das kann nur dem kleinen Erdball, nicht mehr der gesammten Menschheit schaden. Und diese antwortet den Bezweiflern ihres Fortschreitens mit dem Beweggrund, welchen Diogenes dem Sophisten entgegensetzte, der die Bewegung zu läugnen suchte: „Steh' still, die Welt geht!“

9.

Die Bibelgesellschaften im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts.

Die heiligen Schriften der Christen, erste Erkenntnißquellen ihres Glaubens, sind nun beinahe in allen Sprachen der Völker des Erdbodens vorhanden, mit welchen die Europäer in irgend

einiger Berührung stehen. Der Eifer, diese Schriften innerhalb und außerhalb unsers Welttheils zu verbreiten, wird immer lebendiger, und gehört zu den Bezeichnungen unsers Zeitalters.

Es war im Dezember 1802, als ein Prediger Charles zu Bala, einem geringen Orte am See Lhynd Tegid in North-Wales, einigen Freunden über den Mangel an Bibeln unter den Einwohnern, besonders den ärmern, von Wales klagte. Man beschloß einen Versuch, Freunde der Menschheit und des christlichen Glaubens zu vereinigen, durch ihre Beiträge gedruckte Bibeln zu vervielfältigen und zu wohlfeilen Preisen oder unentgeldlich hinzugeben. Die Sache kam in öffentlichen Blättern zur Sprache. Bald bildete sich zu London eine Gesellschaft, deren Zweck ward, die Bibel in allen Sprachen der Welt zu verbreiten. Man setzte sich mit gleichgesinnten Geistlichen in Deutschland, in der Schweiz, in Dänemark u. s. w. in Verbindung. Im Jahr 1804 war die Gesellschaft, welche sich „britische und ausländische Bibelgesellschaft“ hieß, schon zahlreich, und fand unter ihren Mitgliedern Männer von großem Willen, großem Reichthum und hohen Würden. Sie war thätig. Und gegenwärtig hört man aller Enden in Europa, wo nicht die römisch-katholische Kirche alleinherrschend ist, von Errichtung neuer Bibelgesellschaften.

Die Regsamkeit dieser vielen großen und kleinen Bibelgesellschaften ist eben so beachtenswerth, als dasjenige der Verwunderung würdig, was sie in der That binnen anderthalb Jahrzehnden in allen Welttheilen geleistet haben.

Die größere Ausbreitung der heiligen Schriften des Christenthums ist ohne Zweifel eins der zweckmäßigsten Mittel, das Christenthum selbst emporzuhalten, vor Entartungen zu bewahren und unter den wilden Völkern zur Veredlung ihrer Geister fortzu-

pflanzen. Ohne diese Urkunden aller christlichen Kirchen wären die Kirchen dem Verfall hingegeben, und ihre Stiftungen unter heidnischen Völkern ohne Festigkeit. Ja, die Ausstreuung der Bibeln im Innern Asiens, Afrika's, Amerika's und Australiens ist ein wichtiger, unsers Jahrhunderts würdiger Schritt, zur Beförderung wissenschaftlicher Kenntniß und überhaupt der Versittlichung halbwilder Nationen. Daher können die, mit dem Anfange dieses Jahrhunderts, begonnenen Anstalten keinem Menschenfreunde gleichgültig bleiben. Mit ihnen hebt in der Geschichte der Menschheit ein wichtiger Augenblick an. Wer kann von dem, was hier gewirkt wird, die Folgen für künftige Jahrhunderte berechnen? Ohne die hinterlassenen Lebensbensbeschreibungen Jesu und die übrigen Schriften von Jüngern und Zeitgenossen Christi, würde der erhabenere Glaube, der heiligere Sinn, welcher durch den Stifter unserer Religion in die Welt gebracht ward, sich weder so weit und schnell verbreitet, noch während der Völkerwanderungen und darauf eingetretenen Zeiten der Unwissenheit und Barbarei in ursprünglicher Schönheit bis zu unsern Tagen erhalten haben.

Inzwischen müssen wir uns nicht verhehlen, daß die Schriften der Zeitgenossen Jesu in den ersten Jahrhunderten ihrer Erscheinung in mancher Hinsicht größere Wirkung haben mußten, als jetzt. Damals konnten sie leichter verstanden werden, denn heutiges Tages, wo Sprachgebrauch, Sitten, Vorurtheile, Kenntnisse u. s. w. anders geworden sind. Wie viele Geistliche haben wir, welche alle in den Schriften des alten und neuen Bundes vorhandene Anspielungen und Beziehungen auf Umstände und Vorstellungsarten verstehen, die vor Jahrtausenden herrschten? Wie falsche Begriffe saugt der gemeine Mann bei uns, der sonntäglich noch Prediger und Ausleger der Schrift hört, aus dem Lesen der Bibel ein? Man kann leicht denken, welche Begriffe der Neger, der Neuseeländer, der Tartar u. s. w. daher holen muß, dem bei seiner

Lebensart, bei seiner Geschichtsunkunde, bei seinem Klima, besonders in tropischen Ländern, die Hälfte dessen, was er in der Bibel findet, durchaus unbegreiflich bleibt.

Die halbwilden Völker, denen man die Bibel in die Hand gibt, mit einer Bibliothek von Auslegungen und Einleitungen ins alte und neue Testament zu versorgen, wäre weder rathsam, noch ausführbar. Und doch wird ihnen ohne Hülfsmittel der größte Theil dessen, was sie lesen, Räthsel bleiben müssen. Ja, die verschiedenen, sich oft widersprechenden Vorstellungsarten von göttlichen Dingen, welche in den Büchern des alten und denen des neuen Bundes herrschen, müssen ihren Verstand verwirren, wie sie den Verstand vieler europäischen Bibelleser verwirrt haben. — Wozu denn für die Natursöhne entfernter Welttheile die ganze jüdische Staats- und Reichsgeschichte, die salomonischen Liebeslieder, die Apokalypse des Johannes, welche schon manchem ehrlichen Europäer den Kopf verdreht hat?

Ein zweckmäßiger Auszug der heiligen Schriften, könnte man sagen, mit Hinweglassung alles Unverständlichen, Anstößigen und dem Geiste Jesu und seiner Lehre Widerstrebenden, wäre unstreitig zur Beförderung des Christenthums unter den Völkern entfernter Welttheile wohlthätiger gewesen; wäre selbst für die Mehrheit des Volks in Europa wünschenswerth. Allein unsere gegenwärtigen Bibelgesellschaften, oder vielmehr ihre Vorsteher, versäumten es, und raubten damit ihren löblichen Bemühungen manchen Segen, so wie sie anderseits die Kosten ihrer Unternehmungen verdoppelten.

Jedoch läßt sich von der andern Seite nicht läugnen, daß ein solcher Auszug oder eine Auswahl nicht, ohne den herbsten Widerspruch der verschiedenen Meinungen, bewerkstelligt werden konnte. So war es der guten Sache ersprießlicher, lieber ein unverstümmeltes Ganzes zu geben, worüber dann nur die Wenigsten zu

klagen hatten. Zudem wurden häufig die Schriften des neuen Testaments allein gedruckt und vertheilt; oft auch nur einzelne Bücher desselben, und so ward zum Theil den obigen Wünschen entsprochen. Es ist Grundsatz der britischen Bibelgesellschaft, die ganze heilige Schrift als ein Werk göttlicher Eingebung zu betrachten. Und dem gemäß ward gehandelt.

Die ersten vier Lebensbeschreibungen Jesu, die Geschichte von den ersten Schicksalen seiner Jünger, und die Briefe derselben waren unstreitig nicht für Leser späterer Jahrtausende, sondern für Zeitgenossen bearbeitet, deren Bedürfnissen angemessen, und durch deren Bedürfnisse veranlaßt. Daher konnten sie auch nur von Zeitgenossen am besten verstanden werden.

Mit Recht wurden diese schriftlichen Hinterlassenschaften der persönlichen Bekannten und Schüler des hohen Glaubensstifters von allen Gemeinden als die allein=wahren und sichersten Erkenntnißquellen der göttlichen Lehre verehrt; gegenseitig ausgetauscht, gesammelt und in die Sprachen der verschiedenen Christengemeinden übersetzt. Nach Augustins Zeugniß hatte man schon im ersten Jahrhundert mehrere lateinische Uebersetzungen, davon diejenige, welche der Kirchenvater Hieronymus im vierten Jahrhunderte prüfte und reinigte, die herrschende wurde, und von der trientischen Kirchenversammlung im Jahre 1546, unter dem Namen der Vulgata, als die Alleingültige anerkannt worden ist. Beinahe eben so alt mag die syrische Uebersetzung sein, die sich früh und am weitesten unter den Christen Asiens verbreitete. Doktor Claudius Buchanan fand bei den Christengemeinden des ostindischen Reichs Travankore, im Jahre 1806, mehrere Abschriften der syrischen Uebersetzung. Eine von denen, die er der hohen Schule von Cambridge mitbrachte, war aller Wahrschein-

lichkeit nach über tausend Jahre alt*). Ohne Zweifel sind auch die Uebersetzungen ins Sahidische für die Christen im obern, und ins Koptische für die Gemeinden des untern Aegyptens gleich frühen Alterthums, so wie die Aethiopische für die Christen in Habesch (zur Zeit der Apostel Aethiopien geheißen).

Noch sind diese ältesten Uebersetzungen nicht nur in Handschriften, sondern zum Theil auch schon seit Jahrhunderten im Drucke vorhanden. Und es ist wohl nicht bloß eine schöne Redensart, wenn der Kirchenvater Hieronymus im vierten Jahrhunderte versicherte, daß Perser und Inder und viele andere Völker das Wort Gottes in ihren Sprachen längst vor seiner Zeit gehabt hätten. Denn wer kennt nicht den rührenden Eifer jener Jahrhunderte zur Ausbreitung des Christenthums; ihre Ehrfurcht vor den heiligen Schriften; ihre Begierde, diese Grundlagen der ewigen Wahrheiten allen Bekehrten mitzutheilen?

Theodoretus, im fünften Jahrhunderte, wußte schon von ägyptischen, persischen, indischen, armenischen, scythischen und sarmatischen Uebersetzungen selbst des alten Testaments. Die armenische Uebersetzung, welche noch vorhanden, und seit dem Jahre 1666 gedruckt ist, stammt, nach der Sage der armenischen Christen, von Miesrob im Anfange des fünften Jahrhunderts, von demselben, der neue Buchstaben erfand, um die armenischen Sprachlaute bestimmter zu bezeichnen. Die persischen und arabischen Uebersetzungen geschahen gewiß früh; doch die davon noch vorhandenen scheinen erst Werke des neunten oder zehnten Jahrhunderts und die persischen jünger, als die arabischen zu sein.

*) Nach der Versicherung der im Jahre 1815 zu London erschienenen und hier benutzten Historical sketch of the transaction and circulation of the scriptures etc. by W. A. Thomson and W. Orme Perth.

Die grusinischen Christen hatten schon im siebenten Jahrhunderte die Bibel in ihrer Sprache; aber die Gothen sie schon, wie bekannt, durch des Bischofs Ulphilas Bemühen, am Ende des vierten Jahrhunderts. Britannien hatte, wie man aus vielen Umständen vermuthen kann, schon im siebenten Jahrhunderte wenigstens einzelne Theile der heiligen Schriften in angelsächsischer Sprache; vollständig aber durch den Fleiß des Geschichtschreibers Breha, im achten Jahrhunderte.

Die Barbarei des Mittelalters zerstörte Einfalt und Würde des Christenthums. Der Glaube verartete in neues Heidenthum. Das war die Folge vom Verfall der Wissenschaften. In einer Zeit, da viele Könige und Staatsmänner weder lesen noch schreiben konnten, da selbst viele Bischöfe und Priester eben so unwissend waren, blieben natürlich die ältesten, schriftlichen Urkunden des Christenthums ein verschlossenes Buch. Und mit den Quellen der Erkenntniß versiegte die Erkenntniß selbst. Daher die ganze Verwandlung, welche der christliche Glaube erfuhr, wo sich alles ins Kirchliche ausbildete, ins Todte, ins Werkselige, ins Spitzfindige oder Abergläubige; wo sich Priesterschaft über Laienvölker und Laienfürsten entwickelte und eine Reihe Lehrsätze in die Welt kam, von denen Jesus und keiner seiner Vertrauten gewußt und gesagt hatte.

Sobald sich aber die Wissenschaften hoben, war eine der ersten ihrer Wirkungen, daß die Christen zum Lesen der heiligen Schriften zurückkehrten. Natürlich mußten die, welche die Worte des Glaubensstifters und seiner ersten Boten lasen, erschrecken, wenn sie da nicht fanden, was Päpste, Kirchenversammlungen und Bischöfe und Priester wollten als wesentliche Wahrheiten glauben machen. Natürlich mußte der wackere Peter Waldus

der zufällig eine französische Uebersetzung von den Lebensbeschreibungen Christi in die Hände bekam, und lieber nun ein Christ, als ein damaliger Römischkatholischer sein wollte, zum Ketzer erklärt werden. Natürlich konnte nach ihm John Wicliff im vierzehnten Jahrhunderte, der die Vulgata auch ins Englische übersetzte, kein anderes Schicksal erfahren. Natürlich mußten Huß und Hieronymus auf den Scheiterhaufen sterben. Denn ihr Christenthum, unmittelbar aus den Worten Jesu und seiner Jünger, war nicht das Machwerk des unwissenden Mittelalters, welches durch Kirchenversammlungen, von denen manches Mitglied nie eine Bibel gesehen hatte, oder durch Päpste, denen oft Petri Schlüssel-Amt mehr, als die Bibel werth war, gesetzliche Weihe empfangen hatte. Und wäre Christus wiedergekommen, man würde ihn damals als Neuerer haben verurtheilen müssen.

Die Erfindung der Buchdruckerpresse, dies Werkzeug, welches von den ersten Zeiten seines Gebrauchs bis heute ein Aergerniß der Finsterlinge geblieben ist, änderte durch ungeheure Vervielfachung geschriebener Worte die Gestalt der Dinge. Die Bibel, in vielerlei Sprachen gedruckt, kam in die Hände Aller, die lesen konnten; und Jeder wollte lesen lernen. Von der Vulgata allein traten, seit sie zum erstenmal im Jahre 1462 gedruckt worden war, binnen fünfzig Jahren weit über hundert Ausgaben ans Licht.

Das mußte den Glauben an Untrüglichkeit der Kirchenversammlungen und an Unfehlbarkeit des heilig genannten Vaters zu Rom erschüttern, weil es den Glauben an Jesum, und was er gelehrt hatte, stärkte. Deutschland hatte schon im Jahre 1467 eine in der Muttersprache gedruckte Bibel; Italien im Jahre 1471; Holland im Jahre 1487; Böheim im Jahre 1488. Es konnte nicht fehlen, die Erasmusse, die Zwingli, die Luther, die Calvine u. s. w. mußten erscheinen; es mußte der ungeheure

Bruch der alten Kirche erfolgen, welcher unter dem Namen der Kirchenverbesserung bekannt ist.

Diese Reformation war nicht nur eine Kirchenverbesserung für diejenigen, welche sie wollten, sondern in der That auch für diejenigen, welche sie nicht wollten. Die römisch-katholische Kirche ward in ihrem Innern und Aeußern reiner und fester im Streit mit den ernsten, gelehrten, frommeu und muthigen Gegnern, die aber in der Fülle ihres Eifers, und in der Knechtschaft alter Vorbegriffe, Vorurtheile und Gewohnheiten eben so häufig auf Irrwegen ertappt wurden. Und wie seitdem die Protestanten mit den Jahrhunderten dem von Jesu aufgestellten Urbilde näher traten — in unsern Zeiten zeugen dafür noch die Vereinigungen der Lutheraner und Reformirten —, so auch die Katholiken, welche sich schon sehr allgemein erlaubten, den Papst und die Kirche von einander zu unterscheiden.

Die Wirkungen des Bibellesens konnten den Häuptern der römisch-katholischen Kirche nicht anders, als mißfällig sein. Denn dadurch gingen ihnen die Einkünfte großer Länder, den Klöstern reiche Schätze, den Bischöfen und Priestern die blinden Verehrungen der Laien verloren. Man mußte also in der Noth dasselbe Mittel zur Erhaltung der römischen Kirche ergreifen, was Kaiser Julian der Abtrünnige gewählt hätte, um das Christenthum zu vertilgen! Man nahm dem Laien die heiligen Schriften weg, verbot ihr Lesen in den Schulen und verwies das Volk ans Glauben. Wer die Bibel las und sie als die alleinige Quelle der Glaubenswahrheiten betrachtete, hieß schon dadurch Ketzer; denn das war ein Hauptgrundsatz der Protestanten.

Desto eifriger waren hinwieder die Protestanten zur Ausbreitung der Bibel unter allerlei Volk und in allerlei Sprachen. Ihr

gesunder Menschenverstand sagte ihnen: allerdings ist Vieles in der Bibel, was unsern Zeiten, Sitten und Klimaten nicht entspricht; das aber ist Nebensache. Es ist möglich, wir können in Auslegung zuweilen irren; aber waren denn die Kirchenväter vom Irrthum und allen vorgefaßten Meinungen ihrer Zeit frei, und sind Kirchenversammlungen darum im Besitz der Wahrheit, weil da ihrer viele einerlei Meinung, auch wohl einerlei Irrthums gewesen sind? Und wenn man sich erinnert, durch welche Künste und Umtriebe man oft auf jenen Kirchenversammlungen gewisse Artikel durchsetzte; und mit wie schwacher Stimmenmehrheit viele Artikel angenommen wurden! Es ist wahr, bei den Protestanten sind durch das Bibellesen vielerlei Sekten entstanden; bei den Katholiken ist mehr Einheit in Kirchen- und Glaubenssachen. Aber ist diese Einheit Beweis der Wahrheit, worin sich Alles willig auflöset, oder der Geistesfurcht, worin Alles blind gehorcht? Freie Menschen und freie Gemüther bewegen sich nach allerlei Richtungen; nur unter dem Zwang bewegen sich Schlachthaufen soldatisch, Tausende, wie Einer. Ist das Gottes Wille und Gesetz der Natur?

In diesen Rücksichten fuhren die Protestanten fort, die Bibel in lebendige Volkssprachen zu übersetzen, und folgende Uebersicht der ersten dieser Bibelübersetzungen ist in mannigfachen Beziehungen lehrreich:

Uebersetzungen.	Jahrzahl d. N. T.	Jahrzahl d. A. T.	Verfasser.	Druckort.
Deutsche	1522	1534	Martin Luther	Wittenberg.
Englische	1526	1535	Tindal und Coverdale	Ungewiß.
Französische	—	1535	Robert Olivetan	Genf.
Schwedische	1534	1541	Olaus Petri	Upsala in Schweden.
Dänische	1524	1550	Palladius und Ander	Kopenhagen.
Holländische	—	1560	Ungewiß	Ungewiß.
Italienische	—	1562	Anthony Brucioli	Genf.
Spanische	1556	1569	Cassiodorus de Reyna	Basel.
Russische	1519	1581	Cyril und Methodius	Ostrog.
Reformirte Zürcherische	1525	1529	Leo Judä	Zürich.
Bernerische	—	1602	Piscator	Herborn.
Niedersächsische Mundart	—	1533	Unbekannt	Lübeck.
Finnische	1548	1642	"	Stockholm.
Croatische	1558	—	"	Tübingen.
Baskische	1571	—	"	Rochelle.
Welsche	1567	1588	"	London.
Ungarische	1574	1589	"	Wien.
Wendische	—	1584	"	Wittenberg.
Isländische	—	1584	Thorlack	Holum auf Island.
Pommerische	—	1588	Unbekannt	Bath.

Uebersetzungen.	Jahrzahl d. N. T.	Jahrzahl d. A. T.	Verfasser.	Druckort.
Polnische	1585	1596	Mehrere	Unbekannt.
Böhmische	—	1593	"	Kralitz in Mähren.
Hebräische	1599	—	Elias Hutter	Nürnberg.
Neu-Griechische	1638	—	Maximus	Genf.
Wallachische	1648	—	Unbekannt	Belgrad.
Ladinische des Engadin in Graubünden	—	1657	"	Scuols im Engadin.
Litthauische	—	1660	Chylinsky	London.
Türkische	1666	—	Lazarus Seaman	Oxford.
Irländische	1602	1685	D. Daniel u. Bischof Bedel	London.
Liefländische	1685	1689	Unbekannt	Riga.
Esthländische	1685	1689	"	Riga.
Dorpatische Mundart	1727	—	"	Unbekannt.
Oberländer Mundart der roman. Graubündner	—	1719	"	Chur.
Oberlausitzische	1706	1728	Mehrere	Bautzen.
Lappländische	1755	—	"	"
Mankische	—	1763	Bischof Wilson	"
Gällische	1767	1802	Jas Stewart und Andere	Edinburg.
Portugiesische	1781	1783	Antonio Pereira	Lissabon.
Grönländische	1798	—	Unbekannt	Kopenhagen.

Die Menge der Ausgaben von einzelnen Theilen, oder von der Gesammtheit, der Urkunden des Christenthums läßt sich nicht mehr zählen. Man weiß, daß nur die große Bibelsammlung in Stuttgart über viertausend verschiedene Ausgaben besitzt. Die vor hundert Jahren zu Halle durch den frommthätigen Hildebrand von Canstein gegründete Bibelanstalt hat allein eine Menge in Druck und Bogengröße von einander verschiedener Ausgaben in deutscher, böhmischer, polnischer Sprache um wohlfeilen Preis oder unentgeldlich durch Europa, in Amerika und ins russische Asien verbreitet. Man berechnet, daß seit der im Jahre 1712 erschienenen ersten Ausgabe des neuen Testaments in dieser Anstalt allein über drei Millionen Exemplare in mancherlei Sprachen gedruckt wurden.

Bald begnügten sich die Evangelischen nicht mehr damit, nur dem Volke ihrer Heimathen die Bibel zu geben, sondern mit Begierde, den christlichen Glauben auch Juden, Muhamedanern und Heiden zu bringen, nahmen sie Bedacht, denselben die Bibel in deren Landessprachen zu verschaffen. Durch dieses Mittel empfingen die protestantischen Missionsanstalten mehr Ausdehnung und Kraft und veredelnden Einfluß, als die katholischen in andern Welttheilen. Denn ohne obrigkeitliche Zwangsmittel, nur durch Predigt und Ueberzeugung wirkten sie in allen Welttheilen groß; wo der Mund der ausgesandten Bekehrer schwieg, predigte die Schrift für sich selbst fort; und wo protestantische Missionen waren, mußte man nothwendig auch Schulen errichten, damit die Leute lesen lernten. So hob bei vielen rohen Völkern die Gesittung und höhere Geistesbildung mit der Bibel an.

Zur Belehrung oder Bekehrung der Juden übersetzte zuerst Elias Hutter die Schriften des neuen Bundes ins Hebräische. Sie traten im Jahr 1599 zu Nürnberg ans Licht. Der Holländer Albrecht Ruyl fing im Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts

die Uebersetzung ins Malayische an; doch vollendete er nicht. Erst im Jahr 1668 erschien das ganze neue Testament, von Daniel Brower übersetzt, auf Kosten der holländisch-ostindischen Gesellschaft malayisch gedruckt, zum Besten der Javaner, so wie ohngefähr um dieselbe Zeit (im Jahr 1661) von Daniel Gravius eine Uebersetzung der Evangelien des Matthäus und Johannes in der Insel Formosa.

Lazar Seamann gab im Jahr 1666 zu Oxford das neue Testament in türkischer Sprache; im Jahr 1661 John Elliot das neue und im Jahr 1664 und 1685 das alte Testament in der Sprache nordamerikanischer Eingebornen im Druck heraus; Bartholomäus Ziegenbalg im Jahr 1715 zu Trankebar das neue Testament tamulisch; die Gesellschaft zur Beförderung christlicher Erkenntniß zu London im Jahr 1726 das neue Testament arabisch. In Colombo hatten die Holländer von den vier Evangelien schon im Jahr 1739 eine cingalesische Ausgabe veranstaltet; denen folgte im Jahr 1771 die Apostelgeschichte und 1783 das ganze neue Testament. In hindostanischer Sprache ward dasselbe 1758 zu Halle gedruckt, durch Benjamin Schulz übersetzt; in kreolischer 1781 zu Kopenhagen, und ebendaselbst im Jahr 1799 in grönländischer Sprache.

Alles aber, was bisher geschehen war, um die ältesten schriftlichen Urkunden des christlichen Glaubens über den Erdball auszustreuen, und so gleichsam Christum und seine ersten Jünger in allen Sprachen der Welt für sich selbst reden zu lassen, war mit dem nicht zu vergleichen, was seit dem Beginn des gegenwärtigen Jahrhunderts durch Entstehung der vielen sogenannten „Bibelgesellschaften“ bewirkt worden ist. Damit kann nicht die Wirk-

samkeit der Cansteinischen Anstalt zu Halle verglichen werden, oder jene der Täufermissionarien zu Friedrichsnagor (Serampore) in Ostindien, nordwärts Calcutta, die zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts errichtet ward, und aus deren Buchdruckerei die Bibel ganz oder theilweis schon in neunundzwanzig Sprachen Mittelindiens hervorgetreten ist.

Schon oben haben wir den Ursprung der „britischen und ausländischen Bibelgesellschaft zu London“ im Jahr 1804 erzählt, zu welchem ein braver Landpfarrer den Anlaß gab. Wir haben gesagt, daß Männer jedes Standes ihr beitraten. Der ehrwürdige Wilberforce, der Vizeadmiral Gambier, Graf Moira, Generalgouverneur von Ostindien, und andere der Ersten des Landes rechneten es sich zum Ruhm, diesem Vereine anzugehören. Wer eine Guinee beiträgt, ist dafür ein Jahr lang, wer zwanzig Pfund Sterl. mit einemmale gibt, ist lebenslang Mitglied; wer für jährlich fünf Guineen unterzeichnet, ist Direktor, wer mit einemmale für fünfzig und mehr Guineen unterzeichnet, ist lebenslänglicher Direktor. Die Direktoren haben das Recht, allen Versammlungen des gesellschaftlichen Ausschusses stimmgebend beizuwohnen, der eigentlich aus sechsunddreißig Gliedern besteht, die Geschäftsleitung hat und die allgemeinen Versammlungen beruft.

Diese Gesellschaft gibt von ihrer und der Wirksamkeit anderer mit ihr verbundenen ähnlichen Anstalten inner und außer Europa alljährlich öffentliche Berichte. Sie unterstützt ausländische Vereine zur Beförderung der Bibelverbreitung mit oft sehr beträchtlichen Geldsummen. Sie ist als die wahre Muttergesellschaft, als Kern und Mittelpunkt der übrigen anzusehen.

Wir wollen hier die mehr oder minder mit ihr verwandten Bibelgesellschaften der Zeitfolge ihrer Stiftung nach, und nach den Welttheilen geordnet angeben:

In Europa.

Im Jahr 1804 ward gleichzeitig mit der Londner eine Gesellschaft zu Nürnberg gestiftet, die bald darauf aber nach Basel verlegt worden ist. Sie gab die Bibel deutsch, romanisch, französisch und italienisch heraus.

Im J. 1805 die zu Berlin; böhmische und polnischen Ausgaben.
„ „ 1809 zu Stockholm; schwedische Bibeln.
„ „ 1812 zu Abo in Finnland; finnische Bibeln.
„ „ 1812 zu Preßburg in Ungarn.
„ „ 1812 zu Königsberg in Preußen; lithauische Bibeln.
„ „ 1812 zu Zürich in der Schweiz.
„ „ 1812 zu Stuttgart; deutsche Bibeln.
„ „ 1812 zu Halle in Sachsen.
„ „ 1813 zu Gothenburg in Schweden.
„ „ 1813 zu Westerohs im schwedischen Westmanland.
„ „ 1813 auf der Insel Gothland.
„ „ 1813 zu Petersburg in Rußland, vereint mit ihren Bibel-Hilfsgesellschaften zu Mietau, Moskwa, Riga, Dorpat, Reval und Jaroslaw, welche die Bibel ganz oder zum Theil in deutscher, russischer, kalmückischer, finnischer, armenischer, polnischer, französischer, slavonischer, lettischer, dorpatisch- und revalisch-esthischer Sprache herausgaben.
„ „ 1813 zu Chur in der Schweiz.
„ „ 1813 zu Schaffhausen in der Schweiz.
„ „ 1813 zu St. Gallen in der Schweiz.
„ „ 1813 zu Amsterdam eine englische Bibelgesellschaft, und im Jahr nachher auch eine niederländische.
„ „ 1814 zu Rotterdam.
„ „ 1814 zu Elberfeld für das ehemalige Großherzogthum Berg.

Im J. 1814 zu Hannover.
" " 1814 zu Dresden.
" " 1814 zu Warschau.
" " 1814 zu Lübeck, Hamburg, Altona, Bremen.
" " 1814 zu Erfurt und Danzig.
" " 1814 zu Lausanne und Genf.
" " 1815. In den Niederlanden schlossen sich über 40 kleinere Gesellschaften des Königreichs an die von Amsterdam.
" " 1815 zu Braunschweig, Cleve, Osnabrück.
" " 1815 zu Königsfeld im Schwarzwald.
" " 1815 zu Nassau-Homburg, Frankfurt am Main. Neuwied.
" " 1815 zu Bern und Aarau in der Schweiz.
" " 1815 bei den Waldensern in den Thälern Piemonts zu La Tour.
" " 1815. Schleswig-Holstein. Die dänische Bibelgesellschaft ließ zugleich das Evangelium Matthäi in der Sprache der Insel Feroe abdrucken, einer alten, dem Isländischen verwandten Mundart.
" " 1815 auf der Insel Island; zu Upsala und Lund in Schweden.
" " 1815 zu Astrakan, Theodosia und Haskaf in Rußland.
" " 1815 zu Straßburg.

Viele andere Gesellschaften haben sich seitdem noch gebildet, zu Breslau, Magdeburg, Potsdam, Wesel u. s. w. In Großbritannien bestanden im Jahr 1815 bei fünfhundert Gesellschaften dieses Zwecks.

In Asien waren Bibelgesellschaften seit dem Jahr 1811 in Calcutta.

Seit 1813 auf der Insel Ceylon zu Colombo.
" 1813 zu Bombay.

In Afrika entstand

Im J. 1813 eine Bibelgesellschaft auf den Inseln Mauritius und Bourbon.

„ „ 1814 auf der Insel St. Helena.

„ „ 1815 in der Kapstadt des Vorgebirgs der guten Hoffnung.

In Amerika

sind seit 1805 in den vereinigten Freistaaten Nordamerika's über neunundsechszig Bibelgesellschaften errichtet worden, Louisiana noch ungerechnet.

Seit 1812 eine Gesellschaft zu Quebeck.

„ 1810 zu Truro.

„ 1813 in Neuschottland zu Halifax und zu Piktu.

Seit 1812 zu Jamaika eine Bibelgesellschaft der Schwarzen, ungerechnet mehrere hundert kleiner Hilfsgesellschaften in den britisch-westindischen Besitzungen.

Die große Muttergesellschaft zu London, je größer sie in allen Welttheilen den Eifer für ihren heiligen Zweck werden sah, verdoppelte den ihrigen; und bei allen Anstrengungen ihrer Kraft vervielfachten sich ihre Kräfte. Im ersten Jahre ihrer Entstehung verwendete sie nur die Summe von 366 Pf. Sterl. 2 Schill. 10 Den. zum Druck neuer Bibeln. Seitdem unterstützte sie auch andere Ortschaften in den entlegensten Ländern zu diesem Behuf mit Geld. Im Jahr 1814 betrugen ihre Ausgaben 13,030 Pf. Sterl. 2 Schill. 7 Den. Der Gesammtaufwand der Gesellschaft, die von den zahlreichen Hülfsgesellschaften des britischen Königreichs mit ansehnlichen Geldbeiträgen unterstützt wird, belief sich in den ersten zehn Jahren seit ihrer Stiftung auf 299,287 Pf. Sterl.

In eben diesen ersten zehn Jahren hatte sie in Großbritannien 1,070,471 Exemplare des neuen Testaments oder der ganzen Bibel

ausgetheilt; und auf dem europäischen Festlande 43,525 Exemplare, ungerechnet, daß sie auf ihre Kosten noch von verschiedenen Bibelgesellschaften des festen Landes 173,600 Exemplare drucken und vertheilen ließ.

Während jenes ersten Jahrzehends hatte sie die ganze Bibel oder einzelne Theile in fünfundfünfzig verschiedenen Völkersprachen theils selbst drucken lassen, theils anderer Orten den Druck und die Vertheilung mit beträchtlichen Summen befördert.

Sie selbst veranstaltete in Großbritannien die Bibelausgaben:

1) in der englischen Sprache; 2) in der gälischen; 3) in der welschen; 4) in der irländischen; 5) in der mankischen; 6) in der spanischen; 7) in der portugiesischen; 8) in der holländischen; 9) in der dänischen; 10) in der alt- und neugriechischen; 11) in der eskimoischen; 12) in der mohawkischen.

Auf dem festen Lande von Europa beförderte die britische Bibelgesellschaft vermöge ihrer Unterstützungen: 1) die französische Bibelübersetzung; 2) die italienische; 3) die romanische; 4) die deutsche; 5) die böhmische; 6) die polnische; 7) die ungarische; 8) die slavonische; 9) die lettische oder liefländische; 10) die lithauische; 11) die esthische; 12) die schwedische; 13) die lappländische; 14) die armenische; 15) die isländische; 16) die finnische; 17) die türkische oder tartarische; 18) die kalmukische.

Unter ihrer Leitung wurden in Ostindien die Uebersetzungen in nachfolgenden morgenländischen Sprachen veranstaltet und gedruckt: 1) die bengalische Uebersetzung; 2) die hindostanische; 3) die tamulische; 4) die orissaische; 5) die malayische; 6) die mahrattische; 7) die sanskritische; 8) die persische; 9) die arabische; 10) die cingalesische; 11) die sinhala-palische; 12) die telingesische; 13) die malayalim; 14) die chinesische; 15) die seihkische; 16) die siamische; 17) die karnatische; 18) die bugische; 19) die burmanische; 20) die makassarische; 21) die maldivische; 22) die balochische;

23) die afghanische; 24) die rakhangische; 25) die jagalangische oder ursprünglich turkananische.

Diese bewundernswürdige und edelmüthige Thätigkeit kann und wird nicht ohne große, und es ist zu glauben, nicht ohne segensreiche Wirkungen bleiben. Diese ungeheure Verbreitung von den Urkunden des Christenthums in allen Sprachen des menschlichen Geschlechts wird die göttlichen Wahrheiten, die Christus predigte, auf dem Erdball herrschender machen. Jedes einzelne Bibelbuch wird ein Apostel. Was jetzt ausgeführt wird, kann erst in künftigen Jahrhunderten emporreifend erblickt werden. Die schnellgewachsene Menge der Bibelgesellschaften in allen Welttheilen, und ihre Regsamkeit ist in dieser Hinsicht ein wahrhaft weltgeschichtliches Ereigniß unserer Tage. Und der arme Landpfarrer Charles im Gebirg von Wales am See Lhynd Tegid bewirkte, ohne es zu denken, mit seinen ersten Klagworten um die Seltenheit der Bibel bei seinen Pfarrkindern Verwandlungen großer Reiche.

Wirklich waren die Bibeln selbst in europäischen Staaten seltener, als man hätte glauben sollen; meistens nur in den Händen des Mittelstandes (bei welchem überhaupt das meiste Gute gefunden wird), der Geistlichen und Gelehrten. Vornehme Leute, Leute von gutem Ton, würden gelächelt haben, wenn man sie nach ihrer Bibel gefragt hätte, statt nach den neuesten Romanen, Schauspielen und Zeitschriften. Und die armen Familien kauften nicht, was zu theuer war. In vielen Dörfern des protestantischen Deutschlands, Hollands, Helvetiens, Schwedens, Dänemarks, Preußens u. s. w. fand man die Bibel nur in wenigen Haushaltungen; ungeachtet eigentlich Bibel, Gesangbuch und Kalender sonst den Kern einer bäuerlichen Bibliothek auszumachen pflegen. In mehrern Gegenden Polens war die Bibel in der Landes-

sprache so selten geworden, daß man sie kaum noch um Geld erhalten konnte. Unter 18,000 deutschen, 7800 polnischen und 7000 lithauischen Familien in Lithauen war, laut eingezogenen Berichten im Jahre 1815, nicht eine einzige Bibel zu finden. In Schweden besaß von achtzig Personen der ärmern Volksklasse kaum eine das Buch.

Es verdient daher allerdings gerühmt zu werden, daß sich beinahe aller Orten die achtungswürdigsten Staatsmänner, Könige und Fürsten selbst als Beschützer an die Spitze der Bibelgesellschaften stellten. In Rotterdam übernahm Herr von Hoogstraaten, Mitglied der Generalstaaten, das Präsidium; zu Elberfeld der damalige Generalgouverneur des Großherzogthums Berg, der geistvolle Gruner; zu Hannover der Staatsminister Freiherr von Arnswaldt, während der Herzog von Cambridge selbst den Namen eines Patrons der Bibelgesellschaft annahm. In Berlin entstand die Gesellschaft unter Leitung des Generallieutenants von Dierike; zu Dresden unter Leitung des Ministers Grafen v. Hohenthal; in Kopenhagen durch ihren Präsidenten, Grafen von Schimmelmann u. s. w.

So kann und wird es gelingen, daß auch die Gesellschaften des europäischen Festlandes größere Kraft und Wirksamkeit gewinnen, wenn sie gleich weder den ungeheuern Spielraum, noch die Mittel haben, wie die Muttergesellschaft zu London. Diese, wie sie begann, fuhr immerdar fort, die mit ihr befreundeten Vereine auf dem festen Lande zu unterstützen. So gab sie in den Jahren 1814 und 1815 an die niederländische Societät 500 Pf. Sterling; an die bergische 200 Pf.; an die zu Hannover 500; an die preußische 500; an die sächsische 500; ungerechnet einen Beitrag von 100 Pf. Sterl. an die Potsdamer Hülfs-Bibelgesellschaft, und eine gleiche Summe für die sächsische zur Herausgabe des neuen Testaments für die armen Wenden in der Lausitz. Der

Gesellschaft in Rußland wurden 1000 Pf. Sterl. angewiesen. In diesem unermeßlichen Reiche zeigt sich für die Sache eine große, unerwartete Begeisterung.

Aber auch eben hier ist das Bedürfniß von den Urquellen der christlichen Erkenntniß wohl am fühlbarsten. Nur in den weitläufigen Provinzen Georgien, Imirete und Mingrelien bekennen sich über eine halbe Million Einwohner zum Christenthum; aber in den zweitausend Kirchen dieser Länder waren im Jahr 1815 nicht zweihundert Bibeln anzutreffen. Daher hat der georgische Erzbischof Dositheos selbst zur Gründung einer Bibelgesellschaft in Tiflis Hand geboten, zu der auch die Familie des Czaar Salomon trat, der im Jahr 1809 im Kriege Rußlands mit der Pforte gefangen nach Tiflis gebracht wurde, weil er, als Erbfürst von Imirete, zu den Türken gehalten hatte.

Ein merkwürdiger Zug verdient hier noch aus Rußland angeführt zu werden. Die Londoner Gesellschaft ließ zu Karassu, einer Stadt am kaukasischen Gebirg in Taurien, ein tartarisches neues Testament drucken und in der Krimm vertheilen. Es empfingen davon auch Muhamedaner, unter andern ein muselmännischer Mufti. Dieser las das ihm unbekannte Buch, und mit so hohem Vergnügen, daß er einen jährlichen Beitrag von fünfzig Rubeln an die Petersburger Gesellschaft unterzeichnete; seinen angelegentlichen Wunsch erklärte, Mitglied derselben zu werden; und wünschte, man möchte das Buch auch in türkischer Sprache mittheilen.

Fürst Galitzin ist Präsident der Petersburger Societät, ein verehrter Mann. Das heilige Unternehmen macht ihm Freude, denn er sieht die Begierde des Volks nach dem Lesen des Buchs, worin es selbst, was Christus geredet, was seine Jünger geschrieben, lesen kann. Als die Armenier hörten, daß man im Werk habe, das neue Testament armenisch drucken zu lassen, wozu die

Londoner Gesellschaft 500 Pf. Sterling hergab, unterzeichneten sie sogleich für die Hälfte der Ausgabe von 5000 Exemplaren.

Die Hülfe, welche die Londoner Gesellschaft den mit ihr in allen Theilen Europens zu gleichem Zweck verbundenen gewährt — ist groß; aber nicht die einzige, die sie leistet. Auch an die amerikanischen sendet sie beträchtliche Summen, und mit besonderer Vorliebe und Sorgfalt pflegt sie der asiatischen.

Schon im Jahr 1809 wurde zur Bibelverbreitung in Asien von der Societät zu Calcutta die Einrichtung getroffen, daß sie sich, zur Erleichterung der Arbeiten, in zwei Hauptgesellschaften vertheilte. Die eine derselben empfing die Benennung „eines korrespondirenden Ausschusses der britischen und ausländischen Bibelgesellschaft in Bengalen"; und ihr vornehmster Zweck ward, zum Besten der Heiden gute Bibelübersetzungen in diejenigen morgenländischen Sprachen zu veranstalten, worin noch nie eine Bibel oder überhaupt noch kein Buch gedruckt ward. An diesen Ausschuß schlossen sich besonders die gelehrten Täufer-Missionarien in Asien an. In seinem Solde stehen die angesehensten Gelehrten vieler Nationen des Orients, unter deren Aufsicht die morgenländischen Sprachen zum Behuf der Bibelübersetzung bearbeitet werden. Ihre Druckereien zu Serampore in Bengalen, wo zehn Pressen für das Bedürfniß noch nicht genug waren, sind in fortwährender Thätigkeit. Von hier aus ging die chinesische Uebersetzung des neuen Testaments (von Morrison bearbeitet) ans Licht, die nicht nur den Chinesen zu Java, Malacca und Penary gegeben ward, sondern auch ins Innere ihres großen Vaterlandes zu 2000 Exemplaren hineingespielt wurde. Da wirkt das Buch im Stillen kräftiger, als der schüchterne Muth scharfbeobachteter Jesuiten und protestantischer Missionarien wirken konnte. Von Serampore aus ging das neue Testament in der Pali-Sprache ans Licht, der alten, gelehrten Priestersprache

Hinterindiens und des Innern von Ceylon, die dort das ist, was für Vorderindien die Shanskritsprache. Auf der Insel Ceylon ist die cingalesische an den Küsten herrschend. Daher auch den Christen dieses Eilandes, von denen man bei 150.000 Protestanten und ungefähr 50,000 Katholiken zählt, die Uebersetzung der Bibel in ihrer Mundart willkommen war.

Die andere Hauptabtheilung der Bibelgesellschaft in Ostindien nennt sich „Hülfs-Bibel-Gesellschaft zu Calcutta." Ihr Zweck ist vornehmlich Uebersetzung und Verbreitung der Bibel in morgenländischen Sprachen für die christlichen Gegenden; daher auch die cingalesische Ausgabe von ihr stammt.

Um sich einen Begriff von der Thätigkeit des Londoner Vereins zu machen, ist genug zu wissen, daß durch denselben während eines Jahres, nämlich vom 31. März 1814 bis 31. März 1815 in den mannigfaltigen Sprachen vertheilt wurden 126,156 vollständige Bibeln und 718,778 neue Testamente. Dazu sind 64,025 Exemplare nicht gerechnet, die auf Kosten desselben Vereins von andern Bibelniederlagen abgegeben wurden; nicht gerechnet diejenigen Bibeln, welche von andern Gesellschaften auf eigene Kosten gedruckt und ausgespendet wurden.

Im folgenden Jahre, nämlich vom 31. März 1815 bis 31. März 1816, setzte die britische und ausländische Bibelgesellschaft abermals 138,168 vollständige Bibeln und 110,068 neue Testamente in Umlauf, so daß die Summe der seit ihrem Beginn verbreiteten Exemplare 1,557,973 betrug.

Daneben hielt sie in den letzten Jahren immer einige Männer auf Reisen, die sich persönlich vom Gang der fremden Bibelgesellschaften und den Bedürfnissen der Länder überzeugen mußten. So bereisete in den Jahren 1815 und 1816 Doktor Steinkopf

die Niederlande, Deutschland und die Schweiz. Bei dieser Gelegenheit bildete sich auch die Bibelgesellschaft in den piemontesischen Waldenser-Thälern. Hier beläuft sich die Anzahl der Christen, welche Nachkommen derer sind, die sich schon im neunten Jahrhundert von der römischen Kirche trennten, auf ungefähr 17,000 Seelen in 13 Kirchspielen. Sie sind fast alle sehr arm. Zur Anschaffung von Bibeln brachten sie mit großer Mühe nur 800 Franken zusammen. Daher empfingen sie von London aus einen Beitrag von 200 Pf. Sterling.

Wie Steinkopf, so reisete der Prediger Pinkerton, dieser besonders, den Eifer der russischen Bibelgesellschaften zu beleben und Zeuge ihrer Thaten zu sein. Sie haben in dreizehn verschiedenen Ausgaben 110,000 Exemplare geliefert. Das Evangelium Matthäi war das erste in der Sprache der Kalmucken gedruckte Buch. Die Bibelgesellschaft zu Theodosia (Kaffa), der krimischen Hafenstadt, verbreitet ihre Wachsamkeit über alle Gegenden am schwarzen Meere, bis ins Innere Kleinasiens. Merkwürdig ist allerdings, daß die Schriften der Apostel, durch die Kunst unsers Zeitalters vertausendfacht, aus dem Pontus in jene Gefilde Kleinasiens zurückkehren müssen, wo die meisten derselben vor beinahe zweitausend Jahren geschrieben wurden, und jetzt kaum noch gekannt sind.

Ungarn wird von Wien aus mit den heiligen Schriften versorgt; in Polen haben sich einige ansehnliche Gesellschaften gebildet. Für die Protestanten in Frankreich wird zu Paris und Straßburg thätig gehandelt. Ueberall werden die ältesten schriftlichen Urkunden des Christenthums verbreitet, wie noch zu keiner Zeit in irgend einem Jahrhundert geschehen ist.

Nicht nur gelangt die Bibel auf diese Weise auch in die Hände von Millionen katholischer Christen Europens, denen man

sie bisher absichtlich entzogen hatte; sondern ehrwürdige Geistliche der katholischen Kirche selbst helfen zur Verbreitung des Gottes-Wortes.

Unter den Katholiken des Königreichs Würtemberg sind, mit Genehmigung des Bischofs von Ellwangen, über 7000 Exemplare des neuen Testaments in den Jahren 1815 und 1816 vertheilt worden, alle nach der Uebersetzung des trefflichen Van Eß zu Marburg, der sich ein Lebensgeschäft daraus macht, dem wahren Christenthum zu dienen, nicht der Kirche und Kirchlichkeit allein. Bald sind von seiner Uebersetzung bei 100,000 Exemplare in den Händen deutscher Katholiken. Nicht aber für die Katholiken allein, auch für die Protestanten, zumal für die Armen im Hessischen, sorgt er mit der Liebe, die Jesus lehrte. Eben so wirkte von Regensburg aus der ehrwürdige Regens Wittmann auf das katholische Deutschland. Schon wurden von seiner Ausgabe des neuen Testamentes bei 30,000 Exemplare vertheilt. Von der Uebersetzung des neuen Testamentes, welche der Pfarrer Goßner zu München veranstaltete, wurden in wenigen Monaten bei 10,000 Stück im katholischen Deutschland verbreitet. Ebenso verhält es sich mit den Katholiken in der Schweiz, wo Pfarrer selbst die Vertheilung freudig besorgen.

Dergleichen Regsamkeit zur Beförderung des Christenthums, und zwar auf diesen Wegen, ist nicht ganz im Geist der römischen Curie. Sie muß nach ihren Grundsätzen „die von Ketzern gedruckte Bibel“ nothwendig zu den verbotenen Büchern zählen, und das Uebersetzen der heiligen Schriften in die Sprache des Volks, als „Erfindung boshafter Arglist“, „als einen ruchlosen Kunstgriff der Neuerer“ ansehen. Denn es ist gewiß, daß die Laien dann eben so gut, als viele tausende Geistliche wahrnehmen, wie übel manche Sätze der Kirchenväter, Kirchenversammlungen und Päpste mit den klaren Worten Jesu und seiner Schüler zu-

sammenstimmen; wie gedankenloses Rosenkranzbeten, Ehelosigkeit der Priester, Meßopfer, Unfehlbarkeit der Päpste sammt Ablaß und Fegefeuer mit der Zeit in Gefahr gerathen dürften. Das wahre Christenthum freilich wird bleiben, nicht die Suprematie veralteter Begriffe.

Seit den Tagen der Reformation, die doch nicht Alles zum Bessern wiedergestaltete, geschah kein furchtbareres Unternehmen gegen römische Oberherrschaft, als durch jene Bibelverbreitungen. Denn dadurch wird sich Christuslehre auffallender, denn je, von Kirchenlehre scheiden, und die erleuchtete Geistlichkeit aller Länder wird mächtiger in ihrem Wort, als der Donner vom Vatikan, sobald die Völker erleuchtet genug sind, den Geistlichen beizutreten. Ohne Bibelübersetzung in der Hand alles Volkes hätten zu ihrer Zeit die Luther und Zwingli nicht groß einwirken können. Zwar wird in unserm Zeitalter keine Wiederholung eines Luther oder Zwingli geschehen; aber Niemand zweifle, es werden Männer auftreten, die unserm Jahrhundert und seinen Bedürfnissen sind, was jene den ihrigen waren.

Aus Polen her vernahm Rom zuerst von der Thätigkeit der Bibelgesellschaften. Und unterm 29. Brachmonds 1816 erging wider sie von Rom aus der erste Fluch in einer an den Primas von Polen, Erzbischof von Gnesen, gerichteten päpstlichen Bulle.

Diese Bulle ist für die Geschichte des großen Gegenstandes, so wie zur Bezeichnung der Ansichten, welche der römische Hof im neunzehnten Jahrhundert von heiligen Dingen hat, viel zu wichtig, als daß wir sie hier nicht treu und wörtlich einrücken sollten. Also lautet sie:

Papst Pius VII. Unserm ehrwürdigen Bruder Wohlergehen und Unsern apostolischen Segen zuvor!

Wir versprachen, Euch so bald wie möglich Eure letzten Briefe zu beantworten, in denen Ihr an Unsern heiligen Stuhl, zugleich im Namen der übrigen polnischen Bischöfe, über die sogenannten Bibelgesellschaften einen Bericht erstattet, und angelegentlich von Uns eine Weisung verlangt habt, wie Ihr Euch in der Sache zu verhalten habt. Gerne hätten Wir Euch früher dieses Unser Schreiben zugehen lassen, wenn nicht eine unglaubliche Menge von Geschäften, die von allen Seiten her sich anhäuften, Uns gehindert hätte, dieser Eurer Bitte früher zu willfahren.

Mit Abscheu erfüllte Uns jene Erfindung boshafter Arglist, wodurch selbst die Grundpfeiler der Religion untergraben werden. Wir zogen daher um der Wichtigkeit der Sache willen Unsere ehrwürdigen Brüder, die Kardinäle der heil. römischen Kirche zu Rath, und erwogen mit der reiflichsten Sorgfalt, welche Maßregeln Unsers päpstlichen Ansehens zur möglichsten Heilung und Vertilgung dieser Pestilenz die tauglichsten sein dürften. Inzwischen wünschen Wir Euch, ehrwürdiger Bruder! von Herzen Glück, und ertheilen Euch das gebührende Lob in dem Herrn, daß Ihr bei der schweren Gefahr, die dem Christenthum drohte, einen so ausgezeichneten Eifer bewiesen, und diesen Schandflecken Unsers Glaubens und höchst seelengefährlichen Plan Unserm apostolischen Stuhl angezeigt habt. Zwar scheinen Wir keineswegs nöthig zu haben, Euern Eifer, den Ihr bereits zu Tage legtet, noch weiter anzuregen, da Ihr schon zum Voraus von selbst Alles in Bewegung gesetzt habt, um die ruchlosen Kunstgriffe dieser Neuerer aufzudecken und zu bekämpfen. Indeß halten Wir es unserm Berufe angemessen, Euch aufs dringendste zu ermahnen, unausgesetzt Allem dagegen aufzubieten, was Eure Kraft, Eure Umsicht und Euer Einfluß vermag, und Euch so als eine Schutzwehr für das Haus Ifraels hinzustellen.

Wir haben demnach in der Absicht dieses Schreiben an Euch

erlassen, um nicht nur Eurer lobenswerthen Thätigkeit das gebührende Zeugniß Unsers Beifalls zu ertheilen, sondern auch Eure Wachsamkeit, als Hirt des Volkes, und Eure Gewandtheit in den Geschäften Eures Berufs noch mehr anzuspornen. Die allgemeine Wohlfahrt nämlich fordert Uns laut auf, alle Unsere Kräfte aufzubieten, um die Anschläge zu vernichten, welche zum Untergang Unserer allerheiligsten Religion von den Feinden derselben gemacht worden sind. Es liegt daher in dem Berufskreise eines jeden Bischofs, nach Euerm musterhaften Vorgang, vor allem die boshaften Absichten dieses ruchlosen Planes den Gläubigen unter die Augen zu stellen, und nach Eurer bekannten Gelehrsamkeit und Weisheit, den Vorschriften der Kirche gemäß, denselben bekannt zu machen: „daß die von Ketzern gedruckte Bibel, nach den Regeln des Index (Num. 2. u. 3), in die Klasse verbotener Bücher gehöre; und daß die Erfahrung gezeigt habe, daß die in die Volkssprache übersetzte Bibel, wegen der Vermessenheit der Menschen, mehr Schaden als Nutzen stifte (Num. 4)“; und dieser traurige Erfolg sei um so mehr bei der großen Verdorbenheit der gegenwärtigen Zeit zu befürchten, die von allen Seiten her mit List und Gewalt sich der heiligen Religion feindselig in den Weg stellt, und der Kirche die schmählichsten Wunden beibringt. Es bleibt demnach bei demselben Beschluß der Kongregation des Index vom 13. Juni 1757, daß Bibelübersetzungen in den Sprachen des gemeinen Volks nicht zu gestatten sind, wenn sie nicht zuvor von Unserm apostolischen Stuhle genehmigt, oder mit Anmerkungen aus den heiligen Kirchenvätern versehen sind.

Wir zweifeln nicht daran, daß die Einwohner Polens auch in diesen unruhevollen Zeiten entscheidende Beweise ihrer Anhänglichkeit an ihre väterliche Religion zu Tage legen werden; und verlassen Uns dabei auf Eure und der übrigen Kirchenvorsteher des

Reiches kräftige Mitwirkung, denen Wir, wegen ihres ausgezeichneten Eifers für das Kleinod des Glaubens, das gebührende Lob in dem Herrn ertheilen, in der festen Ueberzeugung, daß sie Unserer guten Meinung von ihnen nach Wunsch entsprechen werden.

Zugleich wollen Wir, daß Ihr, so bald wie möglich, Uns die Bibel übersendet, die ein gewisser Jak. Wuick mit beigefügter Auslegung in polnischer Sprache herausgegeben hat, so wie ein Exemplar der neuesten Auflage von derselben, welche er, mit Weglassung der Anmerkungen aus den heil. Kirchenvätern und den Schriften anderer katholischen Gelehrten, herausgegeben hat; und daß Ihr Uns zugleich Euer Urtheil über dieselbe mittheilet, um durch sorgfältige Vergleichung die Irrthümer ausfindig zu machen, welche er arglistigerweise in jener Schrift versteckte, und zur Erhaltung des wahren Glaubens Unsern Richterspruch darüber zu fällen.

Fahret fort, ehrwürdiger Bruder! den heiligen Weg fortzuwandeln, den Ihr bereits betreten habt, um in Unserer heiligen Lehre die Kriege des Herrn zu streiten, und die Euch anvertrauten Völker zu warnen, daß sie nicht in die Fallstricke gerathen, welche ihnen zu ihrem ewigen Verderben bereitet sind. Dieses erwartet die Kirche von Euch und den übrigen Bischöfen Polens, an welche zugleich dieses Unser Schreiben gerichtet ist; und die Erfüllung dieses Unsers heißen Wunsches wird dazu beitragen, den tiefen Schmerz zu lindern, den diese neue Art von Unkraut, welches der Feind gesäet hat, Unserm Herzen verursachte, indem Wir Euch und den übrigen Mitbischöfen zur Beförderung der Wohlfahrt der Heerde des Herrn mit Unserm apostolischen Segen, den Wir Euch und ihnen hiemit ertheilen, immer größere Geistesgabe von Herzen anwünschen!

Gegeben zu Rom zu St. Marien der Größern, den 29. Juni 1816, und Unsers Pontifikats XVII. Jahres.

Papst Pius VII. *)

Die Folgen, welche die päpstliche Bulle in Polen, hatte,

---

*) Pius PP. VII Venerabilis Frater! Salutem et Apostolicam benedictionem!

Postremis litteris nostris polliciti sumus Tibi responsum daturos quamprimum tuis, in quibus, ad hanc Sanctam sedem, nomine etiam cæterorum Poloniæ Episcoporum, de societatibus, quas vocant biblicis, retulisti; et quid in hac re agere deberetis, a Nobis studiose postulasti. Nos quidem multo ante id facere voluissemus; sed incredibilis curarum undique succrescentium multitudo effecit, ut usque ad hanc diem petitioni Tuæ satisfacere non potuerimus.

Horruimus sane vaferrimum inventum, quo vel ipsa religionis fundamenta labefactantur: adhibitisque in concilium, pro rei gravitate, venerabilibus fratribus nostris, S. R. E. Cardinalibus, quænam Pontificiæ nostræ Auctoritatis remedia ad eam pestem, quoad fieri posset, curandam delendamque opportet futura sint, omni adhibito studio et sollicitudine deliberavimus. Interea gratulamur Tibi, Venerabilis Frater, Teque, ut par est, etiam atque etiam in Domino commendamus, quod in tanto rei Christianæ discrimine singularem zelum exercueris, eamque fidei labem gravissimumque animarum periculum sede huic Apostolicæ denunciaveris. Et quamquam minime necesse esse videamus, festinanti stimulos admovere, cum Tua jam sponte exarseris ad impias novatorum machinationes detegendas et oppugnandas; pro nostro tamen munere Te etiam atque etiam hortamur, ut, quantum eniti viribus, consilio providere, et auctoritate possis efficere, præstes in dies impensissime, opponens Te murum pro domo Israel.

In hanc finem has ad Te litteras damus, ut nimirum insigni testimonio commendemus tuos istos præclaros conatus, et studeamus tamen, tuam in id pastoralem sollicitudinem sollertiamque magis magisque concitare. Interest quippe summopere communis salutis, omni ope et opera conspirare, ad ea propulsanda, quæ in sanctissimæ religionis nostræ perniciem ab ejus hostibus parantur: et proinde

bewiesen, was für Wirkungen sich die römische Curie von ähnlichen Maßregeln in andern Ländern versprechen kann.

Der Primas, Erzbischof von Gnesen, nämlich hatte sich schon im Jahr 1814 der Stiftung einer Bibelgesellschaft in Warschau,

---

Episcopalis muneris est, nefarii inprimis consilii malitiam ad oculos, quod jam egregie præstas, fidelium ponere; illudque ex Ecclesiæ præscriptionibus pro ea, qua polles eruditione et sapientia edicere: « Biblia nimirum, opere Hæreticorum impressa, vetitis libris accenseri juxta Indicis regulas (Nro. II. et III.); experimento autem manifestum esse, et sacris Scripturis, quæ vulgari lingua edantur, plus detrimenti quam utilitatis oriri ob hominum temeritatem," (Reg. IV.); idque eo magis pertimescendum esse in tanta temporum fœditate, quibus omni undique arte et conatu sancta impetitur Religio, et teterrima in Ecclesiam vulnera infliguntur. Statutum igitur est salutari decreto Congregationis Indicis (13. Junii 1757), Bibliorum versiones vulgari lingua non esse permittendas, nisi quæ fuerint ab Apostolice sede approbatæ, aut cum adnotationibus editæ ex sanctis Ecclesiæ Patribus.

Speramus sane, avitæ Religionis argumenta, in hisce etiam turbidis rebus, Polonos præbituros fore luculentissima; idque Tua imprimis opera ac cæterorum hujusce regni antistitum, quibus mirifice pro fidei deposito conniti gratulamur in Domino, confidentes universos susceptam de iis opinionem cumulatissime fore expleturos.

Necesse est autem, ut quamprimum mittas Biblia, quæ commentariis subjectis. edidit polonica lingua Jacobus Wuickus, recentumque ipsorum editionem, quæ sublatis adnotationibus, quæ ex sanctis Ecclesiæ Patribus vel ex doctis Catholicisque viris desumtæ erant, in vulgus prodiit, et quid de ea sentias proponas: ut ita ex ipsorum collatione, ac re mature perpensa dignoscatur, quinam errores insidiose ibidem obtegantur, et nostrum de hac re judicium ad rectae fidei incolumitatem pronunciemus.

Perge ergo, Venerabilis Frater! tenere viam sanctissimam quam instituisti, præliari videlicet assidue prælia Domini in Doctrina sacra, populosque Tibi concreditos monere, ne in laqueos incidant, qui sibi in perennem ruinam parati

zu der selbst katholische Bischöfe treten wollten, lebhaft widersetzt. Da aber nachmals Gnesen an Preußen abgetreten ward, verlor der Erzbischof seinen Einfluß, oder man hörte doch auf, sich vor seinem frommen Zorn zu fürchten. Und im Mai 1816 stiftete man wirklich zu Warschau die längst entworfene Gesellschaft. Fürst Czartorisky wurde ihr Präsident; Vizepräsidenten wurden drei katholische Bischöfe (von Kalisch, Krakau und Kulm) und ein unirter Bischof. Direktoren der Gesellschaft wurden zwölf angesehene Männer, unter welchen nur drei Protestanten waren. Binnen wenigen Tagen hatte man Unterschriften für 5000 polnische Gulden beisammen. Man war eben im Begriff öffentlich aufzutreten, als der Primas und die Bulle des Papstes dazwischen kamen.

Zufällig war der reisende Prediger Pinkerton aus England in Polen. Er hatte sich, wegen der Gesellschaft, von Posen nach Warschau begeben, wo damals auch Kaiser Alexander von Rußland anwesend war. Pinkerton bat den Kaiser um Schutz für die Gesellschaft gegen die päpstlichen Machtsprüche und des Erzbischofs Einmischungen. Und Kaiser Alexander gab nicht nur die huldvollsten Versicherungen seines Schutzes für eine so wohlthuende und heilige Sache: sondern er selbst stellte sich an die Spitze der polnischen Bibelgesellschaft.

Fortan verstummte der Bischof von Gnesen, und das päpst-

---

sunt. Id abs Te atque cæteris istis Episcopis, quos etiam nostra hæc spectat epistola, præstolatur ecclesia; id nos exspectamus studiosissime, qui conceptum ex novo genere Zizaniorum, quæ inimicus homo superseminat, mœrorum jucundissima hac spe levari quodammodo sentimus; ac majora semper Tibi ipsique Co-episcopis in Dominici gregis bonum, charismata Apostolica benedictione, quam Tibi illisque impertimur, adprecamur ex corde.

Datum Romæ, apud S. Mariam die 29. Junii annii 1816, Pontificatus nostri XVII.

Pius, P. P. VII.

liche Schreiben blieb ein todtes Denkmal des Zeitalters für die Geschichte desselben.

So geht das Unternehmen seinen festen, großen Gang; schon bewunderswürdig durch die ungeheure Ausdehnung seiner Thätigkeit über alle Welttheile, durch den Adel seiner Zwecke, durch den Reichthum seiner Mittel, durch die Begeisterung seiner Genossen, durch das Zeitalter, in dem es entsprang, und durch alles das, was im Raume weniger Jahre geleistet worden ist. Dies Unternehmen ist ein mächtiges Eingreifen in die Schicksale der Menschheit. Niemand kann dessen Erfolge ahnen. Sie liegen in der Hand dessen, der Alles leitet.

Doch das läßt sich weissagen: das Christenthum wird mit Verbreitung seiner Erkenntnißquellen unter den christlichen Völkern stärker, gereinigter und würdiger werden; — die Geistesfreiheit der Nation in Glaubensdingen größer; — die mittelalterische Hoheit der römischen Curie über Gewissen, Vermögen und Einrichtungen fremder Länder eingeschränkter werden, denn je. Die erhabensten aller Wahrheiten, durch welche der Mensch erst entthiert und göttlicher wird, werden in das Gedankenreich der Heidenschaft eindringen, dort Grundlagen der Lebensweisheit und Gottesverehrung werden. Und jene himmlischen Lichtfunken, ohne welche auch die europäischen Nationen weder zu den freien Verfassungen, noch zu den Höhen der Gesittung gelangt wären, deren sie jetzt theilhaftig sind, werden wunderbar bis in das Innere uns noch ganz unbekannter Länder bringen, in deren Sprache bisher noch nie das Höchste ausgesprochen war, was der Sterbliche auszusprechen hat.

Geschichtliche Darstellung

der

Ausbreitung des Christenthums

auf dem Erdball.

Diese kleine Schrift erschien zuerst in der Zeitschrift: Ueberlieferungen zur Geschichte unserer Zeit, Jahrgang 1819, und wurde wieder besonders gedruckt. Man ist schuldig, diese Anzeige zu geben. Denn mit ihr wird zugleich die Ursache bezeichnet, warum der Verfasser in Vielem nicht ausführlicher gewesen, da es ihm wahrlich an Stoff nicht gebrechen konnte; oder warum er nicht umständlich alle Quellen genannt, aus denen er schöpfte. Beides schien jener Zeitschrift nicht ganz angemessen, und wird auch wohl von den wenigsten Lesern begehrt.

Wie zusammengedrängt, oder unvollständig immerhin diese Uebersicht des großen Gegenstandes gegeben worden sein möge, der nicht mehr oder weniger jeden anziehen muß, dem seine Religion das edelste Gut des Gemüthes ist, kann es doch sein, daß sie, in Ermangelung des Bessern, Nutzen stifte. Vielleicht erweckt sie in einem geistreichen Manne den Gedanken, mit der ausführlichen Geschichte der allmäligen Verbreitung des Christenthums durch alle Welttheile, ein Gegenstück zu Raynals **Histoire philosophique et politique des établissements et du commerce des Européens dans les deux Indes** zu liefern; wohl würdige Aufgabe für deutschen Ernst, Scharfsinn, Fleiß und unbefangenen Sinn.

Denn die Geschichte von Verpflanzung des Christenthums in die fernsten Gegenden ist Geschichte der Gesittung aller Nationen; Geschichte der Geistesfreiheit, der ächten Veredlung des menschlichen Geschlechts; Geschichte der großen ins Ewige fortdauernden Revolutionen der Geisterwelt, mit denen sich weder an Umfang noch Wirkung die Revolutionen der Staaten, des Handels, der

Kriegskunst, oder irgend eines andern menschlichen Werkes vergleichen lassen. Vielmehr alle diese Erscheinungen und Verwandlungen der Völker-Verhältnisse sind erst Wirkungen von der Entwickelung des menschlichen Geistes. Und kein Sieg bei Zama, oder in den katalaunischen Feldern, oder (Karls des Martellen wider die Sarazenen) bei Poitiers, oder (wider die Napoleonische Macht) bei Leipzig, gestaltete die Welt so um, wie der Sieg eines beglückten Weisen über die Herrschaft eines allgemeinen Irrthums der Menschheit.

Viele treffliche Männer haben die Schicksale unsers Geschlechts, seit sich dasselbe seiner Vergangenheit durch Sage und Schrift bewußt ward, beschrieben, und aus höhern Standpunkten betrachtet; es scheint mir aber aus dem höchsten noch nicht. Der geistreiche Herder in seinen „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ berührt ihn, meines Wissens, am nächsten. Aber er schilderte nur, beinahe möcht' ich sagen zu einseitig, den Einfluß des Physischen, der Klimate, Menschengattungen u. s. w. auf den Bildungsgang der Nationen und ihre Schicksale. Es bliebe noch übrig, aus der Darstellung der religiösen und wissenschaftlichen Begriffe der Völker, aus ihrer stufenweisen vor- oder zurückschreitenden Geistesfreiheit die Urquellen ihrer Zustände und Verhängnisse zu erkennen. Das wäre allgemeine Geschichte der geistigen Welt. Wie der Mensch, so hat und erlebt auch die Nation nur das, was sie sich vermittelst des Gemüths bereiten kann.

Unstreitig würde die umständliche Geschichte von Verbreitung des christlichen Glaubens über alle Welttheile ein wichtiger Beitrag dazu werden können. Wenn nun schon der hier gegebene Umriß, seiner Natur nach, nicht eben das leisten kann, dürfte er dennoch wohl mehr, als bloße Stillung der Wißbegier oder Neugier, gewähren. Er kann vielleicht in mancher Brust die Ueber-

zeugung von der Göttlichkeit und ewigen Wahrheit des Christenglaubens erfrischen, und als Erklärung der bedeutsamen Rede dienen: Gottes Wort bleibt ewiglich. Er kann vielleicht in manchem Herzen den Glauben an die Selbstoffenbarung der Gottheit in der Geisterwelt stärken, indem wir kein Volk finden, in welchem nicht schon hellere oder dunklere Vorstellungen von göttlichen Dingen leben. Er kann dem philosophischen Geschichtsforscher zu merkwürdigen Betrachtungen von mancherlei überraschenden Verwandtschaften des christlichen Kirchenglaubens mit dem heidnischen Mythen gewähren, z. B. daß der aus Gott hervorgegangene, Mensch gewordene Sohn auch bei verschiedenen heidnischen Nationen von einer Jungfrau geboren worden u. s. w. Er kann vielleicht mitwirken, die gegenseitige, noch immer rege, unduldsame Verachtung christlicher Kirchparteien zu schwächen. Denn gleichwie man auf Reisen, im Anblick mannigfaltiger Bildungen und Sitten der Städte und Länder, am leichtesten mancherlei Vorurtheile des Geburtsorts von sich wirft: so wird man christlichhöher, wenn man Leben und Treiben von allerlei Kirchparteien in den verschiedensten Weltgegenden überblickt, und wie sie, des Wesentlichen eingedenk, nur um Außerwesentliches habern.

Vorzüglich aber wird klar, warum die Sendungen zu den Heiden so selten ihren vollen Zweck erfüllen, und welche Verbesserungen ausführbar und wünschbar sein würden; — wie viel noch übrig sei zu thun für die allgemeine Veredlung der Menschheit durch das Christenthum, und wie ehrwürdig die Bemühungen jener Missions-Anstalten sind, welche (unbekümmert um das schnöde Urtheil des gemeinen Haufens, der sie verkennt) im Stillen zur Aufklärung und Vermenschlichung der Wilden fortwirken. Höheres, als dies, kann kein Sterblicher verrichten; denn wer es verrichtet, folgt, als ein neuer Bote des Himmelreichs, den Schritten seines göttlichen Meisters.

Zu solchem Heldensinn und Erlöser-Geschäft aber fromme Jünglinge und Männer zu begeistern; oder christliche Fürsten und Fürstinnen zu erwecken, mit Freigebigkeit das heilige Werk der Welt-Erleuchtung und Welt-Gesittung zu befördern; oder für Verbreitung des Christus-Glaubens unter den Wilden mehrere Vereine wohldenkender Männer auch in Deutschland zu veranlassen, wie dergleichen zahlreich und hochwürdig in Großbritannien dastehen: solch eine köstliche Frucht von seiner unvollkommenen Arbeit zu sehen, ist dem Verfasser wohl zu wünschen, aber nicht zu erwarten erlaubt.

Eingang.

Man schreibe keineswegs die Ueberlegenheit der Europäer in Künsten, Wissenschaften und bürgerlichen Ordnungen der Macht ihres Himmelstrichs und Bodens zu. Dieser Welttheil war lange ein unermeßliches Scythien, als Indien, China, Persien, Syrien, Kleinasien, Aegypten und Griechenland schon in Kenntnissen, Gewerben und Sitten groß standen. Aber er schwang sich nach Verlauf der ungeheuern Völkerkriege und Völkerzüge weit über die asiatischen und afrikanischen Staaten empor, weil ihm das Christenthum geworden. Im Morgenlande erblicken wir über Trümmer des Gewesenen traurigen Stillstand des menschlichen Geistes, gebeugt durch Knechtschaft und Sultanenthum.

Wer weiß, wenn die Lehre des Göttlichen von Nazareth ihre Richtung ostwärts oder südwärts genommen hätte, statt gegen Mitternacht und Niedergang, ob dort nicht heute die gebildetsten Völker des Erdballs herrschen würden, während wir neben ihnen Halbwilde geblieben wären? Denn warum richteten sich Griechenland, Asien, Aegypten und Karthago nach den Völkerwanderungen nicht so schnell und kräftig wieder auf, als Italien, Gallien, Süddeutschland? — Dort endeten Mungalen und Muhamedaner die allgemeine Umwälzung. Aber die Eroberer Italiens, Galliens, Deutschlands: Gothen, Longobarden, Franken, waren schon Christen.

Das Geistige ist in der uns bekannten Natur das Höchste; und der religiöse Gedanke das Höchste vom Geistigen. Es ist, unsers Wissens, noch kein Volk ohne Achtung des Ueberirdischen gewesen. Selbst die Vielgöttischen und Abgöttischen, welche die Macht des

höchsten Wesens unter selbstgeschaffenen Bildern, oder im Glanze einzelner Naturerscheinungen mit roher Einfalt verehren, — sie ahnen, fürchten, lieben, was wir.

Es entsprangen mit dem Beginn der Völker und Reiche mancherlei Vorstellungsarten von himmlischen Dingen. Aber was Christus dem menschlichen Geschlecht gegeben, ist darum das Vollendetste und Heiligste, weil es eben so sehr mit den innersten Ordnungen der Natur, als mit den ewigen Gesetzen der Geisterwelt im Einklang steht; daher allen Erdstrichen, wie allen Zeitaltern gemäß ist; durch keine menschliche Kunst und Weisheit, Gesetzgebung und Staatsverfassung verbessert werden kann, sondern vielmehr, Alles vergöttlichend, die Ansichten der Weisen, der Gesetzgeber, Sittenlehrer und Staatenordner veredelt. Denn es ist an sich wahrhafte Geisteserleuchtung, Geisteserregung, Geistesstärkung. Es ist Urstamm und Wurzel aller Religionen — das Höchste und Heiligste, das allen zum Grunde liegt. Es durchdringt daher mit den Urbildern des Vollkommenen, und mit der Sehnsucht zu ihm. Es reizt daher zum Anbau der Wissenschaften. Diese hinwieder, dankbar zurückwirkend, befreien die Lehre des Göttlichen von menschlichen Verunstaltungen, von Erfindungen der Unwissenheit, Schwärmerei und priesterlichen Herrschsucht.

Ausbreitung des Christenthums — nicht bloß christlicher Kirchengebräuche — ist mithin Ausbreitung der Aufklärung, der Gesittung, der Geistesfreiheit! Man kann folglich nicht Freund der Menschheit, nicht Freund seiner eigenen Vernunft sein, ohne die Erweiterung des Alles verklärenden Gottesreiches zu wollen, und mit Entzücken die Veredlung unsers Geschlechts unter allen Himmelsgürteln zu sehen.

Von ungefähr zehn- bis zwölfhundert Millionen Menschen, welche gegenwärtig den Erdkreis bewohnen mögen, sind kaum zweihundert Millionen, welche das Christenthum be-

kennen; noch weit weniger erkennen es. Welch unermeßliches Feld bleibt der erhabensten Art der Wohlthätigkeit offen!

Schon Großes leistete Europa den übrigen Welttheilen in Rücksicht der Mittheilung göttlicher Aufklärungen über die theuersten Angelegenheiten der Menschheit. Seit Jahrhunderten wanderten tausend fromme Männer aus in alle Indien, das Licht Gottes dahin zu tragen. In den Städten Europens ward für Gesittung, Kunst und Wissenschaft der Völker in den fernsten Erdstrichen gearbeitet. Im Hallischen Waisenhause bildeten sich Lehrer beider Indien. Paris und Neapel unterrichteten Chinesen und Araber. Rußland machte Irkutzk zur Hochschule für Tartaren und Japaner. Mehr, denn alle, leistete Rom. Hier sandte die Kongregation zur Fortpflanzung des Glaubens seit dem siebenzehnten Jahrhundert Gottesboten in alle Welt, die nur für dieses Ziel vorbereitet waren. In mehr denn dreißig außereuropäischen Sprachen wurden von dieser Kongregation Werke gedruckt. Mit ihr verbunden arbeitete das Seminarium zur Ausbreitung des Glaubens; wetteifernd daneben die Kongregation der Priester von den auswärtigen Missionen; das französische Seminarium zu Missionen an auswärtige Völker, so wie die französische Kongregation vom heil. Sakrament.

Noch ist der edle Eifer nicht ermattet. Abermals, wie einst im Mittelalter, erwacht er zur Fortpflanzung der christlichen Religion mit neuem Leben in Britannien. Welche ungeheure Anstalten sind dort, seit Ende des achtzehnten Jahrhunderts, durch fromme Privatleute für Erleuchtung der Wilden und Halbwilden jenseits der Weltmeere begonnen! Ihre Begeisterung weckte die Begeisterung anderer Völker Europens. Selbst Amerika sendet nun schon Lehrer des himmlischen Wortes ins Innere Asiens und der Inseln. Dieser Zug des Zeitalters ist einer der ehrwürdigsten

im Bilde desselben. Der Versuch, wie unvollkommen er auch sein möge, den gegenwärtigen Stand der Ausbreitung des Christenthums in den verschiedenen Welttheilen darzustellen, wird daher Vielen nicht unwillkommen sein. Was könnten wir der Betrachtung jedes großsinnigen Weltbeobachters Würdigeres darbieten?

---

1. Europa.

Ausbreitung des Christenthums in den ersten acht Jahrhunderten.

Es ist nicht schwerer in den Wundern der Weltgeschichte, als in den Wundern der Natur, den „Gottesfinger“ zu zeigen.

Die drei Jahre, in denen Christus, arm und verachtet, unter einem armen, verachteten Volke seine Lehre offenbarte, waren von den uns geschichtlich bekannten sechs Jahrtausenden unstreitig der auserwählteste Augenblick. Nicht minder versetzt uns die nachfolgende Verkettung und Gewalt der Umstände, jenes weise berechnete Spiel der — Zufälle, wenn ihr's so nennen wollt, in Erstaunen, welche das Senfkorn der göttlichen Verkündung zum Lebensbaum zahlloser Länder und Völker erzog. Veraltende Throne und Religionen der Zeit, Ueberwinder und Ueberwundene, Völker aus unbekannten Wüsten hervorschreitend, gestalteten sich zuletzt nur zu Werkzeugen in unsichtbarer, unwiderstehlicher Hand, den einzigen, den großen Zweck zu erfüllen, für welchen Christus auf Golgatha bluten mußte. Doch hier ist nicht der Ort, den geheimnißreichen Faden zu verfolgen.

Die wenigen Männer, welche aus der Schule Jesu hervorgegangen waren, trugen das von ihm empfangene Licht bekanntlich mit eben so bewundernswürdigem Muth als Glück von Jerusalem

aus durch benachbarte und entfernte Länder. Sie brachten es durch Syrien, durch Phönizien, durch das übrige Kleinasien nach Griechenland und Italien. Ob es Markus den Aegyptern, ob es Thomas oder Andreas dem Innern Asiens gegeben, wissen wir nicht. Doch sind die von den ältesten Kirchenschriftstellern aufbewahrten Sagen nicht unwahrscheinlich.

Denn schon im zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung jauchzete der Märtyrer Justin, wenn freilich noch zu vorschnell: „Es ist keine Völkerschaft, weder unter Griechen noch Ausländern, selbst unter denen nicht, die ohne bleibende Stätte in Zelten wohnen, bei welcher dem Vater und Schöpfer des Weltalls nicht im Namen Jesus, des Gekreuzigten, Gebet und Danksagung gebracht würden!"

Die hohe Klarheit und Einfalt, das aller Vernunft, allen Gemüthern innig Zusagende der neuen Religion, der Lebensadel und die Todesverachtung ihrer ersten Bekenner, gewannen ihr schnell zahlreiche Freunde und Freundinnen. Und neben dem Drangsal der Zeiten, und der Einheit des Weltreichs, dessen Herz Rom war, wohinzu, wohinweg Alles strömte, haben gewiß auch nicht wenig die bald von Asien nach Afrika, bald von Afrika nach Europa umhergeworfenen Legionen der Cäsaren zur Verbreitung des Christenthums mitgewirkt. Viele von den Kriegsmännern, welche keine Heimath, als die eroberte Welt hatten, und hinter jeder neuen Staatsgrenze neue Gottheiten, neue Verehrungsarten derselben fanden, mußten zuletzt Spötter des bunten religiösen Wirrwarrs auf Erden werden. In Rom begann der Unglaube mit der Heimkunft der Heere aus entfernten Reichsgegenden.

Mit der Ehrfurcht vor den alten Göttersagen verging nicht in der Brust der Menschen die Ahnung höherer, überirdischer Wesen. Der Krieger von Bildung, überall in der Welt zu Hause, wollte aber einen von engen Ländergrenzen unabhängigen Weltgott und

einen von den Priesterschaften der Völker unabhängigen Glauben. Was er dunkel fühlte, machte ihm die einfache Jesuslehre klar. Was er davon in Asien, in Aegypten, oder bei den Griechen lernte, lehrte er wieder in Gallien und Britannien.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß auf diese Weise das Christenthum in vielen Gegenden Europa's einzeln bei den Völkern eingeführt oder vorbereitet worden sei. Wir wissen, daß die rechtglaubigen Bischöfe Britanniens nachmals in den schottischen Hochlanden eine Art Christen gefunden haben, der nichts vom römischen Papst und katholischen Kirchensatzungen bekannt war. Es ist nicht ganz unwahrscheinlich, daß durch die Legionen oder Kauffahrer selbst die Lehre Johannes des Täufers weit vom Ufer des Jordan in andere Gegenden verpflanzt worden sei. Denn dürfen wir den ältesten Urkunden und sinnbildlichen Gebräuchen der Freimaurer einigen Glauben beimessen, wird uns auffallend, daß diese in ihren Versammlungen und Bauhütten lange Zeit nichts von Christo und dem Kreuz gekannt zu haben scheinen, wohl aber, neben der heidnischen Libation: Funde merum Genio! von Pythagoras sagten und noch mehr vom Johannes.

Man zählte im dritten Jahrhundert schon eine lange Reihe Christengemeinden, wie in Westasien und Nordafrika, auch längs den europäischen Küstenländern am Mittelmeer. Die heiligen Schriften der Christenheit wurden, wie in syrischer, ägyptischer und äthiopischer Uebersetzung, auch in lateinischer verbreitet. Die Gleichgültigkeit oder Huld einzelner Cäsaren oder Ortsobrigkeiten gegen die Anhänger der neuen Gottesverehrungsart gab denselben Zeit zur Befestigung in ihren Grundsätzen und zur Ausbreitung derselben. Doch weit mehr noch beförderte solches die Unklugheit einzelner gegen sie erhobener Verfolgungen. Ohne diese Verfolgungen wäre vielleicht die erste, heilige Begeisterung zu früh erloschen. Nun aber trugen Verbannte ihre Meinungen, derent-

willen sie litten, in Gegenden über, wo man sie noch nicht kannte. Nun reizte Muth und Freudigkeit einzelner Märtyrer die übrigen Christen zur schwärmerischen Kühnheit; die erstaunten Heiden zur Prüfung eines Glaubens, für welchen Männer und Weiber das Sterben süß fanden. Nun arbeiteten alle Bekenner um so thätiger, ihre Zahl in allen Ständen des Volks zu vergrößern: theils aus Frömmigkeit, theils aus der natürlichen Neigung, die Wahrheit eigener Ueberzeugungen allgemeiner anerkannt zu machen; theils gegen künftige Gefahren, durch die Stärke ihrer Partei, gesicherter zu werden.

So geschah, daß das Christenthum in Europa mit wunderbarer Macht und Schnelligkeit verbreitet ward; daß ganze Ortschaften, ganze Legionen, selbst viele der angesehensten Staatsmänner und Feldherren christlich wurden, und sogar Kaiser Konstantin, welchen man den Großen nennt, es seiner Klugheit gemäß finden konnte, sich öffentlich für die bisher unterdrückte Glaubenspartei zu erklären. Obgleich bei weitem noch die große Mehrheit des Volks dem alten Heidenthum treu anhing, waren doch die Christen durch ihre Anzahl, durch ihren Einfluß, durch ihre Gelehrten und durch ihre verzweiflungsvolle Entschlossenheit in allen Enden des Reiches bedeutsam genug, daß sie die dankbare Schutzwehr eines oft erschütterten und unsichern Thrones werden konnten. Des Kaisers vielmächtige Thätigkeit, die seiner staatsklugen Erklärung folgte, verbunden mit dem rührigen Eifer seiner neuen Glaubensgenossen, entschieden. Die christliche Religion ward die herrschende des römischen Reichs im vierten Jahrhundert.

Cäsar Julian, den, in Erinnerung der untergegangenen Herrlichkeit Roms, die Gegenwart anekelte, versuchte noch einmal, doch vergebens, das Unhaltbargewordene altrömischer Schulweisheit und Vielgötterei aufzurichten. Er verkannte das Christenthum (kein Wunder, denn schon ward es selbst von vielen Christen seiner Zeit,

nur in anderm Sinn, verkannt); er verkannte sein Jahrhundert. Darum erfuhr er das Schicksal derer, die dem Geist ihrer Zeit widerstreben. Inzwischen empfingen auch Persien und Armenien, und die Völker zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere, Boten des Evangeliums. Ulphylas gab seinen Gothen in Moesien die Lebensbeschreibungen von Christo in ihrer Muttersprache; und der Aegypter Frumentius trug deren Inhalt jenseits der großen Wasserfälle des Nils durch die Sandwüsten nach Habesch.

Das Christenthum war in drei Welttheilen gegründet, aber das römische Reich ging in denselben unter. Vandalen und Gothen, Allemanen, Franken und Longobarden kannten Christum. Sie stifteten neue Reiche, keinen neuen Glauben. Vielmehr das Schrecken, welches im fünften Jahrhundert vor den entsetzlichen Hunnen herzog, vermehrte mit abergläubiger Furcht und Hoffnung die Neigung zahlloser Gemüther zum Christenthum, während beherzte Glaubenshelden nicht müde wurden, das Wort des Gekreuzigten, wie in den Gebirgen des Libanon und Antilibanus, und selbst an den Küsten von Malabar, auch in den Wäldern der Deutschen und Iren zu verkünden.

Die Erschütterungen der europäischen Welt durch das Getümmel der Völkerwanderungen schadeten der Fortpflanzung des Christenglaubens nicht. Die damals lebten, konnten fürchten: Alles müsse wieder in Heidenthum und nordische Barbarei untergehen. Wir Spätere erkennen aber aus der Lösung der ungeheuern Verwirrungen, daß hier die Gewalt einer weisen Vorsehung waltete. Einige Augenblicke — denn was sind Jahrhunderte in der Ewigkeit — ward das reine Licht schwächer, weil es sich zerstreuen mußte. Der Norden aber sollte den Süden zu neuem Leben erfrischen und verjüngen, und von ihm höhere Gesittung entlehnen.

Wie nun in den Abendländern die Lehre vom Kreuz ihre

Herrschaft über die barbarischen Eroberer auszudehnen begann, verlor sie im siebenten Jahrhundert einen großen Theil des Morgenlandes. Hier war in Arabien ein neuer Glaubensstifter Muhamed aufgestanden, welcher die Wahrheit seiner Offenbarungen mit einem siegreichen Schwerte beurkundete. Er und seine Nachfolger ließen den Ueberwundenen nur die Wahl zwischen Annahme des Koran, oder der Knechtschaft und des Todes. So ward in Arabien, Syrien, Persien, Palästina, Aegypten, so im ganzen Nordafrika das Christenthum ausgerottet; der Glaube des Propheten von Mekka allein gewaltig. Selbst Spanien lag von arabischen Waffen unterjocht; Frankreich, Helvetien, Italien schon bedroht, bis Karl, genannt der Martell, in der Schlacht bei Tours, ihrem Siegeslauf den Grenzstein setzte. Die That oder das Glück des Martellen rettete Frankreich und Deutschland vom Kalifat und Koran.

Geringer Gewinn schien daneben, wenn in derselben Zeit die Schotten Columban und Kilian, der Irländer Gallus, der Angelsachse Willebrod, desgleichen Winfried und Andere, einigen deutschen Völkerschaften, so wie den Leuten im helvetischen Gebirge, das Evangelium predigten und die Altäre des Heidenthums stürzten; oder wenn Kaiser Karl der Erste, sonst der Große geheißen, den Sachsen und Bewohnern der pannonischen Ebenen als ein christlicher Muhamed erschien, und sie mit der Schärfe des Schwertes bekehrte. Allein in der Weltgeschichte ist nichts groß zu nennen, aber auch nichts gering, sobald es mittelbar oder unmittelbar in das allgemeine Geisterleben einwirkt. Freilich der Verlust Jerusalems, Alexandriens, Antiochia's oder Karthago's ward, so schien es wohl für den Augenblick, schlecht vergolten durch den Gewinn, welchen die Christenheit an den Wildnissen des kleinen Helvetiens, Hessens, Thüringens und Sachsenlandes machte. Von eben diesen Gegenden aber ging

nachmals die große kirchliche Umgestaltung im sechszehnten Jahrhundert aus, deren Wirkungen sich auf die entferntesten Welttheile erstreckten, und einen großen Theil Asiens, Amerika's und Afrika's dem Christenthume wieder erwarben.

Verbreitung des Glaubens bis zu unserer Zeit.

Mit dem neunten Jahrhundert ward das Kreuz immer tiefer hinaus in den Norden gerückt. Ansgarius brachte es den Jütländern und Cimbern, den Dänen und Schweden; Rembert von Bremen es den Gegenden Brandenburgs, während Dalmatien, Moravien und Böheim es aufnahmen, und die Heidenschaft an der untern Donau bis in die Ukraine es durch Konstantinopels Eifer kennen lernte. Sogar schon in den Eisgefilden Islands und Grönlands ward Christus verkündigt. Die wilden Rügen in Pommerland, die noch wildern Normänner und Russen, wie die Sarmaten und Ungarn, sahen sich mit der Taufe ein Jahrhundert später geweiht; und erst im zwölften oder dreizehnten Jahrhundert die Finnländer, Livländer, Slaven, Letten und Preußen.

Alle diese, wie andere Bekehrungen, huben zu derselben Zeit zwar durch fromme Regungen christlicher Fürsten und Priester an; aber von Seite der Bekehrten wirkte seltener so mächtig die Ueberzeugung des Bessern, als die Staatsklugheit der heidnischen Fürsten, der Gehorsam ihrer Unterthanen, oder die Furcht beider vor den siegreichen Waffen der christlichen Nachbarn. Es ist bekannt, wie die Päpste, nachdem die Kreuzzüge ins Morgenland das heilige Grab nicht von den Händen der Sarazenen befreien konnten, Kreuzzüge gegen das Heidenthum des Nordens befahlen. Es ist bekannt, mit welchen Grausamkeiten und unmenschlichen Gräueln

die Krieger, zumal aus Deutschland, das Reich Gottes, wie sie es nannten, den tapfern Liven, Preußen, Letten u. s. w. aufnöthigten. Es geschah ungefähr in derselben Weise, wie es Karl der Heilige und Große den Sachsen gebracht hatte; wie es ein paar hundert Jahre später die Spanier und Portugiesen den Amerikanern predigten; oder wie Muhameds Nachfolger noch immer den Koran zu verbreiten fortfuhren.

Das an der blutigen Spitze des Schwertes dargebotene Christenthum war freilich nicht mehr die Lehre Jesu; es war ein christliches Heidenthum. Die Barbaren vertauschten Götter ihres Vaterlandes mit Heiligenbildern der Fremde, lernten ein Kreuz schlagen, knien, und ein Gebet dazu. Daher war eben so wenig auffallend, in einem Jahre oft ganze Völkerschaften getauft, als sie wenige Jahre nachher wieder vom Christenthum abtrünnig zu sehen, weil alte Gewohnheit nicht leicht gegen Uebung vertauscht wird. Die Preußen stritten bis ins vierzehnte Jahrhundert treu für die alten Götter.

Natürlich konnte das Christenthum jener Tage, wenn es Christenthum geheißen werden darf, keinen sichtbaren wohlthätigen Einfluß auf Gesittung und Geistesbildung der bekehrten Völker haben. Dennoch aber war der erste Schritt dazu gethan. Der Begriff von der Einheit Gottes, von der ewigen Fortdauer des menschlichen Geistes, von den Folgen menschlicher Handlungen nach dem Tode, ward allgemeiner. Wie verworren und roh auch dieser Begriff sowohl bei den Bekehrern als bei den Bekehrten sich gestalten mochte: es war der erste Lichtfunke in ihrer Geistesfinsterniß. Dazu kam, daß die gemeinsame Religion die halbwilden Völkerstämme mit mehrgebildeten in vertraulichern Verkehr brachte, und des Auslandes Erfindungen, Künste, Kenntnisse und bürgerliche Einrichtungen jenen bekannter machte. Mehr zwar aus Furcht vor Fegefeuer, Hölle und Teufel, als aus Liebe zum höchsten We-

oder grienigen und steinigen Feldern mit magerm Pflanzenwuchse. Wälder von düstern Roth- und Weißtannen wechseln mit einzelnen Fohrenhorsten, Birken und Erlen ab, und verlieren sich, je weiter man gegen Norden oder auf die Höhen tritt. Nur zerstreutes Gestrüpp, kraftlose Birken bleiben übrig, die immer niedriger werden, bis zuletzt einige kriechende Alpenweiden und Zwergbirken der letzte Holzwuchs sind. Die Gebirge der unfruchtbaren Kjölen und Nordfelsen erheben sich ohne Anmuth, schroff und schauerlich mit ihren finstern Granitzacken und Fjällarn oder Gletschern in den Himmel, fünf- bis achttausend Fuß hoch über dem Spiegel des Meeres.

Am Fuße dieser Gebirge, an den Ufern der Seen und wilden Elven oder Felsenbäche und längs den Fiörden (Buchten) am Meere, wohnen die Lappen und Finnlappen. Die ungeheure, vielgezackte Bergkette der Kjölen scheidet die norwegischen Lappmarken von den übrigen. Das Volk ist arm, roh und zerstreut lebend, ohne Ackerbau, ohne Viehzucht. Die Einen wohnen in festen, aus Rasen erbauten Hütten, wo sie der Fischfang zu bleibenden Stätten einladet; die Andern führen nomadisches Leben unter runden Gezelten, bald auf Höhen, bald in Thälern, wo sie für ihre Rennthierheerden Nahrung, oder gegen die Strenge des Winterfrostes Holz finden. Es fehlt nicht an mancherlei Wild, das ihnen Fleisch und Pelzwerk liefert. Das Rennthier gibt kräftige Milch und Käse; dabei hilft es zum Fortführen der menschlichen Habseligkeiten auf Reisen. Gemahlene Fohrenrinde (pinus silvestris) mischt der Finnlappe unter das Brod; das nahrhafte Isländermoos, welches alle Felsen bedeckt, dient, wie dem Rennthiere, auch dem Menschen zur Speise. Den Mangel des Obstes ersetzt die ungemein schmackhafte und saftige nordische Brombeere (rubus articus), welche auch in den kältesten Gegenden grünt. Flüchtig, aber heiß und das Pflanzenthum schnell belebend ist der

Sommer; die langen Winternächte werden vom Schneeglanze, Mondenscheine und Nordlichte fast zur Tagesheiterkeit. — Gewöhnlich hat eine Haushaltung, aus zehn, zwanzig und dreißig Personen bestehend, zum sommerlichen Nomadenzuge einen eigenthümlichen Bezirk des Landes, den kein Nachbar verletzt. Und immer kommt die wandernde Familie einmal im Jahre auf einen und denselben Platz zurück.

Die Menschen, so karg auch die Natur des Landes gegen sie zu sein scheint, sind glücklich; denn sie sind frei, genügsam und haben ihre Nahrung. Sie zahlen beinahe keine Abgaben, und stellen ihre junge Mannschaft nicht in den Kriegsdienst. Sie sind von gesundem, kräftigem Gliederbau, selten über fünf Schuh groß, ziemlich gewandt, gute Pfeilschützen, und erreichen gewöhnlich bei ihrer einfachen Lebensart ein hohes Alter. Ohne Tücke, gutmüthig, gastfreundlich, sind sie beim Anblicke eines Fremden wohl etwas scheu und argwöhnisch, nie aber, sobald sie ihm vertrauter werden, ungefällig. Wie alle Bergvölker und Nomaden halten sie fest an uralten Sitten und Meinungen.

Schon früh hatte man, von Norwegen und Schweden aus, versucht, ihnen Begriffe des Christenthums zu geben, die aber wenig fruchteten. Jubmel blieb ihnen das höchste Wesen, der Schöpfer aller guten Gaben; Perkel der Urheber alles Bösen. Sie verehren den einen eben so sehr aus Furcht, als den andern aus Liebe, ungefähr wie viele Christen den Teufel und Gott. Dabei bewahrte sich ihnen eine lange nordische Sage von Göttern und Halbgöttern, unter denen auch noch Asjik, der an die Asen der Edda mahnt, und Thor erscheint. Auch diesen bringen sie, im Staube gebeugt, ihre Opfer, nämlich Knochen und Hörner ihrer Rennthiere, eine Speise, die ohnehin den Menschen zu hart ist und daher wohl den Göttern zusteht. Außerdem sind die guten Finnlappen schwerlich um vieles abergläubiger, als unser Pöbel in

Sammet, Seiden und Zwilch. Statt aus Kaffeesatz, Bibelstellen, Spielkarten, wahrsagen sie sich mit der kleinen Zaubertrommel die Zukunft; und statt zu Scharfrichtern, Wasserbeschauern, Wundärzten und Kapuzinern, gehen sie zu ihren Zauberern, deren Zahl sich aber von Tag zu Tag mindert.

Als die Lappmarken an die schwedische Krone kamen, wollte man sie christlich machen. Man zwang sie einiger Orten, ihre Kinder taufen und ihre Ehen von Priestern segnen zu lassen; lehrte sie vor Kreuzbildern knien, und das war ihr Christenthum. Gustav I., König von Schweden, schickte dann Priester unter sie, und baute ihnen in der Stadt Pitea in Westerbotten sogar eine Schule. Karl IX. ließ in den weitläufigen Ländern einzelne Kirchlein aufrichten: Gustav Adolf ließ lappländische Schulbücher für sie drucken; und Königin Christina versorgte sie mit ordentlichen, wohnend bleibenden Pfarrern. Alle diese Anstalten aber blieben äußerst mangelhaft. Wegen der verschiedenen lappländischen Mundarten verstanden wenige Leute die Sprache der Schulbücher, und wegen der Größe des Landes, in welchem am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts erst dreizehn Kirchlein standen, lebten und starben Tausende, die nie eins der Kirchlein gesehen.

Erst König Friedrich I. von Schweden betrieb im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts das Werk der Bekehrung ernster, doch etwas barsch. Denn welcher Lappe nicht alljährlich beim weltlichen Richter einen Schein des Pfarrers vorweisen konnte, dem Gottesdienste und Abendmahle beigewohnt zu haben, ward zu öffentlichen Arbeiten verdammt. Auch wurde im Jahre 1738 die Bibel ins Lappländische übersetzt, und eine besondere Bekehrungsanstalt gestiftet, wozu man bald ein Vermögen von 300,000 Thalern sammelte. So gelang es, daß im Jahre 1750 das gesammte schwedische Lappland zwölf Haupt-, acht Tochterkirchen und sechs Schulen besaß. Nur die kaitemischen Lappen in der Lulea-

mark, gerade unter dem Polkreise wohnend, bezeygten sich am störrigsten, bis der wackere Peter Högström Muth und Geduld genug hatte, ihr Apostel zu werden. Er, der alle Lappländer, wie wir aus seiner Beschreibung des Landes wissen, für Nachkommen der in die babylonische Gefangenschaft geführten Hebräer hielt — der Einfall war seltsam genug! — reisete mit ihnen nomadisch umher, und gewann sie nach und nach.

Die norwegischen Lapp- und Finnländer wurden ungefähr in derselben Zeit, wie ihre schwedischen Nachbarn, mit Einführung christlichen Unterrichts bedacht. Der dänische König Friedrich IV. ließ den häuslichen und religiösen Zustand dieser Völkerschaften im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts untersuchen, und errichtete dann im Jahre 1714 eine eigene Anstalt zur Bekehrung der Heiden. Aber mehr, als er, leistete der unverdrossene Muth eines Privatmannes. Thomas v. Westen, ein Prediger des Stiftes Drontheim, dessen Gemeinde den Bergketten der Kjölen am nächsten lag, verließ freiwillig sein ruhiges Leben, und begab sich unter die Heiden, ihnen das Wort des Welterlösers zu verkünden. Unterstützt von der Regierung, baute er Kirchen und Schulen, und richtete er zu Drontheim eine Pflanzschule künftiger Heilsboten ein. Be seinem Tode im Jahre 1724 hatte die Finnmark schon drei Kirchen, zwei Versammlungshäuser und zwei Schulen, und Nordland zwei Kirchen, zwanzig Versammlungshäuser, achtzehn Schulen. Auch für die Heiden im Amte Drontheim waren Schullehrer und Missionarien.

Seitdem sind mehrere Kirchen und Schulen dort gebaut. — Lappland besitzt gegenwärtig dreizehn Hauptkirchen, zehn Tochterkirchen und sieben Schulen. Es hat in der Sprache des Volks lutherische Gesangbücher, Katechismen, kleine Erbauungsschriften und Erklärungen der Evangelien gedruckt, und von der Bibel allein drei Uebersetzungen. Ganz vorzüglich verdient machte sich in dieser

Hinsicht die seit Anfang des Jahres 1808 gestiftete evangelische Gesellschaft von Schweden; nicht minder die aus derselben im Jahre 1816 hervorgegangene schwedische Bibelgesellschaft zu Stockholm, mit ihren Hilfsgesellschaften zu Gothenburg, Lund, Westeräs, Wisbye, Skara, Weriö und Nerike. Auch müssen an der Hochschule zu Upsala beständig zwölf junge Männer auf königliche Kosten zu Predigern für die Lappfinnen gebildet werden.

Das altnordische Heidenthum ist bei jenen Nomaden bei weitem noch nicht ausgetilgt, so wenig, als bei ihren Nachbarn, den am nördlichsten wohnenden Finnen, die sich, wie jene, in freier Wilde umhertreiben. Wie die schwedischen, sorgen aber auch die russischen Bibelgesellschaften redlich für Verbreitung der ältesten Urkunden des Christenthums bei den russischen Lappen und Finnen. Noch im Jahre 1815 wurden an siebentausend Bibeln unter die letztern vertheilt. Und so ist vorauszusehen, daß auch dort sich der Menschengeist gemach zu seiner Würde erheben werde.

Beschluß.

Wie rauh Himmel und Erde unter dem Polarkreise sein mögen, ist dennoch nicht zu bezweifeln, daß das Christenthum, indem es die Sitten veredelt, die Empfindungen reinigt, den Gedanken freier macht, und der Jugend in vermehrten Kirchen und Schulen gleichsam eine neue Welt von Begriffen mittheilt, auch hier seine wohlthuenden Wirkungen äußern, und selbst den Zustand des Volks in bürgerlicher Hinsicht verbessern werde.

Der Finnlappe ist, wie jeder Hirt, Bergbewohner und Nomade, unerschrocken vor Mühseligkeiten, welche die Natur beut; aber scheu vor Arbeit, welche sich der Mensch freiwillig auflegt, um sein Verhältniß zu verbessern. Nur, zu welcher Gattung Gewerbsfleißes ihn Noth treibt, schreitet er; das Mehr dünkt ihn Thorheit. Nichts-

thun gehört zu seinen bessern Genüssen. Bei dieser Lust zur Trägheit, bei der Einfachheit seiner täglichen Beschäftigungen und gesellschaftlichen Verhältnisse, versinkt sein Geist in eine Art Halbschlafs. Was er zu thun hat, bedarf kaum des Nachdenkens. Seine Rennthierheerden versorgen ihn mit Allem. Er hat an diesen nützlichen Geschöpfen eine Art Ueberfluß, daß er sich kaum Mühe gibt, die zu seiner Heerde gehörigen Stücke zu zählen. Entsteht Mangel, gewähren Fischfang und Jagd Aushilfe. Das Beispiel landwirthschaftlicher Thätigkeit, welches einige hieher geschickte deutsche, schwedische und finnische Ansiedler geben sollten, denen man zur Beförderung des Ackerbaues und der Viehzucht mancherlei Vorrechte gewährt hat, fruchtete wenig, den Lappländer aus dem Gleise herkömmlicher Lebensweise hinwegzulocken. Dies Beispiel war noch dazu selten ermunternd, weil die Fremden meistens selbst unwissende, arme Bauern waren.

Es gibt drei Wege, Thätigkeit und Leben eines Volkes zu wecken. Entweder, daß man ihm neue Arten des Bedürfnisses mittheile, zu deren Befriedigung es einer größern Kraftanstrengung erfordert; dies ist der Weg der Sittenvergiftung, welchen gewöhnlich kaufmännische Nationen einschlagen, um genügsame, harmlose, freie Völker zu Sklaven des Handelsgeistes zu machen. — Oder daß ein großes, allgemeines Elend, durch einen Krieg, durch gewaltthätige Zerstörung alter Rechte und Ordnungen, die Menschen aus dem langen Schlummer rüttle. Wer möchte dies schreckliche Mittel empfehlen? — Oder daß man durch verbesserten öffentlichen Unterricht den Geist nachfolgender Geschlechter zur Selbstthätigkeit reize.

Ein einziger neuer Gedanke, welcher mit überzeugender Gewalt das ganze Wesen einer Nation durchdringt, ist genug, die größten Verwandlungen seines sittlichen, häuslichen und bürgerlichen Zustandes zu bewirken. Und welcher Gedanke ist dazu mäch-

tiger, als der höchste, der göttlichste, den Jesus gab? Das hat die Geschichte von fast zwei Jahrtausenden beurkundet. Wo das Christenthum diesen Einfluß nicht äußert, ist's ein Beweis, daß dasselbe seiner ursprünglichen Reinheit verlustig geworden, und in kirchliche Werkheiligkeit, in leeres Außenwesen oder in unfruchtbaren Wortkram dogmatischer Spitzfindigkeiten und Meinungen übergegangen ist.

---

2. Asien.

Blick auf die erste Ausbreitung und nachmalige Verdrängung des Christenthums in Asien.

Im Morgenlande war vor der Zeit der Alles verwildernden Völkerwanderungen das Christenthum nicht minder vorgeschritten, als in Europa. So weit sich der Scepter römischer Cäsaren erstreckte, galt nur das Evangelium; die Heidenschaft lag verachtet, oft mit allen Ausschweifungen frommer Wuth verfolgt. Im gesammten Kleinasien, tief ins Innere Arabiens wurde das Wort Jesu gehört. Auch in Armenien, und selbst in Persien, bildeten sich während des vierten Jahrhunderts zahlreiche Gemeinden um das Licht des bessern Glaubens. Die Begeisterung einzelner Männer, in die Fußtapfen der ersten Boten Jesu einzutreten und fernen Gegenden den wahren Gott zu verkünden, war kaum in Europa lebendiger gesehen, als in Asien. Man hat hohe Wahrscheinlichkeit dafür, daß der Syrer Bar-Thomas schon im fünften Jahrhundert bis Hindostan und zu den malabarischen Küsten gekommen sei und geprediget und getauft habe. Gewisser noch ist, daß Horden, welche zwischen dem Kaukasus und schwarzen Meere lebten, ungefähr ein Jahrhundert später, durch Sendungen aus Konstantinopel bekehrt worden sind.

Vor Allem bewies sich jene Kirchpartei zur Verbreitung des Christenthums in Asien am thätigsten, welche von Nestorius, einem Patriarchen Konstantinopels, gestiftet worden war. Dieser Bischof hatte nämlich mit seinem Gegner Cyrillus über den der Jungfrau Maria gegebenen Beinamen einer Gottesgebärerin, und ob in Christo zwei Personen auf geheimnißvolle Weise vereinigt wären, einen Streit geführt, der, wie thöricht er auch war, doch bald der Streit der ganzen christlichen Kirche, wenigstens ihrer Lehrer, ward. Nicht Güte, nicht Gewalt, nicht kaiserliche Befehle konnten die Entzweiten wieder vereinigen. Die Nestorianer, welche ihrer Vorstellung von der Zweiheit der Person in Christo, dem Gott und dem Menschen, treu blieben, waren in Asien die zahlreichsten. Durch Bekehrungseifer unter den Heiden erweiterten sie in diesem Welttheile die Zahl ihrer Glaubensgenossen, die im Abendlande verhaßt blieben. Nestorische Christen durchzogen Persien, die tatarischen Steppen, und drangen bis China. Im eilften Jahrhundert wurde von nestorisch-christlichen Metropoliten und Bischöfen in der kleinen Bucharei oder Kaschgar, in Turkestan, selbst im tibetischen Gebirge gehört. Man zweifelte kaum noch, daß binnen wenigen Jahrhunderten die gesammte asiatische Menschheit sich im Geiste Jesu erheben und heiligen würde.

Aber Alles verwandelte plötzlich die Erscheinung Muhameds, des Propheten von Mekka. Arabien wandte sich seinen Wundern oder seinen schmeichelnden Lehren, und dem Glück seiner Waffen zu. Das Christenthum ward dort, bald auch in den angrenzenden Ländern, ausgerottet. Diese Siege der begeisterten Anhänger des Koran schienen zugleich das Wohlgefallen des Himmels und die Wahrheit einer Religion zu beurkunden, welche, dem Gefühl barbarischer warmblütiger Morgenländer zusagend, Großmuth athmende Sittenlehre mit Einfalt der Glaubenssätze, und Vertrauen in die unwiderruflichen Beschlüsse des höchsten Wesens mit Krieger-

ruhm und Lebensgenuß vereinigte. Das geschah, während das Christenthum jener Gegenden und Zeiten meistens noch mit gottesdienstlichen Kirchengebräuchen gelehrte Künsteleien und spitzfindige Meinungen der Schriftausleger darbot. Der Geist des Weltheilandes war, im Streit um die Beschaffenheit seiner Person, vergessen. Der unversöhnliche Haß der Kirchparteien erleichterte die Fortschritte der Sarazenen, und jauchzte mehr zum Fall der christlichen Meinungsgegner, als er vor den Triumphen der ungläubigen Araber zitterte. Die Nestorianer geriethen sogar nicht ohne Grund in Verdacht verrätherischer Mithilfe, daß die Kalifen Omar und Othmann so wunderbar schnell Syrien, Phönizien, Palästina sammt Jerusalem, ganz Kleinasien und selbst Persien unterjochten, und zum Glauben ihres Propheten zwangen. Aber mehr als nestorischer Haß, beförderte die Erbärmlichkeit der Kaiser zu Konstantinopel den Untergang des griechischen Reichs und des Christenthums. Die unermeßlichen Anstrengungen Europa's in den Kreuzzügen konnten beides nicht retten.

Noch lange hat inzwischen durch das Innere von Asien die nestorische Kirche geblüht. Man kannte sie in den hohen Tatareien; man kannte sie in Hindostan; am Hofe des Moguls selbst; und China zählte noch im dreizehnten Jahrhundert viele christliche Gemeinden. So bedeutend waren oder schienen Nestors Jünger damals, daß drei römische Päpste ihnen Gesandte zuschickten, um sie zu bewegen, sich mit der abendländischen Kirche zu vereinigen. Auch verfertigte ihnen Johann a Monte Corvino Psalmen und Schriften des neuen Bundes in tatarischer Uebersetzung. Eins war damals billig zu beklagen, daß den nestorischen Christen während ihrer Glückszeit nicht gelungen war, in Türkestan, in den Steppen von Khorasan und Bokhora ein Volk zum Glauben an Christum zu führen, welches bald ganz Asien mit seinen Schrecken und Siegen erfüllte.

Dies waren die Türken. Sie, welche bald auch die Zerstörer der arabischen Kalifate wurden, Persien und Kleinasien ihrer Gewalt unterwarfen, und Europa bedrohten, hatten sich zu Muhameds Lehre gewandt, und unduldsamer als die Araber selbst, die Christen aller Orten zum Gegenstand eines grausamen Hasses gemacht. Durch sie büßten selbst die Nestorianer viel von ihrer Ausdehnung und ihrem Ansehen ein, zumal im abendländischen Asien. Fester standen sie in den Gebieten der Mongolen. Ja, als diese im dreizehnten Jahrhundert, unter der Anführung ihres gewaltigen Dschengiz-Khan, und unter dessen Nachfolgern, ihre Herrschaft von den Grenzen China's bis Syrien und weiter ausbreiteten, schienen die Siege der schrecklichen Barbaren zugleich Siege für das Christenthum zu werden. Man sagt sogar, Mangu, des Dschengiz-Khan Enkel, sei schon Christ gewesen, er, der Bagdad eroberte und über den Euphrat schreitend, Kleinasien und Syrien erschütterte.

Bald aber kam ein Gewaltigerer über sie Alle. Im Innern der Tatarei, im Dschagatai, welches an die persischen, chinesischen und indischen Grenzen rührt, erhob sich einer der Emirn, Timurlank, und ward ein neuer Dschengiz-Khan. Im Lauf seiner glücklichen Waffen zerstörte er eine ganze Kette alter und neuer Thronen, und als Eiferer für den Koran seines arabischen Propheten alle Tempel und Altäre der Christen. So furchtbar vollendete er sein Werk, daß man im fünfzehnten Jahrhundert kaum noch einige Spuren des nestorischen Christenthums im mittlern und hohen Asien sah. Neben dem alten Heidenthum der Wildnisse war die Religion Muhameds, Lama's und Brama's die alleinsiegreiche geworden. China zeigte nur noch bedeutungslose und verachtete Ueberbleibsel von der Nestorianer ehemaligen Herrlichkeit. Das christliche Königreich Jerusalem, am Schlusse des eilften Jahrhunderts von der schwärmerischen Tapferkeit europäischer Kreuz-

oder grienigen und steinigen Feldern mit magerm Pflanzenwuchse. Wälder von düstern Roth- und Weißtannen wechseln mit einzelnen Fohrenhorsten, Birken und Erlen ab, und verlieren sich, je weiter man gegen Norden oder auf die Höhen tritt. Nur zerstreutes Gestrüpp, kraftlose Birken bleiben übrig, die immer niedriger werden, bis zuletzt einige kriechende Alpenweiden und Zwergbirken der letzte Holzwuchs sind. Die Gebirge der unfruchtbaren Kjölen und Nordfelsen erheben sich ohne Anmuth, schroff und schauerlich mit ihren finstern Granitzacken und Fiällarn oder Gletschern in den Himmel, fünf- bis achttausend Fuß hoch über dem Spiegel des Meeres.

Am Fuße dieser Gebirge, an den Ufern der Seen und wilden Elven oder Felsenbäche und längs den Fiörden (Buchten) am Meere, wohnen die Lappen und Finnlappen. Die ungeheure, vielgezackte Bergkette der Kjölen scheidet die norwegischen Lappmarken von den übrigen. Das Volk ist arm, roh und zerstreut lebend, ohne Ackerbau, ohne Viehzucht. Die Einen wohnen in festen, aus Rasen erbauten Hütten, wo sie der Fischfang zu bleibenden Stätten einladet; die Andern führen nomadisches Leben unter runden Gezelten, bald auf Höhen, bald in Thälern, wo sie für ihre Rennthierheerden Nahrung, oder gegen die Strenge des Winterfrostes Holz finden. Es fehlt nicht an mancherlei Wild, das ihnen Fleisch und Pelzwerk liefert. Das Rennthier gibt kräftige Milch und Käse; dabei hilft es zum Fortführen der menschlichen Habseligkeiten auf Reisen. Gemahlene Fohrenrinde (pinus silvestris) mischt der Finnlappe unter das Brod; das nahrhafte Isländermoos, welches alle Felsen bedeckt, dient, wie dem Rennthiere, auch dem Menschen zur Speise. Den Mangel des Obstes ersetzt die ungemein schmackhafte und saftige nordische Brombeere (rubus articus), welche auch in den kältesten Gegenden grünt. Flüchtig, aber heiß und das Pflanzenthum schnell belebend ist der

Sommer; die langen Winternächte werden vom Schneeglanze, Mondenscheine und Nordlichte fast zur Tagesheiterkeit. — Gewöhnlich hat eine Haushaltung, aus zehn, zwanzig und dreißig Personen bestehend, zum sommerlichen Nomadenzuge einen eigenthümlichen Bezirk des Landes, den kein Nachbar verletzt. Und immer kommt die wandernde Familie einmal im Jahre auf einen und denselben Platz zurück.

Die Menschen, so karg auch die Natur des Landes gegen sie zu sein scheint, sind glücklich; denn sie sind frei, genügsam und haben ihre Nahrung. Sie zahlen beinahe keine Abgaben, und stellen ihre junge Mannschaft nicht in den Kriegsdienst. Sie sind von gesundem, kräftigem Gliederbau, selten über fünf Schuh groß, ziemlich gewandt, gute Pfeilschützen, und erreichen gewöhnlich bei ihrer einfachen Lebensart ein hohes Alter. Ohne Tücke, gutmüthig, gastfreundlich, sind sie beim Anblicke eines Fremden wohl etwas scheu und argwöhnisch, nie aber, sobald sie ihm vertrauter werden, ungefällig. Wie alle Bergvölker und Nomaden halten sie fest an uralten Sitten und Meinungen.

Schon früh hatte man, von Norwegen und Schweden aus, versucht, ihnen Begriffe des Christenthums zu geben, die aber wenig fruchteten. Jubmel blieb ihnen das höchste Wesen, der Schöpfer aller guten Gaben; Perkel der Urheber alles Bösen. Sie verehren den einen eben so sehr aus Furcht, als den andern aus Liebe, ungefähr wie viele Christen den Teufel und Gott. Dabei bewahrte sich ihnen eine lange nordische Sage von Göttern und Halbgöttern, unter denen auch noch Asjik, der an die Asen der Edda mahnt, und Thor erscheint. Auch diesen bringen sie, im Staube gebeugt, ihre Opfer, nämlich Knochen und Hörner ihrer Rennthiere, eine Speise, die ohnehin den Menschen zu hart ist und daher wohl den Göttern zusteht. Außerdem sind die guten Finnlappen schwerlich um vieles abergläubiger, als unser Pöbel in

Sammet, Seiden und Zwilch. Statt aus Kaffeesatz, Bibelstellen, Spielkarten, wahrsagen sie sich mit der kleinen Zaubertrommel die Zukunft; und statt zu Scharfrichtern, Wasserbeschauern, Wundärzten und Kapuzinern, gehen sie zu ihren Zauberern, deren Zahl sich aber von Tag zu Tag mindert.

Als die Lappmarken an die schwedische Krone kamen, wollte man sie christlich machen. Man zwang sie einiger Orten, ihre Kinder taufen und ihre Ehen von Priestern segnen zu lassen; lehrte sie vor Kreuzbildern knien, und das war ihr Christenthum. Gustav I., König von Schweden, schickte dann Priester unter sie, und baute ihnen in der Stadt Pitea in Westerbottn sogar eine Schule. Karl IX. ließ in den weitläufigen Ländern einzelne Kirchlein aufrichten; Gustav Adolf ließ lappländische Schulbücher für sie drucken; und Königin Christina versorgte sie mit ordentlichen, wohnend bleibenden Pfarrern. Alle diese Anstalten aber blieben äußerst mangelhaft. Wegen der verschiedenen lappländischen Mundarten verstanden wenige Leute die Sprache der Schulbücher, und wegen der Größe des Landes, in welchem am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts erst dreizehn Kirchlein standen, lebten und starben Tausende, die nie eins der Kirchlein gesehen.

Erst König Friedrich I. von Schweden betrieb im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts das Werk der Bekehrung ernster, doch etwas barsch. Denn welcher Lappe nicht alljährlich beim weltlichen Richter einen Schein des Pfarrers vorweisen konnte, dem Gottesdienste und Abendmahle beigewohnt zu haben, ward zu öffentlichen Arbeiten verdammt. Auch wurde im Jahre 1738 die Bibel ins Lappländische übersetzt, und eine besondere Sendungsanstalt gestiftet, wozu man bald ein Vermögen von 300,000 Thalern sammelte. So gelang es, daß im Jahre 1750 das gesammte schwedische Lappland zwölf Haupt-, acht Tochterkirchen und sechs Schulen besaß. Nur die kaitomischen Lappen in der Lulea-

mark, gerade unter dem Polkreise wohnend, bezeygten sich am störrigsten, bis der wackere Peter Högström Muth und Geduld genug hatte, ihr Apostel zu werden. Er, der alle Lappländer, wie wir aus seiner Beschreibung des Landes wissen, für Nachkommen der in die babylonische Gefangenschaft geführten Hebräer hielt — der Einfall war seltsam genug! — reisete mit ihnen nomadisch umher, und gewann sie nach und nach.

Die norwegischen Lapp- und Finnländer wurden ungefähr in derselben Zeit, wie ihre schwedischen Nachbarn, mit Einführung christlichen Unterrichts bedacht. Der dänische König Friedrich IV. ließ den häuslichen und religiösen Zustand dieser Völkerschaften im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts untersuchen, und errichtete dann im Jahre 1714 eine eigene Anstalt zur Bekehrung der Heiden. Aber mehr, als er, leistete der unverdrossene Muth eines Privatmannes. Thomas v. Westen, ein Prediger des Stiftes Drontheim, dessen Gemeinde den Bergketten der Kjölen am nächsten lag, verließ freiwillig sein ruhiges Leben, und begab sich unter die Heiden, ihnen das Wort des Welterlösers zu verkünden. Unterstützt von der Regierung, baute er Kirchen und Schulen, und richtete er zu Drontheim eine Pflanzschule künftiger Heilsboten ein. Be seinem Tode im Jahre 1724 hatte die Finnmark schon drei Kirchen, zwei Versammlungshäuser und zwei Schulen, und Nordland zwei Kirchen, zwanzig Versammlungshäuser, achtzehn Schulen. Auch für die Heiden im Amte Drontheim waren Schullehrer und Missionarien.

Seitdem sind mehrere Kirchen und Schulen dort gebaut. — Lappland besitzt gegenwärtig dreizehn Hauptkirchen, zehn Tochterkirchen und sieben Schulen. Es hat in der Sprache des Volks lutherische Gesangbücher, Katechismen, kleine Erbauungsschriften und Erklärungen der Evangelien gedruckt, und von der Bibel allein drei Uebersetzungen. Ganz vorzüglich verdient machte sich in dieser

Hinsicht die seit Anfang des Jahres 1808 gestiftete evangelische Gesellschaft von Schweden; nicht minder die aus derselben im Jahre 1816 hervorgegangene schwedische Bibelgesellschaft zu Stockholm, mit ihren Hilfsgesellschaften zu Gothenburg, Lund, Westerås, Wisbye, Skara, Weriö und Nerike. Auch müssen an der Hochschule zu Upsala beständig zwölf junge Männer auf königliche Kosten zu Predigern für die Lappfinnen gebildet werden.

Das altnordische Heidenthum ist bei jenen Nomaden bei weitem noch nicht ausgetilgt, so wenig, als bei ihren Nachbarn, den am nördlichsten wohnenden Finnen, die sich, wie jene, in freier Wilde umhertreiben. Wie die schwedischen, sorgen aber auch die russischen Bibelgesellschaften redlich für Verbreitung der ältesten Urkunden des Christenthums bei den russischen Lappen und Finnen. Noch im Jahre 1815 wurden an siebentausend Bibeln unter die letztern vertheilt. Und so ist vorauszusehen, daß auch dort sich der Menschengeist gemach zu seiner Würde erheben werde.

Beschluß.

Wie rauh Himmel und Erde unter dem Polarkreise sein mögen, ist dennoch nicht zu bezweifeln, daß das Christenthum, indem es die Sitten veredelt, die Empfindungen reinigt, den Gedanken freier macht, und der Jugend in vermehrten Kirchen und Schulen gleichsam eine neue Welt von Begriffen mittheilt, auch hier seine wohlthuenden Wirkungen äußern, und selbst den Zustand des Volks in bürgerlicher Hinsicht verbessern werde.

Der Finnlappe ist, wie jeder Hirt, Bergbewohner und Nomade, unerschrocken vor Mühseligkeiten, welche die Natur beut; aber scheu vor Arbeit, welche sich der Mensch freiwillig auflegt, um sein Verhältniß zu verbessern. Nur, zu welcher Gattung Gewerbsfleißes ihn Noth treibt, schreitet er; das Mehr dünkt ihn Thorheit. Nichts-

thun gehört zu seinen bessern Genüssen. Bei dieser Lust zur Trägheit, bei der Einfachheit seiner täglichen Beschäftigungen und gesellschaftlichen Verhältnisse, versinkt sein Geist in eine Art Halbschlafs. Was er zu thun hat, bedarf kaum des Nachdenkens. Seine Rennthierheerden versorgen ihn mit Allem. Er hat an diesen nützlichen Geschöpfen eine Art Ueberfluß, daß er sich kaum Mühe gibt, die zu seiner Heerde gehörigen Stücke zu zählen. Entsteht Mangel, gewähren Fischfang und Jagd Aushilfe. Das Beispiel landwirthschaftlicher Thätigkeit, welches einige hieher geschickte deutsche, schwedische und finnische Ansiedler geben sollten, denen man zur Beförderung des Ackerbaues und der Viehzucht mancherlei Vorrechte gewährt hat, fruchtete wenig, den Lappländer aus dem Gleise herkömmlicher Lebensweise hinwegzulocken. Dies Beispiel war noch dazu selten ermunternd, weil die Fremden meistens selbst unwissende, arme Bauern waren.

Es gibt drei Wege, Thätigkeit und Leben eines Volkes zu wecken. Entweder, daß man ihm neue Arten des Bedürfnisses mittheile, zu deren Befriedigung es einer größern Kraftanstrengung erfordert; dies ist der Weg der Sittenvergiftung, welchen gewöhnlich kaufmännische Nationen einschlagen, um genügsame, harmlose, freie Völker zu Sklaven des Handelsgeistes zu machen. — Oder daß ein großes, allgemeines Elend, durch einen Krieg, durch gewaltthätige Zerstörung alter Rechte und Ordnungen, die Menschen aus dem langen Schlummer rüttle. Wer möchte dies schreckliche Mittel empfehlen? — Oder daß man durch verbesserten öffentlichen Unterricht den Geist nachfolgender Geschlechter zur Selbstthätigkeit reize.

Ein einziger neuer Gedanke, welcher mit überzeugender Gewalt das ganze Wesen einer Nation durchbringt, ist genug, die größten Verwandlungen seines sittlichen, häuslichen und bürgerlichen Zustandes zu bewirken. Und welcher Gedanke ist dazu mäch-

tiger, als der höchste, der göttlichste, den Jesus gab? Das hat die Geschichte von fast zwei Jahrtausenden beurkundet. Wo das Christenthum diesen Einfluß nicht äußert, ist's ein Beweis, daß dasselbe seiner ursprünglichen Reinheit verlustig geworden, und in kirchliche Werkseligkeit, in leeres Außenwesen oder in unfruchtbaren Wortkram dogmatischer Spitzfindigkeiten und Meinungen übergegangen ist.

2. Asien.

Blick auf die erste Ausbreitung und nachmalige Verdrängung des Christenthums in Asien.

Im Morgenlande war vor der Zeit der Alles verwildernden Völkerwanderungen das Christenthum nicht minder vorgeschritten, als in Europa. So weit sich der Scepter römischer Cäsaren erstreckte, galt nur das Evangelium; die Heidenschaft lag verachtet, oft mit allen Ausschweifungen frommer Wuth verfolgt. Im gesammten Kleinasien, tief ins Innere Arabiens wurde das Wort Jesu gehört. Auch in Armenien, und selbst in Persien, bildeten sich während des vierten Jahrhunderts zahlreiche Gemeinden um das Licht des bessern Glaubens. Die Begeisterung einzelner Männer, in die Fußtapfen der ersten Boten Jesu einzutreten und fernen Gegenden den wahren Gott zu verkünden, war kaum in Europa lebendiger gesehen, als in Asien. Man hat hohe Wahrscheinlichkeit dafür, daß der Syrer Bar-Thomas schon im fünften Jahrhundert bis Hindostan und zu den malabarischen Küsten gekommen sei und gepredigt und getauft habe. Gewisser noch ist, daß Horden, welche zwischen dem Kaukasus und schwarzen Meere lebten, ungefähr ein Jahrhundert später, durch Sendungen aus Konstantinopel bekehrt worden sind.

Vor Allem bewies sich jene Kirchpartei zur Verbreitung des Christenthums in Asien am thätigsten, welche von Nestorius, einem Patriarchen Konstantinopels, gestiftet worden war. Dieser Bischof hatte nämlich mit seinem Gegner Cyrillus über den der Jungfrau Maria gegebenen Beinamen einer Gottesgebärerin, und ob in Christo zwei Personen auf geheimnißvolle Weise vereinigt wären, einen Streit geführt, der, wie thöricht er auch war, doch bald der Streit der ganzen christlichen Kirche, wenigstens ihrer Lehrer, ward. Nicht Güte, nicht Gewalt, nicht kaiserliche Befehle konnten die Entzweiten wieder vereinigen. Die Nestorianer, welche ihrer Vorstellung von der Zweiheit der Person in Christo, dem Gott und dem Menschen, treu blieben, waren in Asien die zahlreichsten. Durch Bekehrungseifer unter den Heiden erweiterten sie in diesem Welttheile die Zahl ihrer Glaubensgenossen, die im Abendlande verhaßt blieben. Nestorische Christen durchzogen Persien, die tatarischen Steppen, und drangen bis China. Im eilften Jahrhundert wurde von nestorisch-christlichen Metropoliten und Bischöfen in der kleinen Bucharei oder Kaschgar, in Turkestan, selbst im tibetischen Gebirge gehört. Man zweifelte kaum noch, daß binnen wenigen Jahrhunderten die gesammte asiatische Menschheit sich im Geiste Jesu erheben und heiligen würde.

Aber Alles verwandelte plötzlich die Erscheinung Muhameds, des Propheten von Mekka. Arabien wandte sich seinen Wundern oder seinen schmeichelnden Lehren, und dem Glück seiner Waffen zu. Das Christenthum ward dort, bald auch in den angrenzenden Ländern, ausgerottet. Diese Siege der begeisterten Anhänger des Koran schienen zugleich das Wohlgefallen des Himmels und die Wahrheit einer Religion zu beurkunden, welche, dem Gefühl barbarischer warmblütiger Morgenländer zusagend, Großmuth athmende Sittenlehre mit Einfalt der Glaubenssätze, und Vertrauen in die unwiderruflichen Beschlüsse des höchsten Wesens mit Krieger-

ruhm und Lebensgenuß vereinigte. Das geschah, während das Christenthum jener Gegenden und Zeiten meistens noch mit gottesdienstlichen Kirchengebräuchen gelehrte Künsteleien und spitzfindige Meinungen der Schriftausleger darbot. Der Geist des Weltheilandes war, im Streit um die Beschaffenheit seiner Person, vergessen. Der unversöhnliche Haß der Kirchparteien erleichterte die Fortschritte der Sarazenen, und jauchzte mehr zum Fall der christlichen Meinungsgegner, als er vor den Triumphen der ungläubigen Araber zitterte. Die Nestorianer geriethen sogar nicht ohne Grund in Verdacht verrätherischer Mithilfe, daß die Kalifen Omar und Othmann so wunderbar schnell Syrien, Phönizien, Palästina sammt Jerusalem, ganz Kleinasien und selbst Persien unterjochten, und zum Glauben ihres Propheten zwangen. Aber mehr als nestorischer Haß, beförderte die Erbärmlichkeit der Kaiser zu Konstantinopel den Untergang des griechischen Reichs und des Christenthums. Die unermeßlichen Anstrengungen Europa's in den Kreuzzügen konnten beides nicht retten.

Noch lange hat inzwischen durch das Innere von Asien die nestorische Kirche geblüht. Man kannte sie in den hohen Tatareien; man kannte sie in Hindostan; am Hofe des Moguls selbst; und China zählte noch im dreizehnten Jahrhundert viele christliche Gemeinden. So bedeutend waren oder schienen Nestors Jünger damals, daß drei römische Päpste ihnen Gesandte zuschickten, um sie zu bewegen, sich mit der abendländischen Kirche zu vereinigen. Auch verfertigte ihnen Johann a Monte Corvino Psalmen und Schriften des neuen Bundes in tatarischer Uebersetzung. Eins war damals billig zu beklagen, daß den nestorischen Christen während ihrer Glückszeit nicht gelungen war, in Türkestan, in den Steppen von Khorasan und Bokhora ein Volk zum Glauben an Christum zu führen, welches bald ganz Asien mit seinen Schrecken und Siegen erfüllte.

Dies waren die Türken. Sie, welche bald auch die Zerstörer der arabischen Kalifate wurden, Persien und Kleinasien ihrer Gewalt unterwarfen, und Europa bedrohten, hatten sich zu Muhameds Lehre gewandt, und unduldsamer als die Araber selbst, die Christen aller Orten zum Gegenstand eines grausamen Hasses gemacht. Durch sie büßten selbst die Nestorianer viel von ihrer Ausdehnung und ihrem Ansehen ein, zumal im abendländischen Asien. Fester standen sie in den Gebieten der Mongolen. Ja, als diese im dreizehnten Jahrhundert, unter der Anführung ihres gewaltigen Dschengiz-Khan, und unter dessen Nachfolgern, ihre Herrschaft von den Grenzen China's bis Syrien und weiter ausbreiteten, schienen die Siege der schrecklichen Barbaren zugleich Siege für das Christenthum zu werden. Man sagt sogar, Mangu, des Dschengiz-Khan Enkel, sei schon Christ gewesen, er, der Bagdad eroberte und über den Euphrat schreitend, Kleinasien und Syrien erschütterte.

Bald aber kam ein Gewaltigerer über sie Alle. Im Innern der Tatarei, im Dschagat-ai, welches an die persischen, chinesischen und indischen Grenzen rührt, erhob sich einer der Emirn, Timurlank, und ward ein neuer Dschengiz-Khan. Im Lauf seiner glücklichen Waffen zerstörte er eine ganze Kette alter und neuer Thronen, und als Eiferer für den Koran seines arabischen Propheten alle Tempel und Altäre der Christen. So furchtbar vollendete er sein Werk, daß man im fünfzehnten Jahrhundert kaum noch einige Spuren des nestorischen Christenthums im mittlern und hohen Asien sah. Neben dem alten Heidenthum der Wildnisse war die Religion Muhameds, Lama's und Brama's die alleinsiegreiche geworden. China zeigte nur noch bedeutungslose und verachtete Ueberbleibsel von der Nestorianer ehemaligen Herrlichkeit. Das christliche Königreich Jerusalem, am Schlusse des eilften Jahrhunderts von der schwärmerischen Tapferkeit europäischer Kreuz-

fahrer gestiftet, hatte längst schon wieder sein Ende gefunden. Die Bekenner des Evangeliums lebten einzeln, zerstreut und geschmäht in den Gegenden Armeniens, Syriens und Kleinasiens unter türkischer Gewaltsherrschaft, die sich selbst über Konstantinopel und Griechenland, bald bis zur untern Donau gegen das Innere Europens ausdehnte.

Zustand der Kirchparteien im türkischen Asien — Katholiken, Griechen, Maroniten u. s. w. Ihre Verwilderung.

Noch heute beherrscht der Großherr zu Konstantinopel eine Länderstrecke von mehr denn vierundzwanzigtausend Geviertmeilen im abendländischen Asien. Von den eilf bis zwölf Millionen Seelen, welche diese Gegenden unter türkischer Hoheit bewohnen, sind kaum zwei Millionen Christen. Sie wohnen unter dem Stolze der Türken verachtet, aber mit edelmüthigerer Duldung behandelt, als die Protestanten in Spanien und Portugal und andern katholischen Ländern, oder als in manchen protestantischen Gegenden Europens die Katholiken. Aber, wie in Europa, machen sich auch in Asien die Kirchparteien durch gegenseitigen Haß verächtlich, durch gegenseitigen Bekehrungseifer lächerlich. Nicht selten müssen türkische Schildwachten beim heiligen Grabe zu Jerusalem, wie uns neuere Reisende erzählt haben, die christlichen Andächtigen mit dem Stock zur Ordnung führen, wenn diese voll eifersüchtiger Frömmigkeit unter einander ins Handgemenge gerathen, und der nestorische Christ den katholischen verhöhnt, oder der katholische den griechischen.

Die Katholiken haben unter großherrlichem Schutze in Kleinasien, besonders im heiligen Lande, mehrere zerstreute Gemeinden und Klöster, die, so wie die Katholiken der europäischen und afrikanischen Türkei, unter kirchlicher Leitung von zehn Bischöfen und

zwei Erzbischöfen ihres Glaubens pflegen. Von Mesopotamien, Bagdad und Bassora aus wurden bisher die meisten Bekehrungs-anstalten auf die Syrer und Chaldäer gerichtet. Es wird im Innern der syrischen Gebirge der katholische Gottesdienst so frei ausgeübt, wie in Rom selbst. Dort aber sind die Sitten einfacher und reiner. Die Mönche der Syrer sind weder außerordentlich streng noch große Gottesgelehrte, aber sie geben einfache Regeln und befolgen sie genau. Die Weltgeistlichen stehen weder durch Rang, noch theologische Kenntniß erhaben, aber geachtet und fromm. Sie kennen keine andere Vorschrift, als das Evangelium. Sie leben arm und ernähren ihre Familien durch ihre eigene Arbeit. Alles anders, als in Rom. Die Seelenzahl dieser Christen ist so wenig, als die der nestorischen und die der Jakobiten, be-kannt, welche weit umher bis in Arabien und Persien leben, und sich noch seit einem Jahrhundert über die Naturen und die Willen in Christo, so wie über gottesdienstliche Einrichtungen, unter einander nicht verständigen können. Der in seiner Würde erbliche Patriarch der nestorischen Christen hat seinen Sitz zu Koch-Hames, in den Gebirgen des nördlichen Kurdistans. Mehr dem Anführer eines kriegerischen Stammes, als dem Vorsteher einer Glaubenspartei gleich, übt er Macht über Tod und Leben seiner Untergebenen.

Im Kloster Der-Zaaferan, drei Meilen von der mesopota-mischen Stadt Mardin, wohnt der Patriarch der syrischen Ja-kobiten, welcher einundzwanzig Bisthümer unter sich hat. Diese Jakobiten sind roh und unwissend, wie ihre Priester. Der Bischof von Hesn, zwischen Mardin und Jezira am Tigris, ist einer der berühmtesten Räuber seiner Horde. Selbst wenn er Messe lieset, nimmt er die Flinte mit sich zum Altar.

Zahlreicher sind die Maroniten, besonders am Gebirge Kesroan, einem Zweige Libanons. Ihre vielen Pfarreien, deren

man gegen zweihunderte zählt, verbreiten sich durch Syrien über Haleb und Damask. Zu Damask selbst erscheinen die Christen freilich mehr wie Sklaven, denn wie freie Menschen, sowohl wegen der Generalherrschaft der Türken, als wegen Niederträchtigkeit eigener Denkart. Man erkennt sie auf den Straßen, wie ein neuerer Reisender versichert, schon am kriechenden, unterwürfigen Wesen. Ihre Priester, besonders in den Gebirgen, sind arm, und können sich, jedoch nur mit einer Jungfrau, verheirathen. Wenige von ihnen bleiben unvermählt, womit ihre Pfarrkinder sehr zufrieden sind. Der Gottesdienst wird in syrischer Sprache gehalten; Evangelium und Gebet aber in arabischer vorgelesen. Die Maroniten im flachen Land und im Gebirg stehen freier und edler, als die in den Städten, redlich im Betragen, unschuldig, oft furchtbar streng in ihren Sitten. Die Weiber gehen hier nicht so dicht verschleiert, wie in Städten; aber ein schwangeres Mädchen büßt das Vergehen der Wollust mit dem Leben durch die Hand der eigenen Aeltern; und eine Mutter achtet sich für entehrt, wenn sie nicht von der Tugend ihrer Tochter am Tage nach der Hochzeit durch den Eidam überführt wird. So machen sich die Maroniten besonders den Drusen achtbar. Zinsbar den Emirn derselben, sind sie zuweilen deren angesehenste und treueste Diener. Auch ist das maronitische Christenthum fortdauernd unter den Drusen wachsend. Es wird selbst behauptet, daß Abschir, der Drusen-Emir (im Jahr 1811) Christ gewesen sei, wenigstens im Herzen. Die Katholiken betrachten die Maroniten übrigens als ihre Angehörigen und Zugewandten, weil dieselben den römischen Papst als Oberhaupt ehren, der ihren Patriarchen, die sie wählen, Bestätigung gibt. Noch im Jahr 1818 erschien Giarve, ihr Erzbischof von Jerusalem, zu den Füßen des heil. Vaters in Rom, und erbat vom König von Frankreich eine syrische Druckerei für sein Kloster auf Libanon. Eben so werden auch

viele von den zerstreuten Ueberbleibseln der nestorischen Kirche, aus gleichen Ursachen, für gute Katholiken gehalten.

Am zahlreichsten sind die armenischen, mehr noch die griechischen Christen durch das türkische Reich in Asien verbreitet. Das Haupt der alten armenischen Kirche hat seinen Stuhl aber nicht auf türkischem, sondern persischem Boden, im Kloster der „Herabkunft des Eingebornen" oder Idschmiassin in Erivan. Da führt der Patriarch den Namen eines „Hugas Kathaltos", das heißt eines Kaisers der Erwählten, und ertheilt in heiliger Machtvollkommenheit seine Befehle den Erzbischöfen der armenischen Kirche zu Ajas in Karamanien, zu Agtamar am turkomanischen Salzsee Wan, und zu Konstantinopel, so wie den vielen untergeordneten Bischöfen und Klosteräbten Syriens und des übrigen Kleinasiens. Das Oberhaupt aber des katholisch-armenischen Glaubens wohnt zu Konstantinopel, so wie das des katholisch-syrischen auf dem Berge Libanon, und das des katholisch-chaldäischen zu Diarbekir. Die Kirche der katholischen Chaldäer ist jedoch im traurigsten Verfall.

Hingegen das Oberhaupt der griechischen Kirche, so weit sich dieselbe unter türkischer Botmäßigkeit ausdehnt, hat seinen Wohnsitz zu Konstantinopel, als Erzbischof von Stambul, und ökumenischer Patriarch über die Patriarchen von Antiochien, Alexandrien und Jerusalem, über mehr denn zwanzig Metropoliten und eben so viele Erzbischöfe, über hundert und zwanzig Despoten, das heißt Bischöfe, und über zahllose Archimandriten, Igumenen, Papa's, Diakonen u. s. w.

Unbedeutend ist die Zahl protestantischer Gemeinden im türkischen Reiche. Doch fehlen sie nicht ganz. Nicht nur zu Konstantinopel, sondern selbst im Innern Syriens, zu Haleb, findet man Kirchen und Schulen der Reformirten und Lutheraner.

Der Bekehrungseifer der Christen dort, insofern er sich gegen

die Bekenner des Korans zu richten wagt, ist lebensgefährlich; daher kaum bemerkbar; überhaupt nicht groß. Allenfalls predigt man wohl den Juden das Evangelium, aber ohne reiche Frucht. Jene Sendanstalt, welche in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts der Hallische Professor Callenberg zur Bekehrung der Muhamedaner gründen half, erstreckte ihre Wirksamkeit nur äußerst schüchtern gegen Kleinasien. Höchstens streute man in Konstantinopel, Smirna und Haleb einige tausend Stücke des übersetzten neuen Testamentes, oder des kleinen Katechismus von Luther aus. Ungefähr darauf beschränken sich auch gegenwärtig noch die Bemühungen der britischen und russischen Bibelgesellschaften.

Vielleicht wäre es das größte Verdienst um die christlichen Kirchen des türkischen Asiens, wenn man damit begönne, diese selbst erst zum Christenthume zu bekehren. Denn bei weitem der größte Theil dortiger Christen aller Kirchparteien lebt in Unwissenheit und sittlicher Verwilderung. Priester, wie Laien, sind meistens in alten Schlamm eines Aberglaubens versunken, den sie Religion heißen. Die Türken selbst erscheinen oft edler, vernünftiger und religiöser. Das Gemälde, welches uns einer der neuesten, redlichsten und sinnigsten Reisenden, Meyer von Arbon*), von den Griechen gegeben hat, mag erklären, daß die Türken im Abschen vor dem Christenthum wachsen müssen, wenn sie die Ruchlosigkeit derer täglich vor Augen sehen, die sich Christen nennen.

Die Mönche im türkischen Asien leben größtentheils von der Dummgläubigkeit der Laien, und besonders die zu Jerusalem von Wallfahrten morgenländischer und abendländischer Pilger. Nur allein das Kloster zum heiligen Grabe verkauft jährlich für fünfzig-

*) Schicksale eines Schweizers während seiner Reise nach Jerusalem u. s. w. St. Gallen 1815. 3 Bde.

tausend Piaster Reliquien, Rosenkränze, Agnus Dei, Kruzifixe und Amulette aller Art. Mehrere hundert Kisten solcher Waare werden jährlich weit umher versandt; selbst muhamedanische Familien ernähren sich durch Verfertigung dieser Artikel für Klöster. Die Feierlichkeit am Palmsonntage zu Jerusalem, wenn sich Männer, Weiber, Kinder, alle nackt öffentlich in den Jordan stürzen; oder am Abend vor Ostern, wenn Griechen, Armenier und Katholiken, wie rasend, mit „Huja“=Geschrei um das heilige Grab laufen, springen, kriechen; oder mit Wuth zum Grabe drängen, um da ihre Kerzen am heiligen, vom Himmel gefallenen Lichte anzuzünden, muß die Türken mit Verachtung gegen das Christenthum erfüllen.

In Syrien und im größten Theile Klein=Asiens gelten die Jesusbekenner, besonders Griechen und Armenier, für die verdorbensten, arglistigsten Menschen. Sie selbst haben im Durchschnitte mehr Achtung und Vertrauen gegen Muhamedaner, als zu sich selbst, und am wenigsten gegen diejenigen, welche fleißig nach Jerusalem oder andern Andachtsorten pilgern. In letzterm stimmen sie mit den Verehrern Muhameds ziemlich überein, welche, ob sie gleich eine Fahrt nach Mekka für verdienstvoll halten, das Sprüchwort behalten: „Hüte dich vor dem Nachbar, der in Mekka war; und war er zweimal da, verkaufe dein Haus und zieh von ihm!“

Vielleicht daß die Vertheilung türkischer, armenischer, syrischer und arabischer Uebersetzungen der Bibel zur Wiederherstellung des Christenthums in jenen Gegenden beiträgt. Der ökumenische Patriarch und Erzbischof von Konstantinopel, Namens Cyrillus, (im Jahre 1814) hat wenigstens seine patriarchalische Erlaubniß zum Verkaufen und Lesen der Bibel unter den Griechen ertheilt. Es gibt selbst Bischöfe und Erzbischöfe, welche bisher von den heiligen Schriften der Christenheit nichts, etwa den Inhalt der

vier Evangelien, kannten. Noch weniger wußten andere Griechen und Armenier von ihres Glaubens schriftlichen Quellen. Nur zu bedauern ist, daß diese Leute selten gute Schulen haben, und, wenn sie allenfalls die Kunst des Lesens verstehen, selten Neigung zum Lesen empfinden. Sie überlassen dies ihren Geistlichen, und diese achten lieber auf Gaben und Opfer, die ihnen gebracht werden, als auf Frömmigkeit der ihnen vertrauten Heerden. Bekannt ist's, daß der Patriarch zu Konstantinopel seine christliche Ehrenstelle, die ihm den Rang eines Pascha von zwei Roßschweifen gibt, um hunderttausend Piaster vom Sultan erkaufen, und darauf denken muß, die Summe wieder in dem heiligen Schatz herzustellen.

Das Heidenthum Sibiriens und der russischen Staaten. — Mangelhafte Belehrungsanstalten. — Die Klosterschulen. — Die Missionen.

Der weitläufige Norden Asiens, dem russischen Scepter unterthan, ein Flächenraum von beinahe 280,000 Geviertmeilen, groß genug, den ganzen Welttheil Europa, und wäre er um die Hälfte größer, hineinzulegen, ist noch heutiges Tages von vielen heidnischen Völkerschaften bewohnt, welche in ursprünglicher Wildheit leben. Dies ungeheure Gebiet, von kaum neun Millionen Menschen bewohnt, liegt größtentheils als schauerliche Einöde da, voller unübersehbaren Steppen, deren Salzboden kein Baum verschönt, oder voller Moorgründe und endlosen Waldungen, in deren Inneres selten ein Sterblicher drang. Die todte Wildniß wächst mit jedem Schritte gegen den Polarkreis, wo das Erdreich alles Anbaues unfähiger wird, bis Thier und Mensch zuletzt unter dem rauhen Himmel im stündlichen Kampfe mit der Natur unterliegen. Es ist nichts Unbekanntes, daß die sibirischen Sommermonde zuweilen noch Schneeflocken herabschütten, und in den Wintern von

Nertschinks und Tobolsk das Quecksilber zur harten Masse erstarrt, die sich in Bleche verhämmern läßt.

Der größere Theil der Völkerschaften führt irres Nomadenleben, frei und roh, unter wandelbaren Zelten und Jurten, in Höhlen und Erdhütten, mit Räuberei, Viehzucht, Jagd und Fischerei beschäftigt. Manche, von den Sorgen um Lebenserhaltung niedergedrückt, ohne Ahnung eines bessern Zustandes, brüten in dumpfer Gedankenarmuth über Fristung ihres kläglichen Lebens hin, wie das Thier, nur den ersten Naturtrieben folgend. Andere haben sich zwar zu religiösen Vorstellungen aufgeschwungen, oder sie von den Altvordern ererbt; aber diese Vorstellungen sind dürftig und ungeschlacht, wie ihre Lebensweise, ein Heidenthum, welches die Mißgeburt des allerrohesten Verstandes heißen kann. Andere noch tragen wohl Zeichen des Christenthums und Namen von Getauften, ohne aber einen auch nur dunkeln Begriff vom Glauben der Christen zu kennen. Sie sind Heiden, den Göttern ihrer Alten treu, und werden es lange noch sein. In spätern Zählungen fand man gegen eine Million Fetischen- und Feueranbeter; außerdem vom lamaischen Gottesdienste bei 300,000 Unterthanen, ungerechnet die Verehrer des Koran, deren bei drei Millionen dem russischen Scepter in Asien gehorchen.

Schon im achtzehnten Jahrhunderte geschahen mannigfache Versuche, das Christenthum durch die Tatareien und die Einöden Sibiriens zu verbreiten. Aber die wenigsten zeigten löbliche Frucht; auch waren die wenigsten mit Klugheit und reinem Christensinn unternommen. **Philophei**, zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts griechischer Erzbischof zu Tobolsk, sandte mehrere seiner Geistlichen zu den mongolischen Stämmen und deren Kutuchten, oder lamaischen Oberpriestern, doch ohne Erfolg. Er selbst begab sich endlich, frommen Eifers voll, im Jahre 1712 zu den **Ostjaken**, die in den Wildnissen am Obi von Jagd, Vogelfang und

Fischerei leben. Er nahm Priester mit sich und russische Soldaten. Er drang in die Jurten der furchtsamen Leute; bestritt deren Schamanen oder Zauberer; verbrannte die Hausgötter, schlechtgeschnitzte, hölzerne Puppen mit Lappen behängt; schlug die heiligen Bäume um; verbot Vielweiberei und Genuß des Pferdefleisches; empfahl die Beobachtung der griechischen Fasten und das Tragen des Kreuzes, und taufte dabei fleißig. Oftmals ließ er große Haufen der Widerspenstigen durch seine Kriegsknechte ins Wasser jagen, wo sie dann die Taufe empfingen, gern oder ungern.

Ungefähr auf ähnliche Weise wurden von Andern in andern Gegenden Bekehrungsversuche getrieben, bei den weichlichen, trägen Buräten, die in Filzhütten, vom Jenisei bis zu den Grenzen China's, den guten Geist Oktorgon Burchan, und den bösen Oködol, nebenbei Gestirne und Hausgötterchen verehren; bei den jagdliebenden Wogulen am nördlichen Uralgebirge, die zu jedem Weidmannsgeschäfte eigene Gottheiten anrufen; bei den Tungusen, Wotjäken u. s. w. Daher war's gar nicht unglaublich, als der tobolskische Metropolit Theodor im Jahre 1721 mit Himmelsfreude die Taufe von mehr denn 40,000 Tataren, und ihre in kurzer Zeit vollendete Bekehrung meldete; oder wenn das Collegium de propaganda fide dem heiligsten Synod zu Petersburg in einer Reihe von acht Jahren (von 1740 bis 1747) die Bekehrung von 295,679 Seelen unter den Wotjäken, Tschuwaschen, Tscheremissen und Mordwinen meldete. Rasch genug ging's auch mit dem Taufen der Kalmuken durch den Eifer des astrakanischen Archimandriten Nikodemus Lenkeawitz; besonders seitdem sich Mursa Tenischnow im Jahre 1732 und endlich sogar die kalmukische Khanin Dshan zu Moskwa, im Jahre 1744, das Bad der Wiedergeburt hatten gefallen lassen, wofür sie von ihrer Pathin, der Kaiserin Elisabeth, reich beschenkt und in den Fürstenstand erhoben wurden.

Es ist kaum nöthig, über den Geist der meisten jener russischen Apostel und ihrer Bekehrten, und über das Christenthum beider, Bemerkung zu machen. Die Reisen eines Gmelin, eines Pallas und späterer Männer geben von der finnischen, tatarischen und mongolischen Christenheit unerfreuliche Schilderungen. Wir erfahren, daß es meistens in größter Noth und Armuth lebende Horden sind, die sich in Hoffnung auf Gewinn taufen ließen; daß sie durch die sogenannte Bekehrung um nichts christlicher geworden seien, als sie vorher gewesen waren (höchstens machten sie, den Russen gefällig zu sein, ein paar griechische Kirchengebräuche mit, und feierten die Kirchenfeste redlich, weil's dabei Bier oder Branntwein zu saufen gab). Die wohlhabendern Nationen hingegen, die heerdenreichern Tungusen, die Beltiren u. s. w. verharrten treulich bei ihren Landesgöttern und väterlichen Uebungen. Ja, die Auswanderungen vieler Kalmuken ins chinesische Gebiet sollen eine Folge des Unwillens dieser Mongolen gegen die russischen Priester und deren bewaffnete Diakonen gewesen sein, indem die lamaischen Geistlichen dem Volke den Bekehrungseifer der Russen folgendermaßen erklärten: „Der russische Gott will Geld, der russische Statthalter Brod, der russische Czar Rekruten; darum sollt ihr Christen werden und Ackerbau treiben, wie Gefangene.“

Schonender und vorsichtiger ging man unter der Kaiserin Katharina II. zu Werk. Besonders zweckmäßig war die Anlegung von Pflanzschulen für tschuwaschische, tscheremissische, mordwinische, kalmukische und anderer tatarischen und mongolischen Stämme Knaben, die man unterrichtete, um sich ihrer nachher als Lehrer und Priester unter den Nomaden zu bedienen. Dergleichen wurden zu Irkutzk, bei Kasan und andern Orten begründet; auch die Jesuiten blieben nicht müßig, Bekehrer in die wüsten Steppen hinauszusenden.

Doch von den Aernten ihrer heiligen Saaten ist wenig nam-

haft geworden. Indessen darf man glauben, daß nicht alle Mühe eitel gewesen; wenigstens war sie Vorbereitung zum Bessern. Und wie darf man hoffen, große Wirkungen sichtbar werden zu sehen vom Eifer einzelner Menschen, die sich in der Menge der verschiedenen Völkerschaften auf so ungeheuern Räumen, wie unbeachtete Punkte, verlieren? Unter Völkerschaften, die oft ganz zerstreut wohnen, oft ohne bleibende Stätte sind, und noch Mangel an der ersten, nöthigen Vorbildung ihres Geistes leiden! Immer stehen die religiösen Begriffe der Nationen im gleichen Verhältnisse mit ihren übrigen. Daher findet man auch im Innern Asiens wohl noch Christen aus alter Zeit, wie die Awchasen, im russischen Georgien, oder bei den Lesji, in deren Thälern und Bergen am Strome Koisu noch die zweideutigen Ueberbleibsel der alten Avaren und Hunnen erblickt werden, welche außer der gottesdienstlichen Sonntagsruhe und den langen Fasten der griechischen Kirche, keine andere Uebungen des Christenthums kennen. Eben so werden muhamedanische Völkerschaften angetroffen, die außer dem Abscheu vor Schweinefleisch und starken Getränken, und außer der Beschneidung, wenig vom Koran des Propheten wissen. Auch jüdische Tataren werden z. B. im Khanat von Kuba gesehen, die von Moses Satzungen wenig behalten haben. Sie sind allzumal Heiden, wie die übrigen, — wie die Mongolen in den Sandebenen Chilgontui's, in denen sich deren berühmtester Datsan oder Tempel erhebt, und welchen in den Tropfsteinhöhlen des hohen Uba-Gebirgs die Heimath aller guten und bösen Geister ist.

Es werden Jahrhunderte verstreichen, ehe alle jene zum Theil noch wenig bekannten Völker Nord- und Mittel-Asiens eine höhere Stufe öffentlicher Gesittung einnehmen. Die Natur ihrer Himmelsstriche selbst und die daraus entspringende Lebensart hindert sie. Das Beste muß dazu vom europäischen Rußland aus gethan

werden — aber auch dieses steht größtentheils noch weit hinter den übrigen Nationen unsers Welttheils zurück.

Daher verdiente Kaiser Alexander durch sein Bemühen um Verbesserung des Schulwesens den vorzüglichsten Ruhm von allen Freunden der Menschheit. Bekannt ist seine schöne Ukase in Betreff der geistlichen oder sogenannten Klosterschulen. Doch sind der letztern gegenwärtig kaum sechszig im ganzen Reiche, die allein einen Aufwand von 360,000 Rubeln erfordern, um sie aufrecht zu halten. Im Jahre 1814 befanden sich darin, und zwar in den sechsunddreißig höhern derselben, welche Seminarien heißen, und von den achtzehn niedern unterschieden werden, wo nur Unterricht im Christenthume, Rechnen und Schreiben ertheilt wird, zwanzigtausend Schüler mit zweihundert siebenundneunzig Lehrern. Auf den geistlichen Akademien zu Kioff, Moskwa, Alexandroff und Kasan zählte man zugleich viertausend Jünglinge mit fünfzig Lehrern.

Neben diesen Bemühungen erwarben sich die russischen Bibelgesellschaften durch Verbreitung der heiligen Schriften in russischer, armenischer, kalmukischer, grusischer, persischer Sprache u. s. w. großes Verdienst; nicht minder auch die Sendungen der erst im Jahre 1796 gestifteten Edinburger Missionsgesellschaft. Es ist merkwürdig, daß von Großbritannien, in unserm Zeitalter, wie vor Jahrhunderten im Mittelalter, abermals die meiste Belebung des Eifers zur Bekehrung des Heidenthums, zugleich auch die größte Zahl der Heidenbekehrer ausgeht. Denn dort bestehen gegenwärtig zwölf verschiedene, große, thätige Gesellschaften, das Christenthum zu verbreiten.

Schon im Jahr 1803 reiseten zwei britische Prediger, Heinrich Brunton und Alexander Paterson, begleitet von einem jungen Afrikaner, Namens Gillorum Harrison, nach Rußland, um Jesum in der Tatarei zu verkünden. Sie empfingen freundliche

Aufmunterung von der Regierung, begaben sich nach Astrakan, und von da nach Karaß, einem tatarischen Dorfe am Fuße des kaukasischen Gebirges, wenige Tagreisen von den persischen, bokharischen und türkischen Grenzen und fast in gleicher Entfernung vom kaspischen Meere und dem schwarzen gelegen. Hier siedelten sie sich in der Nähe der Räuberschwärme an. Aber nur Brunton blieb da; ward indessen von fünf andern Briten, meistens fremden Handwerksleuten, in seinem Werk unterstützt. Hier übersetzten sie das neue Testament ins Tatarische und druckten es selbst; kauften gefangene Kinder, und unterrichteten diese in der tatarischen und englischen Sprache. Mehrmals aber mußten sie von Karaß flüchten, bald ins russische Kastel Konstantinsgorski, bald in die feste Stadt Georgiewsk, sechs deutsche Meilen von Karaß. Bald war es die Pest, die sie vertrieb; bald feindlicher Ueberfall der Tataren, gegen welche sie weder hinter den Wällen und Pfahlwerken ihrer Niederlassung, noch durch die Schutzwacht russischer Kosaken gesichert waren. Immer aber kehrten sie unverdrossen dahin zurück, wo nebst ihnen noch etwa dreißig deutsche Familien und einige getaufte Tscherkessen und Tataren wohnten. Kaiser Alexander sicherte ihnen Allen, wenige Tage nach der Leipziger Schlacht, durch eine Ukase an den Oberbefehlshaber in Georgien, stärkern Schutz für die Zukunft zu. Auch geschah in Folge seines Wunsches, daß zween der dortigen Heilsboten, John Mitchel und Karl Fraser, im Brachmond 1814 nach Orenburg reiseten, um am Ural eine neue Niederlassung zur Bekehrung der nomadischen Tataren und Muhamedaner zu gründen.

Alle diese und andere Arbeiten zur Versittlichung und Verchristlichung des russischen Asiens schritten langsam, und in ewigem Kampfe mit den Hindernissen fort, welche die Natur der Himmelsstriche und Völkerschaften erzeugen. Selbst die alten Stiftungen der Brüdergemeinde an der Sarpa, wo sie im Jahre 1765 Sa-

repta anlegten, wirken minder fruchtbar auf die Umgebungen, als man anfangs erwartet hatte. Die dahin gezogenen Europäer werden, besiegt vom Klima, zuletzt den Asiaten ähnlicher, als die Asiaten den Europäern in Sitte und Art. Sarepta's Brand im Jahr 1812 erschütterte dabei den schön begonnenen Wohlstand der Kolonie nicht wenig.

Man fing schon an der Möglichkeit zu zweifeln an, jemals die kalmukischen Horden für das Evangelium zu gewinnen. Die Brüdergemeinde zu Astrakan, welche auch eine eigene Schule für Kalmukenkinder hielt, gab jedoch den frommen Muth nicht auf. Noch im Frühling 1815 gingen zwei Missionarien aus Sarepta, Gottfried Schill und Christian Hübner, von neuem in die Steppen der Kalmuken.

Astrakan, die ansehnliche Stadt auf einer Insel an den Mündungen der Wolga gelegen, mit 70,000 Einwohnern, ward von der mährischen Brüdergemeinde wegen der eigenthümlichen Lage zum Mittelpunkt ihrer Sendungen erwählt. Denn leichter von hier aus, als anderswo, läßt sich auf Sibirien, die Tatarei, Persien und die Türkei wirken, von welchen Ländern beständig Reisende aller Art gen Astrakan kommen. Bisher ward jedoch wenig geleistet. Die Edinburger Missionsgesellschaft sandte im Jahr 1815 zwei ihrer rüstigsten Genossen, das Bekehrungswerk zu erneuern. Wildheit des Himmelsstriches, Rohheit der Völkerschaften, zerstreutes und nomadisches Wohnen, waren die bleibenden Hindernisse am Gedeihen aller menschenfreundlichen Unternehmungen.

Fast dasselbe läßt sich von jenen zahlreichen Pflanzstätten der Europäer längs den Ufern der Kuma und ihren Nebenströmen im kaukasischen Lande sagen, welche seit dem Jahre 1781 von ausgewanderten Deutschen, Franzosen, Niederländern und Schweizern angelegt wurden. Man nennt solcher Pflanzstätten gegenwärtig dreiundfünfzig. Und über hundert derselben liegen, eben

so von Europäern bevölkert, in den Ebenen längs der Wolga. Die letztern wurden nach dem siebenjährigen Kriege gestiftet, und haben sich seitdem, rücksichtlich ihrer Bevölkerung, unglaublich vermehrt, wie ungünstig auch Land und Himmel sind. Denn in diesen öden Ebenen, wo weit umher kein Wäldchen sichtbar ist, kein Berg, kein Hügel; wo man den Kuh- und Pferdemist zu Brenntorfen backen muß, um Feuerung zu haben; wo die wenigen Obstbäume, welche hierher verpflanzt wurden, jeden Winter erfrieren, während die Hitze des Sommers oft erstickend ist: in diesen Gegenden wohnen demungeachtet bei fünftausend Familien von europäischen Eingewanderten oder Nachkommen derselben, die alle ihr Leben zwar durch das, was sie pflanzen, fristen können, aber auch ohne Aussicht auf höhern Wohlstand bleiben.

Seit dem Jahre 1816 ward Irkutzk im Innern Sibiriens ein neuer Punkt der frommen Sendanstalten der Briten. Diese Stadt ist als Stapelort des Handels zwischen Rußland und China anzusehen, und noch größtentheils von Anhängern des lamaischen Glaubens bewohnt. Doch leben dort auch griechische Christen und viele Muhamedaner. Von den benachbarten Völkerstämmen sind die Buräten, mongolischer Abkunft, in ihrer Sprache den Kalmuken ähnelnd, am bedeutendsten; vielleicht mehr noch die Manschutataren, welche aber unter chinesischer, nicht russischer Hoheit stehen.

Die Kultur des russischen Asiens ist allerdings nur möglich, wenn sie durch Fleiß europäischer Hände begonnen wird. So lange der wildfahrende Geist der ursprünglichen Einwohner nicht durch Schulen entwildert, durch Christenthum geadelter wird, ist an keine innige Vermischung der Ansiedler und Barbaren zu denken. Beide werden, immerdar von einander geschieden, in einer Art feindseligen Verhältnisses stehen, wie die europäischen Kolonien zu den Stämmen der freien Wilden in Amerika. Verschiedenheit religiöser Ansichten unter Völkern erschwert die Auflösung der-

selben in einander mehr, als Verschiedenheit der Sprachen. Denn man vertauscht leichter seine Sprache, als seine Ueberzeugung oder seinen gemüthlichen Zustand gegen andere.

Die Versittlichung der asiatischen Nationen, welche dem Szepter Rußlands gehorchen, wird auch leichter in mildern Gegenden begonnen und bewerkstelligt werden, als in rauhern, nördlichern, wo der Mensch, mit Sorge um die ersten Lebensbedürfnisse belastet, kaum Muße oder Lust für edlere Beschäftigung des Gedankens behält; wo Armuth der Natur ihn zwingt, in weiten Länderstrecken einsam zu bleiben, und eine Lebensart zu wählen, die durch Einfalt oder Wildheit, wie Jagd, Fischerei, nomadisches Hirtenthum oder Räuberschaft, im vollsten Gegensatze mit höherer geselliger Veredlung steht; wo Mangel an Mannigfaltigkeit des Genusses und Erwerbes den Mangel mannigfaltiger Begriffe und Vorstellungen zur Folge hat, und eine gewisse Starrheit und Sprödigkeit die Gedankenwelt durchdringt, wie die winterliche Natur sie jenen großen Einöden gibt, in welchen noch unverweset Hörner und Gerippe einer untergegangenen thierischen Riesenwelt, der Mammuthe und Rhinozerosse, gefunden werden, oder die ellenlangen Krallen jenes Riesenvogels, der an den fabelhaften Vogel Kaff mahnt.

Versuche der Jesuiten und Kapuziner in Tibet. — Aehnlichkeit des lamaischen Kirchenwesens mit dem katholischen und griechischen.

Wie man sich gemäßigtern Himmelsstrichen nähert, wird der Mensch für erhabenere Vorstellungen und zartere Gefühle empfänglicher; zum gewerbigen, ruhigen, freundlich-geselligen Leben geneigter. So erblickt man ihn in den hohen Thälern des tibetischen Hochlandes, wo eine Milde der Sitten, eine gesellschaftliche Anmuth, eine Mannigfaltigkeit der Beschäftigungsarten gefunden wird, welche an europäische Bildung erinnert.

Ungeachtet der Aufmerksamkeit neuerer Reisenden, eines Turner, Crawfurd u. a. m. ist uns das weitläufige und wundervolle Tibet, diese asiatische Schweiz, noch sehr unbekannt. Hier im Gebirgslabyrinth, dessen Gipfel unter ewigem Schnee und Eise glänzen, während Weintrauben, Mandeln und Pfirsiche in den wärmern Thälern reifen, vermählten sich die feindseligen Naturen des asiatischen Nordens und Südens. Hier wandelt Zobel und Bär in hohen Einöden, und Löwe und Affe in den Waldungen tieferer Gelände. Viele Pflanzen, viele Thierarten sind nur dieser Weltgegend eigenthümlich, wie der Riesenhund oder jene Ziege, deren feinere Wolle den Stoff der vielgesuchten Shawls gibt. Die höchsten Firnen der tibetischen Alpen übertreffen weit die Höhe des europäischen Montblanc, und vom Felsenhorn des kahlen Hymalaya so wie des Dhawalagiri wird gesagt, daß es mehr denn 26,000 Pariser Fuß über den indischen Meeresspiegel emporrage. Ackerbau, Viehzucht nebst Bergbau beschäftigt die Mehrheit des Volks, dem es auch nicht an nöthigen Künstlern und Handwerkern mangelt; nicht an niedern und hohen Schulen und an Schriftsprachen, deren eine für das bürgerliche Leben, die andere für geistliche Gegenstände gilt.

Alles ist hier in Bürgerliches und Geistliches getheilt; das ganze Volk, männlichen und weiblichen Geschlechts. Ein Theil der Nation treibt irdischen, der andere himmlischen Verkehr; jener arbeitet für diesen, dieser fastet und betet für jenen. Hier ist der Hauptsitz und Mittelpunkt jener lamaischen Religion, welche von den Ufern der Wolga bis Japan und den Schneebergen Korea's herrscht, und neben der muhamedanischen und christlichen die ausgedehnteste unter den Völkern der Erde ist.

Dem Weltweisen, welcher die verschiedenen Gestaltungen der Glaubensarten unter den Bewohnern des Erdballs betrachtet, wird eine Religion eben durch ihre große Verbreitung schon wichtiger

und bedeutsamer. Die lamaische ist aber für uns weniger merkwürdig durch den Inhalt ihres Glaubens, als durch ihre Kirchlichkeit. Denn jenem liegt die orientalische Ur-Idee zum Grunde von einem höchsten Wesen Burchan, einfach oder in geheimnißvoller Dreiheit dargestellt; waltend über die von ihm ausgegangene Geisterwelt; widerspenstig begegnet von einem Ur-Bösen; Mensch geworden, um sich den Sterblichen zu offenbaren, durch eine von ihm ausgeflossene Kraft — Gottes-Wort, Gottes-Licht, Gottes-Sohn, Japans Arnida Buth und Schaka, China's Fohi, Hindostans Budda, der Birmanen Gaudma u. s. w. — Der Gottessohn der Tibeter heißt Mahamuny, auch Schaka, geboren von einer Jungfrau im Lande Kaschemir, und ist nach tibetischer Zeitrechnung um tausend Jahre früher in die Welt getreten, als Jesus Christus. Er gilt als der vorzüglichste Gegenstand kirchlicher Verehrung. Ungefähr denselben Grundgedanken findet man in den meisten Religionen des wärmern Asiens; so wie in den meisten derselben einen vermenschlichten Gott, Gottmensch, Halbgott, wunderthätigen Propheten u. s. w., welcher den Sterblichen das Heiligste geoffenbart hat.

Aber wie gesagt, für uns ist noch merkwürdiger das Kirchliche der Tibeter, als ihr innerer Glaube. Denn es scheint, die orientalische religiöse Ur-Idee habe bei ihnen das Gewand von der christlichen Kirche entlehnt. Wenn auch ihre Lehre von Gott und dessen Gesandten, vom Teufel und der Hölle, von der Dreieinigkeit und dergleichen nicht auffallend wäre, muß es desto mehr ihr Glaube an ein Fegefeuer, ihr Gebet für die Seele der Verstorbenen, ihr Gebrauch des Rosenkranzes, des Weihwassers, der letzten Oelung und manches andere sein, was an Lehren und Uebungen der griechischen und katholischen Kirchen erinnert. Wie bei den Katholiken, ist bei den Tibetern alles Laie, oder Priester. Die letztern unterscheiden sich durch ihre Tracht von den Laien. Sie

haben in allen Thälern und Höhen Mönchs- und Nonnenklöster. Schon achtjährige Knaben werden in dieselben aufgenommen und heißen während ihres Noviziates Tuppa's; im fünfzehnten Jahre werden sie Tohba's, und nach dem zwanzigsten Jahre vollkommene Mönche oder Gylongs, die unter strengen Regeln, mit unverbrüchlichen Gelübden der Enthaltsamkeit und Keuschheit, ihre Tage den Uebungen der Andacht weihen. Die Klöster der Gylongs haben Lama's oder Aebte, und von denselben steigt die hierarchische Verkettung aufwärts bis zu den hohen Kutuchten, oder tibetischen Kardinälen. Das Haupt Aller in geistlicher oder weltlicher Hinsicht, der Stellvertreter Gottes auf Erden, der heilige Vater und oberste Hohepriester, ist der Dalai-Lama oder Tischulama.

Die tibetische Hierarchie ist, wo möglich, noch vollkommener oder folgerechter gebildet, als die der katholischen Kirche bei den europäischen Christen. Zwar die tibetischen Kardinäle wählen ebenfalls nach dem Tode eines Hohenpriesters, oder göttlichen Stellvertreters, einen neuen, aber immer ein, in der Todesstunde, oder doch am Todestage des Verstorbenen, neugebornes Kind, in welches, nach ihrer Lehre, sich der Geist des Verstorbenen neu verkörpert hat. So ist demnach der Stifter der lamaischen Religion und Stellvertreter des höchsten Wesens auf Erden, immer derselbe, wie er ehemals gewesen; nur öfters verjüngt. Seine Seele ändert nie, sondern bleibt auf Erden, ewig, unbefleckt, herrlich, nur die irdische Hülle ändernd, daher er der heilige, und auch der ewige Vater aller Gläubigen, d. i. Lama Kacku, genannt wird.

Es hat inzwischen in der lamaischen Religion so wenig, als in der christlichen, an Sekten gefehlt; eben so wenig an Glaubenskriegen. Doch ist das tibetische Alterthum noch mit zu tiefer Dunkelheit verdeckt. Vielleicht erfahren wir einst mehr aus ihren heiligen geheimen Schriften. Die Sekte der Schemmers, welche sich durch rothe Spitzkappen äußerlich kenntlich macht, soll einst

die herrschendere gewesen sein; nachher ist die gelbkappige Gyllukpa's-Sekte mächtiger geworden. Die Schemmers herrschen noch gegenwärtig im südlichen Theil des Hochlandes, in Butan, unter drei hohen Lama's. Die Gyllukpa's im nördlichen oder eigentlichen Tibet besitzen ebenfalls drei hohe Lama's an ihrer Spitze, den Dalailama zu Lassa und Putala; den Tischulama zu Tischulumba und den Jernautlama zu Khorka.

Das Leben des tibetischen Volks ist ernst, fromm; seine Sitte sanft und ziemlich naturgemäß; meistens naturgemäßer, als die der verfeinerten Europäer. Wenn aber ein Frauenzimmer dort, indem es sich verheirathet, zugleich das Weib aller Brüder ihres Mannes wird, vergesse man nicht, daß diese eigenthümliche Sitte selbst den jüdischen Patriarchen einst nicht ganz fremd gewesen, besondere Veranlassung im Alterthum gehabt haben möge, und nicht Folge der Ausschweifungen, sondern der Gesetze sei. — Wenn die Klöster der Mönche, wie der Nonnen, im tibetischen Gebirg zu häufig, und jedes einzelne zu stark bevölkert gefunden wird (z. B. zählte Turner bloß im Kloster von Tischulumba 3700 Gylongs zur Verrichtung des täglichen Gottesdienstes), so erinnere man sich an Rom, an Spanien, und an den Zustand des katholischen Deutschlands oder Frankreichs vor dreißig und vierzig Jahren. Wenn die Tibeter außer Gott, den sie anbeten, noch, wie einen Halbgott, ihren Papst oder Großlama, und eine ganze Stufenfolge von untern Geistern verehren, so urtheile man schonend in der Erinnerung, daß die höhern Wesen, denen sie, als dem Höchsten näher, Verehrung weihen, die Stelle der Heiligen Gottes einnehmen, welchen man bei uns Altäre baut.

Ein Volk mit schon so fest geordneten kirchlichen Uebungen zum Christenthum zu bereden, war ein um so mißlicheres Unternehmen, je verwandter alle diese Uebungen und Lehren den katholischen standen, und je enger die Staatsverfassung mit der Kirchen-

verfassung verbunden war. Katholische Missionarien in Tibet mußten ungefähr daselbst eine eben so unwillkommene Erscheinung werden, als wenn tibetanische Gylongs oder protestantische Prediger nach Rom gekommen wären, das Bekehrungswerk unter Katholiken am Fuße des Vatikans anzuheben.

Demungeachtet ließen sich Jesuiten und nach ihnen Kapuziner nicht abhalten, hieher zu gehen, um als Lama-Gokhars, oder europäische Geistliche, den Gekreuzigten zu verkündigen. Schon ums Jahr 1624 predigte der Jesuit Antonio Andrada, und andere seines Ordens folgten ihm. Allein sie erreichten den Zweck schlecht; oder vielleicht verfolgten sie ihn nur mit halbem Ernste. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß sie sich nur vorzüglich durch Anknüpfung von Handelsgeschäften Vortheil zu machen suchten. Daher wurden sie der Regierung verdächtig, und als Einschwärzer verbotener Waaren fortgewiesen. Im Jahr 1707 kamen einige Kapuziner nach Lassa. Der Dalai-Lama, ohne Argwohn, ertheilte ihnen gastfreundliche Erlaubniß zur Niederlassung in seinem Reiche, doch in seinem darüber ausgestellten Befehl schloß er ausdrücklich die handeltreibenden Geistlichen der Europäer vom Genusse dieser Gnade aus; bewilligte den Kapuzinern Ansiedelung zu Lassa, so lange sie sich den Staatsgesetzen gemäß betragen würden, und gebot, sie freundlich zu behandeln. Von der Predigt einer neuen Religion ist in der Urkunde des Dalai-Lama keine Rede. Natürlich hüteten sich die ehrwürdigen Väter weislich, davon etwas ahnen zu lassen.

Franz Horaz della Penna di Billi stand an ihrer Spitze. Sie beschäftigten sich zuerst mit Erlernung der Landessprache; sandten das tibetanische Alphabet nach Rom, wo danach Schrift gegossen, dann eine vollständige Druckerei, begleitet von zwölf Kapuzinern, gen Lassa geschickt wurde. Denn die übliche

tibetanische Druckerei durch Einschneidung der Buchstaben in hölzerne Tafeln ging zu langsam.

Wirklich behaupteten sich die Kapuziner in ihrem Hospitium zu Lassa während des ganzen Jahrhunderts; legten auch zu Takpodschini, in der Landschaft Takpo oder Butan, ein anderes an, und zeigten, zu ihrer Erhaltung, während der Stürme bürgerlicher und kirchlicher Kriege, viele Klugheit. Aber seit langer Zeit ward nichts mehr von ihnen vernommen; noch weniger, oder vielmehr noch nie etwas von den Wirkungen ihrer Sendung zur Verbreitung des Christenthums.

In Ländern, deren Bewohner schon eine gewisse Stufe der Ausbildung betreten haben, und die jeden Fremdling als einen Mindergebildeten ansehen, weil er weder der Landessprache mächtig genug ist, den Reichthum seiner Begriffe zu entfalten, noch Kenntnisse genug besitzt, um die Ideenwelt der Eingebornen zu überschauen, ist das christliche Bekehrer-Amt ungleich schwerer, als unter Halbwilden, wo der Europäer schon durch Ueberlegenheit der Einsichten Ehrfurcht, Bewunderung und Zuversicht erwecken kann. Aber auch die geistvollsten der Apostel, welche von Europa dahin gesandt werden könnten, würden die Aufgabe noch schwierig finden. Denn nachdem sie die vollste Kenntniß der Sprachen, Verfassungen und Sitten erworben haben, werden sie auf ein Heer von Vorurtheilen stoßen, welches bei Völkern von mehr oder minder Bildung allezeit größer ist, als bei ungebildeten, und um so fester steht, je ehrwürdiger es durch sein Alterthum, oder als Schutz der bestehenden Verfassungen, geworden ist. — Auch die europäischen Völker sind auf ihrer Gesittungsstufe reich an ehrwürdig gewordenen Vorurtheilen, und nicht wohl wäre einem Missionär des gesunden Menschenverstandes zu rathen, bei uns das Bekehrergeschäft zu versuchen.

Die Religionen in Japan. Strenge gegen die Christen.

Man kann sich daraus erklären, warum die Sendungen christlicher Glaubensboten nach hundertjährigen Bemühungen nicht nur in Tibet, sondern auch in Japan und China keineswegs so glücklich waren, wie bei unwissendern und wildern Nationen.

Den Bemühungen der römischen Kirche war es zwar schon im siebenzehnten Jahrhundert gelungen, Missionsanstalten in Japan zu gründen; doch von keiner innern Dauer. Sie wurden schnell, als Feind der öffentlichen Ordnung und des bestehenden alleinwahren Glaubens, zerstört. Das japanische Reich, mit all seinen Bedürfnissen, Mitteln und Zwecken gewissermaßen auf sich allein beschränkt, und in sich selbst abgeschlossen, trägt in vielen Dingen eine Vollendung bürgerlicher Einrichtungen, die den europäischen ähnlich sind, sie wohl oft übertreffen mögen. Es hat zwischen weltlicher und geistlicher Gewalt scharfe Grenzen gezogen. An der Spitze beider Art Verwaltungen befinden sich besondere Fürsten, die man bei uns etwa Kaiser oder Papst heißen würde. Ihren beiden Häusern ist Erbfolge zugesichert. Nicht minder streng, wie die bürgerliche, steht die kirchliche Ordnung der Japaner geregelt, und all die rohen Albernheiten, welche ehemals, aus Unwissenheit und Mißverständniß der Missionarien, darüber mitgetheilt wurden, verdienen kaum Widerlegung. Wir wissen durch Kämpfer, daß hier der uralte religiöse Gedanke herrscht, welcher die Grundlage der Religionen am Indus und Ganges, im tibetischen Gebirg und durch ganz Hinter-Indien blieb. Es ist möglich, daß die Urreligion des Landes armseliges Schamanenthum sei, vom großen Haufen geliebt; erhabener sind gewiß die von China stammenden Vorstellungen, und bekannt ist, daß die japanische Sekte der Siutto's frei von allem Götzendienst, oder aller Bilderverehrung, einen mit den ewigen Wahrheiten der Vernunft zusammenstimmen-

den Glauben bekennen, der auch der Achtung erleuchteter Männer würdig ist. Daß die japanischen Priester Geld und gute Tage mehr, als die Gemüthsheiligung und Versittlichung des Volkes suchen; daß der japanische Aberglaube mit großer Andacht zu geweihten Orten wallfahrtet; daß daselbst zahlreiche Klöster mit strengen Uebungen bestehen — diese und manche ähnliche Vorwürfe den Bewohnern des äußersten Asiens zu machen, steht nicht immer den Europäern zu.

Seit Vertreibung der christlichen Glaubensboten in der andern Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts, entschloß sich zuerst der fromm-eifrige Abt Guidotti im Jahr 1715 wieder, den Versuch zu erneuern, in Japan das Christenthum zu verkünden. Er hielt sich für das von Gott erkorne Werkzeug. — Männer, welche nicht solche Ueberzeugung in ihrer Brust tragen, müssen Verzicht darauf thun, große und gefahrvolle Unternehmungen zum Besten der Menschheit zu beginnen. Sein Schicksal aber ist dunkel geblieben. Jesuiten und Dominikaner folgten ihm. Auch sie verrichteten wenig. Unter welchen Vorwänden und unter welchen Verkleidungen sie auch von China oder Kamschatka dahin gelangten, wurden sie doch immer mit scharfem Blick beobachtet, und die Hinrichtung eines ihrer Glieder, des Dominikaners Guido de Angelicis im Jahr 1748 bewies, wie verhaßt jeder blieb, welcher als Christ erschien. Man weiß aus Krusensterns letztem Besuch der japanischen Küsten, wie schwer, ja fast unmöglich es ist, daß Europäer ins Innere des Landes dringen, oder daselbst unbewacht thätig sein können. Ja, nur auf das Christenthum Bezug habende Schriften in Japan anzubringen, ist fast unmöglich. Denn jeder Fremde, sobald er japanischen Boden betritt, wird aufs strengste untersucht, was er hat, genau durchlesen. Ist darin die geringste Anspielung auf Christenthum, wird er, bestehenden Gesetzen zufolge, aus dem Lande verbannt. Beamte der Regierungen stellen oft

Hausuntersuchungen an. Fänden sie auch nur ein Stückchen Papier, auf dem das Christenthum gedacht, oder ein Kreuz stände, wird das Haus geschleift, und wer es bewohnt, zum Tode verdammt. So berichten die in Batavia wohnenden Japaner. Daher ist kaum zu glauben, daß die christliche Religion dort so lebhafte Fortschritte mache, und der Kaiser selbst ihr beizutreten geneigt sei, wie römische Missionarien, allzuvoreilig oder großsprecherisch, über China her nach Europa berichten wollten.

Zustand der christlichen Gemeinden im chinesischen Reiche. — Zwietracht der Missionarien.

Bessere Hoffnungen leuchteten von China her. Der Bildungsstand der Bewohner dieses unermeßlichen Reiches ist allzumannigfaltig, um nicht einen lichtvollern Glauben zu begünstigen, der unter den ewigen bürgerlichen und religiösen Gährungen des Volks hin und wieder schon Wurzeln geschlagen hat. Wie bindend und lähmend auch das strenge Zeremoniel des Umgangs in gesellschaftlichen Verhältnissen der Chinesen, und wie durchgreifend auch die Gewaltherrschaft vom Throne herab geübt werden mag: das Reich ist zu ungeheuer in seinem Umfang, die Bevölkerung von etwa hundert und fünfzig Millionen Menschen (nach Barrow und Macartneys jüngsten Angaben 333 Millionen) zu groß, die Einwohnerschaft aus zu verschiedenen Nationen, Chinesen, Mongolen, Tataren, indischen Lolos, wilden Miaosen in den Gebirgen u. s. w. zusammengesetzt, als daß Alles vom Geist und Willen eines Einzigen, des Kaisers oder seines Hofes, durchdrungen und zusammengehalten werden könnte. Oder welche Macht bände und zwänge auf lange Zeit den Geist des gesammten Europa's, wenn dieser Welttheil mit seinen Bewohnern, das heißt, mit etwa hundert

und achtzig Millionen Seelen, in die Hand eines einzigen Gebieters hingegeben wäre?

Durch die Mannigfaltigkeit hier herrschender oder geduldeter Religionen wird unbemerkt Gährung der Ideen mächtiger befördert. Denn außer des erhabenen Confutse Glauben an den einzigen Gott, und außer den chinesischen Herrenhutern, genannt Lao-Kiuns, treiben hier die Bekenner des lamaischen Glaubens, die Bonzen und Verehrer Fo's, die Muhamedaner, die schon in den ersten Jahrhunderten nach Jerusalems Zerstörung eingewanderten Juden, gemeine Heiden und Gestirnanbeter, selbst Jukiao's, oder Leute ohne einen Gottesglauben, die sich mit bloßen Tugendlehren beruhigen, ihr Wesen. Religiöse Schwärmerei ist dabei nichts Seltenes. Durch sie ward selbst noch im Jahr 1815 Kaiser Vantadschin des Thrones beraubt.

Die meisten bürgerlichen Unruhen, welche seit einigen Jahrzehenden China bewegen und erschüttern, haben religiöse Beweggründe oder Vorwände. Ungerechnet den Aufruhr gegen das Herrscherhaus vom Stamme der Mantschutataren (vielleicht durch Nachkömmlinge des im siebenzehnten Jahrhundert gestürzten Geschlechts der Mings gestiftet) bereiten sich in allen Gegenden andere vor, oder sind schon ausgebrochen. Zum Theil abgefallen sind schon die Inseln Formosa und Haynan, Küstengegenden Tunkins und Kochinchina's. Im Norden des Reichs thun sich die Pelin-Kin, d. i. Feinde fremder Religionen, auf; im Westen und Süden die rasenden Kebufi's (religiöse Meuchelmörder), wie die Regierung sie heißt; Menschen, die, wie einst in Deutschlands Bauernkriegen, mit dem Schwert in der Faust Thian-Thee-Ohé, das heißt „Himmel und Erde eins!“ brüderliche Gleichheit aller Menschen, Gemeinschaft aller Güter predigten, und neun Provinzen des Reichs im Jahr 1804 mit ihren Verwirrungen erfüllt hatten. In andern Gegenden führt die Gesellschaft der drei Mächte:

„Himmel, Erde und Mensch", ihr meuterisches Wesen, in welchem sie, unter Vorwand, Beschirmer der Unschuld, Rächer der Ungerechtigkeit zu sein, selbst obrigkeitliche Personen mordet.

Wenn die christliche Religion bei den Chinesen, wo sie schon seit einigen Jahrhunderten gelehrt ward, nicht größere Fortschritte gemacht hat, lag wohl die größere Schuld am Benehmen der Missionarien, oder am Geist nicht der christlichen, sondern derjenigen Religion, die sie da predigten. Schon in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts führte Franz Xaver, der Apostel Hindostans, die Jünger Loyola's hin, unter welchen sich besonders Matthäus Ricci durch seine und seiner Gefährten mathematische Kenntnisse die Huld des damaligen Kaisers am glücklichsten sicherte, so, daß den Christen freier Gottesdienst gestattet wurde. Bald nachher, im Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts, traten zu den Jesuiten auch Dominikaner, Franziskaner und Kapuziner an das Bekehrungswerk.

Allein man weiß, wie nun die Genossen der verschiedenen christlichen Mönchsorden ihre Feindschaft und Eifersucht aus Europa auf chinesischen Boden verpflanzten, und dadurch gegenseitig sich und der heiligen Sache schadeten. Weil die klügern Jesuiten kein Bedenken trugen, den wahren Gott Thien und Changti zu nennen, und den Bekennern Christi gestatteten, den weisen Confutse, gleich wie andere Chinesen thaten, zu verehren, eiferten Dominikaner und Franziskaner gegen sie, als Religionsverfälscher. Der Streit ward viele Jahre vor dem päpstlichen Stuhl zu Rom mit Bitterkeit geführt; mehr als ein Legat ging zur Prüfung des Geschäftes nach China. Was die Jünger Ignazens aber gegen ihre Widersacher nicht in Rom vermochten, bewirkten sie durch ihren Einfluß am chinesischen Hofe. Der päpstliche Legat a Latere, Karl Thomas von Tournon, mußte vierjährige Gefangenschaft im Hause des Bischofs von Makao, eines Jesuiten, ausstehen. Selbst

die furchtbare Bulle des Papstes Klemens XI.: Ex illa die (vom 19. März 1715) blieb gegen die Hoheit der chinesischen Jesuiten ohnmächtig, und Mazabarba, der neue Gesandte des Papstes an den Kaiser, mußte froh sein, daß sich Kam-Hi, der Kaiser, nur über den Papst, dessen Bulle und Glauben zu belustigen geruhte, und meinte, die Bulle gehe bloß den Aberglauben der gemeinen Europäer an, nicht die große und ehrwürdige Lehre der Chinesen.

Auch als nach des duldsamen Kam-Hi Tode das Verbreiten des Christenthums untersagt, das Bekenntniß verfolgt ward, hörte der Zwist der Mönchsorden weder in Kerkern noch Verbannungsörtern auf, und unter des weisen Herrschers Kien-Long mildern Scepter (1735) gewann das theologische Unwesen nur neuen Spielraum. Dieser hundertjährige Zank wegen chinesischer Gebräuche und Namen trug nicht wenig dazu bei, die Glaubensboten verächtlich oder verhaßt zu machen; daher auch späterhin ihre und aller Christen neue Verfolgungen in China zum Theil als Früchte dieser Zwietracht und gegenseitigen Verklagung bei den Mandarinen und vor dem Thron angesehen werden konnten.

Das Christenthum ist bei dem Allen in China's Landschaften weit verbreitet worden, und unter allen Mißhandlungen kräftig geblieben. Bei Kam-Hi's Tode (1779) hatten die Jesuiten (denn die wider sie geschleuderte Vernichtungsbulle Ganganelli's ließ sie in China unvernichtet), in der Hauptstadt Peking selbst, dreißig Missionarien, und man zählte daselbst in vier christlichen Kirchen jährlich an Kindern dreihundert, an Erwachsenen viertausend, die getauft wurden. In den Provinzen Kiankieu, Koeitschen, Yunnan und Suntschen waren große christliche Gemeinden, Klöster, Kirchen und andere fromme Stiftungen. Der Bischof von Cartoria zählte noch unlängst in der Provinz Fokien der in einem

Jahr getauften Erwachsenen 1677 Personen, und der getauften Kinder 10,384.

Inzwischen haben die meisten dieser und anderer Nachrichten viel Unzuverlässiges, weil man seit einem Jahrhundert gewohnt ist, von den Missionarien nur allzuprahlerische Berichte zu empfangen. Unbekannter noch, als die wahre Anzahl der Jesusbekenner in China, ist der Geist derselben in religiöser Hinsicht geblieben. Wie er aber auch beschaffen sein möge, achtungswürdig muß er in jedem Falle sein, da er, unter wiederholten Verfolgungen, oft zum bewundernswürdigsten Muth und Märtyrerthum begeistern konnte. Denn Tausende starben freudig den Bekennertod; Tausende opferten mit gläubiger Treue irdisches Vermögen, Vaterland und Lebensglück auf. Solche Opfer werden nur für Ueberzeugungen gebracht, die das Gemüth mit göttlichem Feuer entzünden.

Die Maßregeln der Regierung, durch Verbannung, Kerker und Todesstrafen höhere Ueberzeugungen auszurotten, werden schwerlich ihren Zweck erreichen, sondern vielmehr denselben vernichten. Gefährlicher ist die Waffe des Spottes, wenn sie gewandt gebraucht wird. Auch das geschah in China, und sogar durch die Regierung. Die katholischen Missionäre gaben dazu mit manchen ihrer Heiligen-Geschichten Stoffs genug; und die Wunderthaten, welche z. B. von der heiligen Ursula erzählt wurden, mußten dem gesunden Menschenverstande der Chinesen, als Probe europäischer Albernheit, selbst in kaiserlichen Edikten dienen.

Der Befehl gegen die Christen, welcher unterm 30. Jänner 1815 gegeben wurde, besteht noch gegenwärtig in Kraft. „Wie dürfen die Europäer sich unterfangen (heißt es unter andern darin), das Volk unsers Reichs mit ihrem Geschwätz zu verwirren? Ohne unsere Erlaubniß führen sie Priester und andere Beauftragte herbei, welche ihre Lehren in allen Provinzen verbreiten, unserm

ausdrücklichen Gesetze zuwider. Von jetzt an soll es also gehalten werden: Der Anführer von einer solchen Bande wird hingerichtet; wer die Religion der Europäer ausbreitet, ohne öffentliches Aergerniß zu geben, wird ins Gefängniß gelegt; wer jene Religion annimmt, soll, wenn er sich nicht bekehren will, nach He-Lan-Keang verbannt werden. Tataren verlieren in diesem Fall ihren Sold. Die Europäer, welche gegenwärtig zu Peking wohnen, Mathematiker sind, und keinen andern Beruf treiben, dürfen ihr Geschäft fortsetzen. Alle übrigen werden gegen Kantong geschickt, wo sie mit erster Gelegenheit nach Europa zu senden sind."

Man ersieht aus diesem Befehl, daß die Hauptrichtung desselben gegen die Glaubensboten aus Europa ging. Der Klugheit der Statthalter in den Provinzen ward damit, rücksichtlich der Eingebornen, zur Schonung und Strenge Spielraum genug gelassen. Daher konnte im Reiche sehr ungleiche Vollstreckung des Befehls stattfinden.

In der Provinz Si-Tschuen ist der Hauptsitz der französischen Mission, zu der ungefähr sechszigtausend Christen gehören. Das Haupt derselben, Gabriel Dufresse, apostolischer Vikar, welcher, obwohl er verbannt worden, dennoch zurückgekehrt war, wurde hingerichtet, sein Haupt an den Galgen geschlagen. Mehrere Christen, die sich am eifrigsten zeigten, verloren mit ihm das Leben. Die nach Kantong geführten Europäer nannten es natürlich „eine wüthende Verfolgung im ganzen Reiche." Sie erzählten, daß im Jahr 1817 erst zu Peking größere Strenge eingetreten, eine Zahl von mehr denn vierhundert Katholiken verhaftet und gefoltert worden sei u. dgl. m. Hinwieder meldeten spätere, in Rom eingetroffene Berichte, daß die sogenannte Verfolgung keineswegs allgemein oder groß gewesen sei; daß sogar die Missionarien in Fokien und Kankieu ganz ruhig gelassen worden wären, und der Kaiser zu Gunsten der Jesuiten die ältern, wider sie und die

Christen erlassenen Edikte zurückgenommen habe. Wirklich wurden im Frühling 1817 zwölf Jesuiten des in unserm Zeitalter hergestellten Ordens aus Rom nach China geschickt.

Man weiß inzwischen bestimmt aus Krusensterns Berichten, daß die europäischen Glaubensboten zu Kantong scharf beobachtet, und nicht ins Innere des Reichs gelassen werden. Dies mag sich auch auf diejenigen Evangelischen beziehen, welche von der Missionsgesellschaft zu London im Jahr 1807 nach Kantong geschickt wurden. Es waren die beiden Prediger William Milne und Robert Morrison. Diese, nachdem sie sich in der Sprache China's befestigt hatten, beschäftigten sich besonders mit Verbreitung der Bibel und anderer Erbauungsbücher in chinesischer Sprache; eine Arbeit, welche guten Fortgang zu haben schien. „Denn die Chinesen sind (schrieb Morrison unterm 11. Jänner 1814 aus Kantong) lernbegierige vernünftige Leute; sie lesen gern; und nehmen Bücher und Belehrungen dankbar an.“

Inzwischen ist gegenwärtig an Verbreitung der Bibel in China wenig zu denken, da die Regierung nicht nur, aus Furcht vor Verschwörungen, alle religiöse Versammlungen, sondern auch die Bücher der katholischen Kirche verboten hat, um die religiöse Schwärmerei zu vermindern, zu welcher das gemeine Volk mehr, denn je, Neigung äußert.

Die katholischen Bekehrer in China werden ohne Zweifel den evangelischen Bekehrern nicht geringere Schwierigkeiten in den Weg legen, als die Mandarinen und der Hof selbst thun können. Denn beide bringen ihre Vorurtheile und kirchlichen Feindschaften aus Europa mit sich nach Asien. Ein protestantischer Chinese wäre in den Augen von Dominikanern und Kapuzinern so beklagenswerth, als ein Heide. Und hinwieder wird der protestantische Missionär nicht ohne Mitleiden die katholischen Chinesen vor den Heiligenbildern knien sehen. Beide Parteien werden sich, wie

es in andern Gegenden von den Missionarien geschah, gegenseitig verketzern, und vor einander warnen, und damit das Christenthum selbst den gebildetern Chinesen noch verächtlicher machen.

Das traurige Schauspiel — schon zu oft ward es, wie in Europa, auch in andern Welttheilen gegeben; man lese nur die Missionsberichte der Katholiken und Protestanten! — beurkundet, wie wenig der große Haufe der europäischen Geistlichen aller Kirchen den Geist Jesu Christi erfaßt habe.

Hinblick auf Tunkin, Kochin-China, und das Reich der Birmanen. Die Palisprache.

Südwärts von China, durch ungeheure Wüsten und schroffe Gebirge von demselben getrennt, breitet sich das große, von Bergketten und fruchtbaren Thälern durchschnittene Reich Tunkin aus. Die Einwohner dieses Landes, gegen zwanzig Millionen an der Zahl, mongolischen Stammes, haben milde Sitten, geistreiches Wesen und eine der chinesischen ähnliche Bildung in Kunst und Wissenschaft. Ihre religiösen Vorstellungen scheinen sie von Völkern am Ganges aus frühern Zeiten empfangen zu haben. Sie ehren ein höchstes Wesen; mehr noch beten sie zu Schutzgeistern ihrer Familien und Gemeinden, in zahllosen Tempelchen. Im Innern des Gebirgslandes, wird erzählt, verehrt man mit Opferdienst nur den bösen Geist, vielleicht aus demselben Grunde, wie viele europäische Christen mehr aus Furcht vor ihrem Teufel, als aus Liebe zur Gottheit, fromm sind.

Hierher waren schon im siebenzehnten Jahrhundert die Jesuiten Baldinotti, Marquez, und Alexander von Rhodez gegangen, den Gekreuzigten zu verkünden.* Was sie und ihre Nachfolger aber von der Macht ihres Wortes unter den Heiden rühmten, daß sie in wenigen Jahren zweihundert schöne Kirchen in vier

Provinzen des Reichs gehabt, und bei achtzigtausend Tunkinesen binnen zwei Jahren (1645 und 1646) getauft hätten, scheint eine jener Uebertreibungen zu sein, deren sich die Jesuiten gern bedienen, entweder ihren Ruhm in Europa zu vergrößern, oder andern ihrer Brüder Muth zur Nachfolge einzuflößen. Daß sie aber mit ihrem Bekehrungswerke Aufsehen in Tunkin erregten, und vielleicht Störungen der Ruhe, ist wahrscheinlich genug. Denn im Jahre 1721 wurden alle aus dem Lande verwiesen; viele der Bekehrten, besonders reichere Personen, geplündert, mit Sklaverei, selbst mit Tode bestraft. Von Macao sandten die Portugiesen neue Bekehrer dahin; doch mußten diese ihre wahre Absicht sehr geheim halten. Und wiewohl Kriege und bürgerliche Unruhen die Vollziehung der Gesetze eine Zeit lang lähmten, blieben die Gesetze selbst nicht ganz vergessen. Noch im Jahre 1775 wurden zwei Dominikaner, weil sie als Bekehrer verrathen waren, feierlich hingerichtet.

Inzwischen hatte der Same des Christenthums dennoch in diesen Thälern Ostasiens Wurzel gefaßt. Und wie häufig auch die Bekehrten der öffentlichen Verachtung, den Gelderpressungen der Statthalter, oder der Raubluft des Pöbels preisgegeben waren, pflanzten sie doch beharrlich ihre edlern Ueberzeugungen fort. Nach römischen Missionsberichten ist der Kaiser von Tunkin, Namens Dscha-Loang, duldsamer und gnädiger. Er hat das alte Verfolgungsgesetz zurückgenommen; dem katholischen Bischof de la Barbette gestattet, mehrere Klöster für fromme Kreuzverehrer zu errichten, und den Christen unangefochtenen Gottesdienst erlaubt. Die Anzahl derselben unter vier Bischöfen betrug (im Jahr 1807) 307,000 Seelen; wenigstens gab diese Zahl ein Missionär, der seit achtzehn Jahren diese Länder bewohnt und bereiset hatte, dem Franzosen Renouard de St. Croix an, welcher die Küste und den Hafen von Turon besuchte.

An Tunkin stößt, als Fortsetzung der Ostküste Hinter-Indiens und des tunkinischen Kaiserreichs, das Gebiet von Kochin-China. Auch hier ward seit länger denn anderthalbhundert Jahren von Franziskanern, französischen Priestern und Jesuiten die Bekehrung der Völkerschaften versucht, welche in Sprachen, Sitten und religiösen Begriffen mehr oder minder Verwandtschaft mit ihren Nachbarn zu haben scheinen. Wie in Tunkin und China führten sich die Missionarien auch hier zuerst, als europäische Mathematiker, bei den Großen des Reichs und am Hofe ein. Als solche genossen sie Schutz und Achtung; empfingen sie sogar Hofämter, und die Jesuiten wußten sich derselben zu versichern, um großen Einfluß zu behaupten. Pater Siegbert erhielt sogar (1741) die Ehre, der kaiserlichen Majestät zu Kochin-China oberster Hundehüter zu werden.

Der römisch-katholische Kirchenglaube hatte in Kochin-China schon herrlichen Anfang, als im Jahr 1751 alle europäischen Missionarien aus dem Lande gejagt, alle Kirchen auf Befehl des Hofes niedergerissen wurden. Die meiste Schuld dieses Unglücks trug abermals die Unverständigkeit der christlichen Glaubensboten selbst. Denn Jesuiten, Franziskaner und Dominikaner nährten auch hier die europäische Eifersucht ihrer Orden gegen einander fort; und der Streit um Jansenismus tönte zu Bak-Kingh und Cachao in Kochin-China so lärmend, wie in Paris und Rom. Jeder der Orden wollte auch hier das Meiste gelten, haben und thun. Aus Europa wurden zwar mehrere geistliche Abgeordnete an sie gesandt, Frieden zu stiften; man theilte unter sie das Land; gab die eine Gegend des Reichs zum Missionswerk den Jesuiten, die andere den Franziskanern; zwischen beide setzte man die französischen Geistlichen. Doch blieb Alles eitel. Die Machtsprüche der Päpste selbst besserten nichts in einer Ferne, wo die Jesuiten schlau und trotzig den Verordnungen des heiligen Vaters auszuweichen

verstanden. Alles endete, wie gesagt, mit Verbannung sämmtlicher Bekehrer.

Zwar späterhin, seit dem Jahr 1774, wurde ihnen wieder Zutritt erlaubt, und den Christen, die bis dahin ihres Glaubens wegen mißhandelt worden waren, mehr Recht gestattet; — doch ruht über den gegenwärtigen Stand des Christenthums bei den Kochin-Chinesen tiefe Dunkelheit. Wir wissen nur durch den alten Missionär, welchen Renouard de St. Croix im Hafen von Turon sprach, daß sich, aus Mangel an hinreichenden Mitteln zu Seminarien, die Anzahl der Geistlichen sehr verminderte, während im Lande wohl sechsmal hunderttausend katholischer Christen wohnten.

Wahrlich, wenn man die in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts über die kochinchinesischen Missionen gewechselten zahlreichen Streit-, Anklage- und Rechtfertigungsschriften lieset, — wenn man von der einen Seite die stille Sehnsucht der gutmüthigen Tunkiner nach Kenntniß des Höchsten, und daneben die Unwürdigkeiten der christlichen Priester, ihre Nichtswürdigkeiten, erblickt, so wird man zweifelhaft, ob nicht ein frommes Heidenthum beiweitem solchem ruchlosen Christenthum vorzuziehen sei. Da die römische Kongregation zur Glaubensverbreitung im Jahr 1738 den Bischof de la Beaume, als Pater Visitator, nach Kochin-China geschickt hatte, verursachten ihm die Jesuiten den bittersten Verdruß, und spielten hundert ärgerliche Possen, um ihm die Sendung zu verleiden. Die Einen machten ihm seinen Koch, die Andern ihm seinen Wundarzt abwendig, welchen er zur Pflege der Gesundheit mit sich gebracht hatte. Und als er vor Kummer erkrankte, trieben sie den Spaß, eine ganze Kuppel springender, bellender, heulender Hunde in sein Haus zu schicken, die der Ueberbringer für ein Geschenk des Kaisers ausgab, der den Pater Visitator zu seinem

Hundehüter ernannt haben sollte! Der alte de la Beaume starb wirklich darüber vor Herzeleid.

Es spitzt sich Hinter-Indien südwärts in eine über zweitausend Geviertmeilen große, von Sümpfen, Gebirgen und endlosen Waldungen bedeckte Halbinsel aus. Dies ist Malakka, Urheimat der verschmitzten und tückischen Malayen, deren Geschlecht und Sprache sich über alle Eilande Asiens bis zu der Ostküste Afrika's und der Westküste Amerika's, im australischen Ozean bis zu den Sandwichinseln verbreitet hat. Sie wohnen da im Innern des Landes mit unzähmbarer Freiheit unter verschiedenen Häuptlingen; arm, genügsam, trotzig. Ihre religiösen Vorstellungen sind roh, wie ihre Sitten. Man spricht, daß sie in ihren endlosen Urwäldern noch Menschenopfer bringen. Und Malakka, die vornehmste malayische Stadt, ist der Hauptmarkt des Handels für die ganze Halbinsel.

Auch hieher kamen früh, schon mit den portugiesischen Kaufleuten des sechszehnten Jahrhunderts, katholische Priester, das Reich Gottes zu offenbaren. Aber sie begnügten sich mit der Predigt an den Küsten. Daß ihre Arbeit nicht ganz vergebens gewesen, beweiset das Dasein eines Bischofes in Malakka, dessen Kirchsprengel jedoch weder ausgedehnt, noch sicher ist. Den Niederländern lag mehr am Pfeffer, Zinn und Elfenbein, als an der Bekehrung der Malayen. Nachdem die niederländischen Besitzungen von den Briten in den Napoleonischen Kriegen erobert worden sind, sandte auch die Londoner Missionsgesellschaft nach Malakka Boten des Heils zur Aufklärung der Malayen. Der erste dieser Boten war C. H. Thomson, von dessen Schicksal wenig kund geworden ist.

Erst seit M. Symes seine im Jahr 1795, auf Befehl des Generalgouverneurs von Ostindien, in das Königreich Ava gemachte Gesandtschaftsreise der Welt mitgetheilt hat, ist neues

Licht über die Reiche der Länder und Völker angezündet worden, welche die Westküste Hinter-Indiens und den größten Theil dieser ungeheuern Halbinsel ausfüllen. Da erst vernahmen wir wieder von dem goldenen Land des alten Ptolomäus; dem Arrakan, Siam, Ava und Pegu der Portugiesen, von dem, seit deren Entdeckungs- und Handelsfahrten zu den Weltgegenden jenseits des Ganges, nichts mehr erschollen war; da erst von dem großen Reiche der Birmanen, welches der unternehmende und geistvolle Alompra in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts gestiftet hatte, welcher sich aus dem Stande eines gemeinen Jägers auf den Kaiserthron von Imerapura zum unumschränkten Gebieter über Ava, Pegu, Arrakan, Meklay und Westsiam erhob; da erst von der höhern Bildungsstufe dieser Nationen; von ihren gewerbreichen großen Städten; ihren prachtreichen Palästen, Tempeln und Klöstern; ihren milden Sitten; ihren Schätzen, ihren Bibliotheken, ihren alterthümlichen Gesetzen und Uebungen. China und Japan stehen auf keiner höhern Staffel der Gesittung; aber die Birmanen sind minder verschlossen und argwöhnisch. Selbst ihre Frauenzimmer haben die Freiheit geselligen Umgangs, wie bei europäischen Völkern. — „Ihre Gesetze, sagt Symes, sind weise und voll gesunder Moral. Ihre Polizei ist besser, als in manchen europäischen Ländern. Weder durch Vorurtheile von Kasten und Adelschaft auf erbliche Hanthierungen beschränkt, noch durch Religionsordnungen vom Umgang mit Fremden ausgeschlossen, sind die Birmanen von Natur freundlich und gastfrei auch gegen den Ausländer, mehr zu männlicher Offenherzigkeit, als zu höflicher Verstellung geneigt. Die Kenntnisse sind in diesem Lande so ausgebreitet, daß kein Handwerksmann und selbst beinahe keiner aus der untersten Volksklasse anzutreffen ist, der nicht lesen und schreiben konnte (was in vielen europäischen Ländern selten ist, die sich mit Zivilisation brüsten wollen).“

Nachbarn des hohen Tibet und der Braminen am Ganges, haben die Birmanen in ihren religiösen Vorstellungen nahe Verwandtschaft mit den bei jenen herrschenden. Ja, es sind dieselben Grundbegriffe jenes Glaubens, der, ausgebreiteter, als selbst die christliche und muhamedanische Religion, und ungleich älter, als beide, ganz Süd- und Ostasien erfüllt, auf den Bergen Tibets, wie in Tunkin und Khochin-China, in Ceylon wie in Japan und China gilt.

Hier ist Anbetung eines höchsten Wesens, hier Verehrung des menschgewordenen Gottes, oder göttlichen Gesandten, der von den Birmanen unter dem Namen und Bilde Gaudma's und Budda's in zahllosen Tempeln verehrt, von den Siamern Somodo-Codom, auch Bud, auch Po (der Chinesen Foh) genannt wird. Hier finden wir wieder die Lehre von der Seelenwanderung, von Seligkeit und Strafe der Seelen am Ende ihrer Wanderschaft; von der Milde und Barmherzigkeit Gottes, die, wie seine erste Eigenschaft, auch die erste Tugend der Menschen sein soll. Hier erblicken wir wieder die Aehnlichkeit kirchlicher Vorstellungen und Gebräuche mit christlichen, die wir schon in Tibet sahen. Auch der Gaudma ist ein von einer Jungfrau geborner Gottessohn; auch hier hört man vom Fegfeuer; sieht man Mönchs- und Nonnenklöster, Rosenkränze, religiöse Prozessionen, geschorne und barfüßige Klosterbrüder, die täglich im Chor singen, kein Geld haben dürfen und ehelos leben; auch hier wird Beichte gehört und Ablaß der Sünden ertheilt.

Wenn nicht viele jener Lehren und Gebräuche aus der vielleicht ältesten Religion Asiens durch orientalische Christen nachmals in die katholische Kirche übergegangen sind, muß man allerdings über die Aehnlichkeit der katholischen Kirche, ihrer Vorstellungen und Uebungen (die doch erst mehrere Jahrhunderte nach Christi Geburt aufgenommen wurden), mit denen von Hindostan, Tibet,

Japan, Korea, China, Siam, Ava, Pegu, Ceylon u. s. w. in Verwunderung gerathen. Denn daß dies im weiten Asien Alles nur Wirkung und halbverwischte und verwilderte Spur des untergegangenen nestorischen Christenthums sein könne*), fällt Niemandem ein, seit uns das vorweltliche Asien heller geworden.

Wie bei den Hindus, Tibeten und Japanern die heilige Schriftsprache verschieden ist von der im bürgerlichen Leben, also ist sie auch bei den Birmanen. Hier ist die Palisprache die heilige und uralte der Anhänger des Budda oder Gaudma, und nimmt dieselbe Stelle bei den Birmanen für geistliche Gegenstände ein, wie das Sanskrit bei den Braminen, das Arabische bei den Muhamedanern, das Lateinische bei den römisch-katholischen Christen. Die Kenner der orientalischen Sprachen erkennen die Palisprache für die älteste Tochter, welche von der Sanskrit ausgegangen sein mag. Aber aus den sanskritischen Büchern weiß man, daß Pali einen Schäfer bedeutet, und daß die ältesten Bewohner Hindostans Pali geheißen haben. Wem fällt hierbei nicht das Palibothra des Plinius und Mela, jene berühmte, nun verschwundene Stadt des hohen Alterthums aus Indien ein?

Der gelehrte Hager knüpft an diesen Namen noch größere Erinnerungen. Wohl möglich, daß von diesen Pali's, dem Urvolke Asiens, auch Palistan (Palästina) benannt wurde! Von hier aus drangen ja einst die Schäfer erobernd in Aegypten ein, die Hirtenkönige (die Hyksos)! Bruce in seiner Reise nach Habesch meldet, daß Schäfer jener afrikanischen Fluren noch heute Palus geheißen werden. Die römische Göttin Pales, der zum Preise die Pallilien gefeiert wurden, hieß die Göttin der Schäfer. Schwerlich war sie Roms Erfindung. Ist nicht bekannt, daß

---

*) Wie La Croze in seiner Histoire du Christianisme des Indes S. 518 glaubte, ohne dafür irgend einen haltbaren Beweis zu kennen.

manche Wörter, wie serpe, capilla, hora, im Sanskritischen genau dasselbe heißen, wie im Lateinischen? und daß in der slavischen Sprache auffallende Aehnlichkeit mit der lateinischen, und viele Wörter aus der sanskritischen Sprache leben?

Schon bei den Babylonern war Saka (der Tibeter und Japaner Schaka) göttlich verehrt. Aber kaldäisch oder assyrisch heißt Sakiah ein Prophet. Daß er, oder Budda, der Urheber der Religion Südasiens, der Sohn einer Jungfrau gewesen, wußte auch schon St. Hieronymus (Adversus Jovinianum L. 5). Gaudama (Sommonocodom), wie die Birmanen den Budda nennen, heißt im Phönizischen, Syrischen und Kaldäischen, nach Hagers Erklärung, der Alte, der Erste, der Vorhergehende!

Die Schamanen der lamaischen Religion bei den Mongolen und Kalmuken, die Schammers oder Schemmers in Tibet, von denen ich schon sprach, die Schemuen der Chinesen, alle sind schwärmerische Büßer, Einsiedler, mit Himmlischem Beschäftigte. Das waren auch die Gymnosophisten, die Samanäer des Alterthums, dem Cicero und Plutarch bekannt, jene syrischen Eremiten, von denen Plinius sagt: **Per sæculorum millia incredibile dictu, gens æterna**, ein ewiges Volk, schon seit Jahrtausenden da.

Gleichwie alle Sprachen, todte und lebendige, unter einander geschwisterlich, auf eine erste zurückdeuten, von welcher Urmutter sie insgesammt, oder doch meistens ausgegangen sein mögen: also deuten alle Religionen in ihren Vorstellungen und Bildern und Bräuchen auf Begriffe und Uebungen eines verschollenen Urvolks heim. Ich kehre aber zur Bezeichnung der gegenwärtigen Ausbreitung des Christenthums unter den Birmanen zurück.

Als der kühne Handelsgeist der Portugiesen im sechszehnten Jahrhunderte ihre Flotten bis zu den Gestaden Siams und Pegu's

führte, begründeten sie zugleich mit ihren ersten Niederlassungen Stiftungen zur Heidenbekehrung. Mit Recht erstaunten schon damals christliche Mönche und Priester, dort unter vermeinten Heiden Mönche zu finden, von denen sie in vielen Tugenden übertroffen wurden. Die Klöster der Birmanen waren und sind noch heute Tempel der Gastfreiheit für Fremdlinge und Unglückliche. Priester und Novizen, gutthätig gegen Menschen, mitleidig gegen Thiere, deren sie keins zur Speise tödten, die Liebe des Nächsten als höchste Tugend predigend, fallen nicht, wie europäische Bettelmönche, durch Almosensammeln, oder daß sie Andere für sich arbeiten lassen, zur Last. Sie bauen zu ihrem Unterhalte das ihnen geweihte Feld mit eigener Hand, und haben noch zum Wohlthun übrig.

Die Waffen der Portugiesen, den Birmanen in ihren Kriegen gegen Pegu nützlich, machten den Namen der tapfern Christen im Lande achtungswürdig. Die Missionarien verkündeten daher ohne Furcht und mit Erfolg das Evangelium der abendländischen Welt. Wie aber nachmals Portugals Größe sank, und dessen Besitzungen von den Holländern erobert wurden, verloren die christlichen Ansiedler Zahl und Bedeutsamkeit. Sie wären in verachtetem Zustande endlich ausgestorben, hätte nicht Frankreich unter der Regierung Ludwigs des Vierzehnten neue Versuche gemacht, die Lehre der römischen Kirche in Siam fortzupflanzen. Doch schon im Jahre 1720 waren die französischen Missionarien in schlechten Umständen. Sie hatten oberhalb Siam, am linken Ufer des Mayguastromes einen Bischof, nebst einer Kirche und einer Schule für Neuzubekehrende. Letztere kamen gewöhnlich am zahlreichsten, wenn die Aernten mißlungen waren, aus den Hefen des Volkes, zu den Christenschulen und verschwanden wieder mit der Theuerung der Lebensmittel.

Aehnliche Schicksale hatten die Sendungen der Christen in

Pegu und Ava. Dort sieht man noch heute die traurigen Ueberbleibsel portugiesischer Stiftungen, welche die römische Kongregation zur Glaubensverbreitung während des achtzehnten Jahrhunderts mit rühmlicher Aufmerksamkeit unterhalten hatte. In der andern Hälfte des genannten Jahrhunderts machte sich der Missionär Percotto durch zwanzigjährigen Eifer um die heilige Sache verdient. Dem folgte, von der Propaganda gesandt, Vincenzo San Germano, ein Italiener; ein ehrwürdiger, frommer, verständiger Mann. Im Jahre 1795 lebte derselbe unweit Rangun, einer der ersten Seestädte Pegu's. Seine Gläubigen bestanden, nach Major Syme's Erzählung, der ihn selbst sprach, aus den Abkömmlingen der Portugiesen, die, obgleich sie noch zahlreich waren, dennoch insgemein sehr dürftig lebten. Bei dem allen hatten sie sich eine niedliche Kirche gebaut, und für ihren geistlichen Herrn ein Stück Landes erkauft, wo er bequeme Wohnung sammt Garten besaß. Er lebte von freiwilligen Beiträgen seiner Gemeinde, wofür er hinwieder die Kirchenandachten zweimal des Tages verrichtete, und die Kinder seiner Glaubensgenossen in den Lehren der römischen Kirche erzog.

Seit aber die Briten engere Verbindungen mit den Birmanen für ihren Handel angeknüpft hatten, sannen auch die Londoner Sendanstalten auf Verkündung der Religion Jesu in diesen Gegenden. Die Baptisten-Missionsgesellschaft wählte ebenfalls Rangun für ihr frommes Unternehmen zum Hauptpunkte. Die Stadt, mit etwa fünftausend Häusern, von dreißigtausend Seelen bevölkert, und seit 1807, da sie durch Feuersbrunst verging, schöner aus der Asche hervorgestiegen, liegt bequem in der Nähe des Meeres, am Irawaddistrome, der, in Rücksicht der Länge seines Laufes, dem Ganges verglichen werden kann. Hieher wurden Judson und der Arzt Felix Carey als die ersten evangelischen Glaubensboten im Jahre 1807 gesandt. Sie begannen ihre Arbeit mit

Uebersetzung der heiligen Schrift ins Birmanische, und in die Sprachen von Pegu und Siam. Der Kaiser gestattete ihnen nachmals (im Jahre 1813) auch in Ava eine Druckerei für das Bibelwerk zu errichten. Felix Carey reisete dahin, wo ihn der Kaiser zum Leibarzt ernannte, seinen Kindern die Kuhpocken einzuimpfen.

Zu Rangun selbst befinden sich, außer den Missionarien und einer französischen Familie, gegenwärtig (1817) keine Europäer. Das Land ist fruchtbar und reizend, doch mangelhaft angebaut. Man spürt die Verwüstungen der langen bürgerlichen Kriege; Theurung und Noth beim gemeinen Volke ist nichts Seltenes.

Schilderung Hindostans. — Engherziges ehemaliges Benehmen der ostindischen Kompagnie gegen die Missionen. — Schwarz von Sonnenburg. — Gang der protestantischen, Zustand der katholischen Missionen. — Die syrischen Christen.

Außer den Ländern, welche dem russischen oder türkischen Scepter in Asien unterworfen liegen, ist keins in diesem Welttheile zahlreicher von Christen bewohnt, als Indien diesseits des Ganges; keins, in welchem mit größerm Aufwande die Ausbreitung des christlichen Glaubens betrieben wird. Unermeßliche Urwälder, jetzt von den Briten angekauft, scheiden Bengalen vom Reiche der Birmanen.

Hindostan, vor allen Ländern von der Natur mit Fülle von Schönheit und Reichthum geschmückt, in Asien der Garten Gottes genannt, von dem, wie das Sprichwort sagt, der Araber träumt, wenn er Opium nimmt, war durch die Schätze seiner Baumwollenstauden, Perlen und Edelsteine dem frühesten Alterthume so hochwerth, als unsern Zeiten. Der Weg, welchen die Waaren Indiens nach andern Weltgegenden nahmen, machte Reiche in wei-

tester Ferne blühend, und gab großen Städten Dasein. Als sich die Karavanen von Indien noch am Tigris und Euphrat hinaufzogen, prangte Babylon; in Aegypten Memphis und Theben; dann Palmyra oder Tadmor in den syrischen Wüsten, und Tyrus; darauf das ägyptische Alexandrien, Bagdad, Samarkand, Venedig, Amsterdam, London. Welches Volk den indischen Handel hatte, war das reichste und herrschendste. Welches ihn verlor, verlor sich in Bedeutungslosigkeit.

Gegenwärtig ist Indien die Grundsäule von Großbritanniens Größe. Kein Hindostan mehr, und England wird sinken, wie Portugal und Holland sanken. Hindostan, von ungefähr siebenzigtausend Geviertmeilen Flächenraums, mit ungefähr hundert und zwanzig Millionen Menschen bevölkert, ist in unserer Zeit fast zur Hälfte britische Provinz. Die Besitzungen der ostindischen Gesellschaft umfaßten im Jahre 1815 einen Raum von 30,657 Geviertmeilen mit 40,058,408 Einwohnern.

Fast nirgends bewunderswürdiger als hier, erscheint in der Welt Macht und Ueberlegenheit europäischer Geistesbildung und Gesittung. Ein weites Land, der reichsten eins auf Erden, sowohl durch Kunstfleiß seiner Bewohner, als durch unerschöpfliche Geschenke der Natur; — ein weites Land, vielleicht älteste Heimath, erste Wiege des Menschengeschlechts oder doch der menschlichen Kultur; — ein weites Land voller tapfern Volksstämme, die, der Unabhängigkeit gewohnt, das Leben für sie zu opfern nie scheuten, und schon längst durch religiöse Ideen, durch bürgerliche Einrichtungen, durch Kunst und alte Wissenschaft stark waren: — dies Land gehorcht jetzt einem an Seelenzahl um mehr als die Hälfte kleinern Volke, das im Norden eines entlegenen Welttheils in mehr denn tausend Meilen weiter Ferne daheim ist! — Kaum sechsundvierzigtausend Europäer leben unter den vierzig Millionen Eingebornen und halten sie alle im Zaum. Nicht mehr denn zwan-

zigtausend von diesen Europäern sind Soldaten, welche, weil sie für die weitläufigen Besitzungen an Zahl zu schwach wären, hundert und vierzigtausend Eingeborne mit sich verbinden, die Eroberung sowohl gegen Eingeborne selbst, als gegen unabhängige indische Nachbarstaaten zu behaupten. Sogar für die bürgerliche Verwaltung des Landes sind neben etwa dreitausend europäischen Beamten über zwölftausend Eingeborne angestellt. Und dennoch bewegt sich dort Alles in fester, gesetzlicher Ordnung und Stille, ohne Störung, ohne Aufruhr, ohne Klage.

Es ist hier nicht der Ort, den Briten die Tonnen Goldes nachzurechnen, welche ihnen der Handel Indiens gewährt, und vermittelst deren sie den Welttheil ihrer nordischen Heimath mehr, als durch Gewalt ihrer Flotten und Heere leiten, nach Gefallen in Flammen setzen oder beruhigen. Wichtiger ist dem Freunde der Menschheit ihr Streben, europäische Kenntniß, Wissenschaft und Gesittung unter den Hindus auszubreiten, die ihrem Scepter gehorchen. Es verdient bemerkt und gerühmt zu werden, daß sie mit großem Fleiße die Schulen der Landesbewohner vermehren und verbessern. Das Kollegium zu Calcutta ist eine der vortrefflichsten Hochschulen, worin Jünglinge zur Bekleidung öffentlicher Stellen die wissenschaftliche Vorbildung empfangen. Es verdient bemerkt und gerühmt zu werden, daß die Eroberer, können sie auch nicht die verworrenen Religionsbegriffe, welche die Hindus vom frühen Alterthume ererbten, plötzlich durch das heilige Licht des Christenthums erhellen, dennoch mit Ernst die schauerlichen Wirkungen mancher von jenen religiösen Ideen schwächen. Denn wie schon zu des mazedonischen Alexanders und zu Cicero's Tagen, und gewiß weit früher noch, sich die Weiber der beiden vornehmsten Hindu-Kasten nach dem Tode ihrer Männer, mit allen ihren Kostbarkeiten, freiwillig zu verbrennen pflegten: so geschieht es noch zu unsern Zeiten. Aus geringern Kasten lassen sich die Wittwen

lebendig begraben. Im Sommer 1812 bestiegen über hundert Wittwen verstorbener Braminen den Scheiterhaufen, die sich neben den Leichen ihrer Gatten von den Flammen verzehren ließen.

Ursprüngliche Vorschrift des alten Gesetzes will, der Scheiterhaufen solle, vor dem Hinauftritt der Wittwen, brennen, damit diesen noch im letzten Augenblick freie Wahl bleibe. Die Engländer drangen im Jahre 1818 auf buchstäbliche Erfüllung der Satzungen, in der menschenfreundlichen Hoffnung, zwei jungen und liebenswürdigen Wittwen das Leben zu retten. Was von diesen nicht durch die rührendsten Bitten zu erflehen gewesen war, den Holzstoß nicht zu besteigen, sollte die weibliche Scheu vor dem Anblick der Flammen bewirken. Eitle Hoffnung! Die jungen Schönen, nachdem sie die anwesende Menge des Volkes beschworen hatten, achtbaren Gattinnen nie wieder auf ähnliche Weise die Vollstreckung heiliger Pflichten zu erschweren, gingen und verschwanden in den Flammen des Holzstoßes.

Der Generalgouverneur Wellesley arbeitete, während seines Aufenthaltes in Indien, vergebens der entsetzlichen Sitte entgegen. Inzwischen gelang es ihm wenigstens, daß im Jahre 1802 die der Gottheit zu Jaggernaut durch älterliche Gelübde dargebrachten Kinderopfer aufhören mußten. Man warf sonst die Kinder den Krokodilen und Haifischen im Ganges oder im Dschilka-See vor, oder setzte sie aus. Eben so gelang es dem Oberst in der ostindischen Gesellschaft, Herrn Walker, ziemlich, bei einigen unabhängigen Völkerschaften auf der Halbinsel Guzzerate, im Jahre 1812 die gesetzliche Ermordung der Töchter vornehmer Familien abzuschaffen. Nur im Jahre 1804 noch zählte man dieser unglücklichen dort umgebrachten Mädchen bei siebentausend!

Wenn schon diese, wie andere Unmenschlichkeiten und Entehrungen der Menschenwürde meistens Wirkungen uralter Vorurtheile, oder Mängel in den bürgerlichen Ordnungen sein mögen: sind doch

die religiösen Vorstellungen der Völkerschaften mehrentheils selbst eigentliche Urheberinnen oder Emporhalterinnen der Vorurtheile und Sitten, wie der bürgerlichen Einrichtungen. So sind die vier Haupt-Kasten der Hindus mit ihren vierundachtzig Unterabtheilungen nur den ältesten Religionsbegriffen entsprungen; oder wahrscheinlicher noch wurde diese Frucht des gräuelhaftesten Menschenzwanges durch Religion geheiligt und verewigt. Millionen der fähigsten und nützlichsten Personen sind damit von Geburtswegen, weil sie den untersten Kasten angehören, zur lebenslänglichen Verachtung und Hintansetzung verdammt.

Ohne Aufklärung der Nation durch einen menschlichern, oder vielmehr göttlichern, Glauben ist an keine wahre Erhebung derselben zu denken. Darum blieb sie zwischen Indus und Ganges seit Jahrtausenden in dem engen Ring ihrer Begriffe, Gebräuche und Lebensweisen. Wie sie Alexander der Mazedonier vor einundzwanzighundert Jahren fand, wie Strabo, der sizilische Diodor und Arrian sie beschrieben: so finden wir noch immer in dem alten Zauberkreise des Kastenthums, das todte Einerlei festhaltend, gleichsam versteinert. Sie steht in geistiger Hinsicht als sichtbares Schaustück der längst untergegangenen Vorwelt, vom Leben derselben zeugend da, gleichsam wie eine ägyptische Pyramide unter den übrigen Bauwerken der Menschen.

Darum ist in seinen Folgen für die Weltgeschichte wichtiger, als alles Eroberer- und Gesetzgeberwerk der ostindischen Handelsgesellschaft, dasjenige, was zur Verbreitung des christlichen Lehrbegriffs unter den Hindus gegenwärtig geschieht. Denn die der Menschheit durch Jesum geoffenbarten Ideen werden unter jenem herrlichen Himmel neues Leben entzünden, gleichsam eine neue Welt bauen.

Es fehlte schon seit einigen Jahrhunderten nicht an Versuchen, unter den Indern das Christenthum allgemein zu machen. Allein

die Versuche hatten geringen Erfolg. Es mangelte nie zwar an gottbegeisterten Männern, die gern das begonnene Werk ihrer Vorgänger fortgeführt haben würden. Es war nicht Ungelehrigkeit der Hindus, nicht die lange Reihe der dort geführten Kriege das vorzüglichste Hinderniß an Ausbreitung des göttlichen Wortes: sondern die britische, selbstsüchtige, über Geld Alles vergessende Krämerpolitik war es. Die Direktoren der britischen Kompagnie selbst verboten das Hieherverpflanzen edlerer Religionsbegriffe, weil ihre Staatsklugheit dieselben zur Sicherstellung ihrer Herrschaft über die unermeßlichen Besitzungen nicht nothwendig, oder wohl gar für gefahrvoll hielt. Mit denselben Regierungsgrundsätzen, nach welchen noch heutiges Tages europäische Herren die Aufklärung des Volks, das Schulwesen ihrer Unterthanen hemmen wollen, waren die Direktoren der ostindischen Gesellschaft mit allen Abscheulichkeiten, allem Unwesen indischer Vorurtheile zufrieden, so lange ihre asiatischen Unterthanen nur leisteten und zahlten, was sie leisten und zahlen sollten. Ohne Erlaubniß durfte daher kein Missionär nach Ostindien kommen; und die Erlaubniß wurde nur höchst selten ertheilt. Um sich im Besitzthume der Eroberung zu stärken, gab man sogar Muhamedanern und Hindus vorzugsweise vor den Christen Zutritt zu den angesehensten Staatsämtern. Ja, während man mit großthuerischer Duldsamkeit die ämsigste Verbreitung des muhamedanischen Glaubens gestattete, trug man kaum Sorge, dem Christenthum durch das Aeußere des Kirchlichen nur einige Achtung zu verschaffen. Zuweilen mußte selbst die englische Missionsgesellschaft, die seit dem Jahre 1698 die Verbreitung des Christenglaubens in Asien zum Lieblingswerke machte, so wie in unsern Zeiten die papistische Missionsgesellschaft, für ihre Missionarien in dem dänischen Ostindien einen Aufenthalt suchen, der ihnen im Brittischen versagt war.

erregen wollte, oder schon hätte, als würden damit bürgerliche Unruhen und Empörungen veranlaßt werden, verschwand seitdem. Sie war nur das Kind des Vorurtheils, der Unkunde oder des Stolzes gewesen. Denn beinahe alle alten Regentenstämme der Hindus sind in eine solche Abhängigkeit von der britischen Regierung versunken, daß sie sich zu keinem Widerstand aufgelegt fühlen, zumal wenn man gerecht gegen sie ist, und — was ohnehin dem Geist der Jesuslehre widerstrebt — in Glaubensdingen ungewaltsam geht.

Und seit jenem Jahre verzehnfachten sich die evangelischen Bekehrungsanstalten Hindostans, die, ehe ein Jahrhundert verstreicht, gänzliche Umwälzung der Begriffe, große Verwandlung der Sitten, wahre Geistesverjüngung Hindostans zur Folge haben müssen. So bewundernswürdig die freigebige Begeisterung der britischen Gesellschaften ist, so rührend ist anderseits die treue Hingebung derjenigen, welche Verwandte, europäisches Vaterland und europäische Genüsse auf immer vergessen, um lebenslang mit großen Entbehrungen unter den Hindus zu wandeln und gleich den ersten Jüngern des Weltheilandes die Liebe Gottes, sein Vaterthum und die Vergeltung der Ewigkeit neben den Pflichten der Menschheit zu offenbaren. Die Thätigkeit der zahlreichen Bibelgesellschaften, welche die heiligen Urkunden des Christenthums in alle Sprachen Hindostans übersetzen und jährlich zu vielen tausend Exemplaren vertheilen lassen, kommt den Arbeiten der frommen Christusboten nicht wenig zu statten. Denn Hindus, Muhamedaner, Perser, Chinesen, katholische Christen lesen das Gotteswort; Kinder lesen in den Schulen; — Braminen lesen aus Wißbegier; — und die erhabenen im kindlichen Geist ausgesprochenen Wahrheiten, welche jeder Vernunft einleuchten, die tiefsten Räthsel des Lebens lösen, Gott, Ewigkeit und Menschheit in herrlicher Verknüpfung offenbaren, wirken auf Gemüth und Erkenntniß still und groß.

Ich will hier nicht von den Christengemeinden der Briten und übrigen Europäer in den Städten und Vesten längs den indischen Küsten, oder im Innern des Landes, von ihren alten, zahlreichen Kirchen und Schulen reden. Sie sind bekannt genug. Jede Erdbeschreibung nennt sie. Wohl aber will ich in leichten Umrissen darstellen, wie weit die Glaubensverkünder im britischen Hindostan vorgedrungen und verbreitet sind.

Eine der ältesten britischen Sendanstalten ist die zu Madras. Schon im Jahre 1728 kamen hierher einige lutherische Prediger, die in der volkreichen Stadt, worin über dreihunderttausend Malabaren, Chinesen, Armenier, Hindus, schwarze Juden, Muhamedaner, Europäer und Mestizen leben, Gelegenheit genug fanden, frommen Wünschen Genüge zu leisten. Hier, gleichwie weit umher in der ganzen Landschaft, ist seitdem schon Großes bewirkt worden. In dieser Provinz ist der berühmteste Wallfahrtsort der ostindischen Katholiken, das vermeinte Grab des Apostels Thomas zu Meliapur; in dieser Provinz Bells berühmte Schule für Hinduskinder zu Egmore, und außer den alten von Portugiesen und Dänen gestifteten Christengemeinden manche neue entsprungen, wie die zu Sadras und Wöperi unweit Madras. Nur um zehn Jahre jünger sind die lutherischen Sendörter von Cuddalore. Die Anstalten von Tanjore, schon seit dem Jahre 1766 entstanden, sind gegenwärtig sehr blühend.

Die Hauptstadt des Reiches Madura, von den Briten abhängig, ist Tritschinapalli. Auch hier leben schon mehrere tausend Früher- oder Späterbekehrte verschiedener christlichen Kirchen. Hier war es, wo, wie im Reich Tanjore, der wahrhaft weise und große Gottesbote Friedrich Schwarz, von Sonnenburg in der Neumark, ein Mann im Geist und Thun der Helden des Urchristenthums, durch des Glaubens Predigt beinahe ein halbes Jahrhundert lang unendliches Gute begründete. Er war

ein Vater seiner Bekehrten, seiner Freunde, seiner Feinde. Unter den letztern standen schlau und tückisch die Jesuiten von Tanjore oben an. In freiwilliger Armuth immerdar reich für die Armen, ward Lehren und Wohlthun sein Tagewerk. Durch ihn breitete sich das Christenthum tief in die Staaten Hyder Ali's aus, der den evangelischen Patriarchen hochehrte; durch ihn entstanden die Anfänge vieler christlicher Gemeinden; durch sein Mitwirken die zahlreichen, segenvollen Provinzialschulen des Reiches Tanjore. Noch wirken in seinem Geiste die von ihm gebildeten europäischen und hinduischen Jünger fort. — Serfodschi, der Rajah von Tanjore, ließ ihm noch im Jahr 1801 in der Kirche zu Tanjore ein Denkmal errichten, und unweit seiner Hauptstadt, in einem Dorfe, zu seinem Gedächtniß, eine Ernährungs- und Schulanstalt für fünfzig arme Christenkinder begründen. Das that der Rajah von Tanjore in rührender Ehrfurcht für den edeln Deutschen Schwarz von Sonnenburg! Man kann so viel selten von europäischen Fürsten für die verdienstvollsten Lehrer ihrer Reiche rühmen.

Die ganze Umgegend der großen Stadt Calcutta, des Hauptortes von Bengalen, der wichtigsten von allen Handelsstädten des heutigen Asiens (Kantong ausgenommen), wird gegenwärtig von evangelischen Heilsboten durchwandert. Da sind wenige Dörfer ohne Christen, ohne Schulen, ohne Bibeln. Zu Calcutta selbst ward von den Missionarien ein Schulhaus für achthundert Hindukinder beiderlei Geschlechts errichtet. Gleiche Thätigkeit herrscht zu Serampore und in den Umgebungen dieser dänischen Stadt, sechs Stunden nördlich von Calcutta. In der Stadt Cutwa, noch dreißig Stunden weiter gegen Norden, im Bezirk Jessore; in Gumalty unweit der Stadt Gour (85 Stunden nordwärts Calcutta); in Digah, südwärts dem Ganges; zu Balasore in der Nähe des Tempels von Jaggernaut, am bengalischen Golf in der

Provinz Assissa; zu Agra, der nun halbwüsten alten Hauptstadt der Großmoguln; zu Nagpore, der mahrattischen Hauptstadt von Berar; zu Patna, der großen baharischen Stadt, von der gesagt wird, sie umfasse eine halbe Million Einwohner; zu Bombay; zu Chittagong an den östlichsten Grenzen Bengalens unweit der birmanischen Wälder; zu Sirdhana nordwärts Delhi in der Nähe vom Lande der Seihks; zu Pandua am Fuße des chinesischen Gebirges; zu Allahabad, wo die Dschumna in den heiligen Ganges fällt, dem berühmten Wallfahrtsorte indischer Andacht, — in Gegenden, wohin selten sonst Europäer, nie Christusverkünder kamen, wandeln die britischen Heilsboten, lehren sie das Volk, gründen sie Schulen.

Nicht Europäer allein, auch bekehrte Hindus, bekehrte Braminen, bekehrte Armenier und Muhamedaner verkünden das Evangelium. Es ist ein wunderbarer Wetteifer. Nie sieht man ihn ungesegnet. Man lehrt mit Eifer, taufet mit Vorsicht. Die Zahl der Täuflinge würde alljährlich noch größer sein, wenn sich die Muhamedaner wie die Hindus nicht fürchteten, durch öffentliches Bekenntniß des Christenthums das bisherige Ansehen bei den Ihrigen und ihren Lebensunterhalt zu verlieren. Daher werden meistens die Bekehrten aus den niedrigern Volksklassen gewonnen; doch fehlen sie auch nicht aus den höhern indischen Kasten. Ja, selbst noch heidnische Schullehrer unterrichteten die Hindukinder häufig im Lesen der Bibel.

Viele der Neubekehrten empfangen in der Taufe Namen, die sonst unter den Christen nicht üblich waren, aber nachahmungswürdig sind; z. B. Abdul Messi (Messias-Knecht), Inayut Messi (Gabe Christi), Nuwazisch Messi (Freundlichkeit Christi), wie wirklich drei indische Prediger zu Agra heißen; oder Taleb Messi (Messias-Jünger), Burrukut Ullah (Segen Gottes). Jetzt denkt man schon daran, höhere Schulanstalten zu stiften, worin Missio-

narien aus den Eingebornen gebildet werden sollen — ein Unternehmen, welches unfehlbar von glücklichen Erfolgen gekrönt werden muß.

Denn wie gut und ernst der Wille eines von Europa gekommenen Bekehrers sein möge, erschüttert, wenn sein Fuß Indien betritt, viel Unerwartetes die Festigkeit seiner Vorsätze. Jene hagern, unkräftigen Gestalten der Eingebornen, welche ihn da in ihrer ganzen Armseligkeit umschweben, deren unbekleideter Leib seinen Blick, deren rauhtönende Sprache sein Ohr beleidigt, schreckt ihn um so mehr, je kräftiger und stolzer die daselbst angesiedelten Europäer, wie Wesen höherer Art, zwischen denselben einherschreiten. Ueberwindet er sich, ihres Gleichen, ihr Freund zu werden, so hat er Jahre lang mit Erlernung der Sprache, und noch länger mit deu Vorurtheilen der Europäer gegen jene verachteten Wesen zu kämpfen. Denn selbst die menschenfreundlichsten Personen unter den angesiedelten Europäern halten es oft für unmöglich, die geistig-verkrüppelten Hindus zum Christenthum zu leiten, und daher das Unternehmen für einen vergeblichen Versuch schwärmerischer Unerfahrenheit, oder Mangel an Urtheilskraft. Der gemeine Hindu hinwieder, voller Selbstsucht und Hinterlist, dabei knechtisch, kriechend und mißtrauisch, scheint durch den Eindruck des Kastenthums, der seit Jahrtausenden in seinen Geschlechtern vererbt worden ist, noch in einer langen Geschlechtsfolge religiös und moralisch unheilbar zu sein. Das ist das Werk des orientalischen Despotismus.

Noch haben wir, außer den britischen Arbeiten zur Bekehrung der Hindus, jener zu gedenken, welche schon im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts auf der Küste Coromandel begannen, und deren Hauptort Trankebar ward. König Friedrich IV. von Dänemark veranlaßte sie durch die edelsinnige Freigebigkeit, mit der er im Jahre 1706 ein Missions-Kollegium zu Kopenhagen gestiftet hatte. Der

erste, welcher aus dieser Anstalt nach Indien ging, war der menschenfreundliche Gelehrte Bartholomäus Ziegenbalg. Was er zu Trankebar angehoben, setzten Andere in seinem frommen Geiste fort, kräftig unterstützt durch Frankens berühmtes Waisenhaus in Halle, wie durch die Londner „Gesellschaft zur Beförderung christlicher Erkenntniß." Nun blühen da der christlichen Gemeinden viele längs den Küsten des Meeres.

Was aber alles bisher zur Verbreitung des Gotteslichtes über Hindostans Völkerschaften geschah, ist um so bewunderswürdiger, da es größtentheils durch Kraftaufwand von Privatleuten in Europa, besonders von Briten und Deutschen, gethan ward. Zu Großthaten dieser Art, würdig höherer Menschen, welche mit göttlichem Gemüth auch Menschen entfernter Zonen, als Nächsten, lieben, waren Könige und Fürsten mitten in der Pracht und Ueppigkeit ihrer Hoffeste zu arm an Geld und Muth. Doch wie viel jene Edeln geleistet haben mögen, es steht gering neben dem, was in den unermeßlichen Länderstrecken noch zu vollbringen ist.

Weniger, als von Seiten der Evangelischen, ist von Katholiken in den Gefilden Hindostans geleistet worden. Ja, die katholischen Gemeinden, deren beiweitem die zahlreichsten vom Flusse Krishna bis zum Kap Comorin hinab zerstreut im Lande liegen, sind häufig in der verlassensten Lage. Die oberste Aufsicht der katholischen Christenheit in Indien steht eigentlich zween Erzbischöfen zu, deren einer in Goa, Metropolitan, und Primas des Orientes heißt. Der andere wohnt zu Kranganor, einer Stadt auf der malabarischen Küste, unter der britischen Präsidentschaft Bombay. Aber das Erzbisthum des letztern, schon seit Ende des vorigen Jahrhunderts erledigt, ward bisher nur noch durch einen vom Metropolitan von Goa ernannten Generalvikar verwaltet.

Unter diesen Erzbischöfen stehen zwei Bisthümer, das zu St. Thomä bei Madras, und das zu Cochin. Aber auch sie sind seit

Anfang dieses Jahrhunderts erledigt und vom portugiesischen Hofe, scheint es, während seiner heimischen unglücksvollen Schicksale, vergessen worden. Der Metropolitan von Goa läßt auch sie durch General-Vikarien verwalten. Sämmtliche Erzbischöfe und Bischöfe wurden von jeher durch die Könige von Portugal eingesetzt, welche über die ostindische Kirche das Patronatrecht behaupteten, und selbst andern katholischen Mächten das Befugniß versagten, Missionarien zu senden. Nur die römische Curie achtete dieses Rechtes nicht, ernannte von jeher unter dem Namen apostolischer Vikarien Bischöfe in partibus, welche, unabhängig von den portugiesischen Landesbischöfen, nur der römischen Kongregation zur Glaubensverbreitung untergeordnet waren. Gegenwärtig sind drei derselben vorhanden, zu Bombay, Verapalli bei Cochin, und zu Pondichery, welche Missionarien bei sich haben, die Gemeinden ihrer Kirchsprengel zu besuchen.

Nach Angabe eines dieser Missionarien, des Abbé Dubois, der seit fünfundzwanzig Jahren Indien bewohnte und durchreisete (1815), mochten ungefähr vier Fünftel von der Bevölkerung der portugiesischen Besitzungen Christen sein. Unter des Metropolitans von Goa unmittelbarer Gerichtsbarkeit stehen etwa fünfhunderttausend Seelen (aber dazu gehören auch die Katholiken auf der Insel Ceylon, etwa 140,000 an der Zahl), von vielen schwarzen Geistlichen, im Seminar zu Goa gebildet, versehen. Ueber zweitausend indisch-christliche Priester und Mönche gehorchen ihm.

Das Bisthum von Kranganor, welches sich bis Madurä und zu den Ufern der Krishna ausdehnt, zählte noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts bei zweihunderttausend bekehrter Hindus; jetzt kaum dreißig- bis vierzigtausend; das Bisthum St. Thomä nur etwa sechszigtausend; das zu Cochin bloß dreißigtausend.

Von den drei apostolischen Vikarien Roms hat der zu Bombay kaum über zehntausend Seelen in seinem Sprengel; der zu

Pondichery etwa vier- bis sechsunddreißigtausend, der zu Verapalli hingegen die meisten, nämlich achtzigtausend eingeborne Christen. Auch werden von den Missionarien des Letztern allein noch unter den Hindus Bekehrungen gemacht, und jährlich bei vier- bis fünfhundert erwachsene Heiden getauft. Zu diesen Geschäften dienen theils italienische Karmeliten, theils eingeborne Priester. In den Umgebungen von Verapalli, Cochin und Travankor auf der malabarischen Küste bildet der Stamm der Nairen den größern Theil der Volksmenge. Unter allen Hindus ist er der strengste in Beobachtung der Kastengebräuche. Wer solche aufs leiseste verletzt, wird unwiderruflich ausgestoßen. Dieser Umstand kommt den Bekehrern zu statten. Denn den Verstoßenen, von allen Ihrigen verlassen, bleibt nichts übrig, als, um nicht Hungers zu sterben, Christ oder Muhamedaner zu werden. Bei weitem die Mehrsten wählen jedoch lieber den Koran, als das Christenthum. Denn der Glaube der Moslemim gewährt mehr Freiheit und Nutzen im Leben.

Unter einer von der römischen Propaganda angestellten und von ihr abhängigen apostolischen Präfektur besteht auch zu Madras eine Sendanstalt von italienischen Kapuzinern. Sie mögen in ihrer Umgegend zwölftausend Christen zählen. Vor hundert Jahren schon drangen die Kapuziner, das Kreuz predigend, durch das Innerste Hindostans bis Napoul und Tibet; doch ziemlich ohne Nutzen, wie dies auch mit den ehemaligen Sendungen französischer Jesuiten und portugiesischer Augustiner der Fall war. Als Ueberbleibsel ihrer Thätigkeit werden noch wenig besuchte Kapellen zu Agra, Lukno, Patna und andern Orten der Provinz Bahar gesehen. Die kleinen Gemeinden bestehen aber nicht sowohl aus bekehrten Hindus, als vielmehr aus Nachkömmlingen der Portugiesen und aus halbkastigen Personen, das heißt, Leuten, die aus Ehen von Europäern und Indianerinnen entsprossen sind.

Der Verfall des katholischen Kirchenwesens ist in Hindostan kaum so groß, als der Verfall der Religiosität selbst in den Gemeinden. Die Missionarien erkennen es, und trauern. Die katholischen Hindus leben meistens in gröbster Unwissenheit. Mit aller Niederträchtigkeit, die sie aus ihren ehemaligen, verworfenen Kasten erbten, pflegen sie, als Christen, die Völlerei und Ausgelassenheit des niedrigsten Europäerpöbels zu verbinden. Ihre ganze Frömmigkeit beschränkt sich etwa auf Beobachtung von äußerlichen Gebräuchen und auf Hersagen einiger Gebetsformeln, die sie kaum verstehen. Vom höhern Pflichtgefühl, von Erhebung und Heiligung des Gemüthes durch den göttlichen Glauben, weht sie keine Ahnung an. Es sind die alten Heiden mit dem Rosenkranz und Kreuz. Kirchenheilige vertreten bei ihnen die Stelle der alten Hindu-Götter. Einst kam zum evangelischen Prediger Corrie nach Agra ein Hindu und ein Katholik. Im Streit über die Ursachen des Erdbebens, den der Prediger entscheiden sollte, schwor der Hindu: das Erdbeben entstehe, wenn der Elephant, welcher die Erde auf seinem Rücken trägt, einen Fuß an sich zieht, um auszuruhen. Der Christ hinwieder versicherte: die Jungfrau Maria habe Schuld, welche die Erde aus ihrer Hand ihrem Sohn übergebe, um ein wenig auszuruhen.

Als Sultan Tippu damit umging, sämmtliche Einwohner seines Staates Mysore zum Koran zu bekehren, ließ er im Jahr 1784 plötzlich alle katholische Christen unter starker Bewachung nach Seringapatam führen. Es waren der Männer, Weiber und Kinder bei sechszigtausend. Er gebot ihnen, Muhamedaner zu werden und die Beschneidung anzunehmen. Die Leute trugen auch gar kein Bedenken, seinen Befehl zu erfüllen. Keinem unter den Tausenden fiel bei, lieber zu sterben, als abtrünnig zu werden. — Nach Tippu's Sturz kamen die Abgefallenen und söhnten sich wieder mit ihrer christlichen Kirche aus, indem sie jesuitisch-schlau behaupteten:

ihr Abfall sei nur äußerlich geschehen; sie hätten den wahren Glauben in ihrem Herzen versteckt gehalten.

Warum in den katholischen Missionen Hindostans das Christenthum die Gemüther so wenig durchdrang und verklärte, ist leicht zu lösendes Räthsel. Die römischen Heilsboten begnügten sich größtentheils, ihren Täuflingen einige dunkle Begriffe von Gott, der Jungfrau Maria, Christo und den Heiligen, von Hölle, Fegfeuer und Himmel beizubringen, sie auch zum Mitmachen kirchlicher Gebräuche abzurichten, und der Christ war fertig. Die Erwachsenen blieben ohne weitere Belehrung; die Kinder ohne Schulunterricht, alle ohne Bibel, ohne Andachtsbuch, aus welchem sie vom Wesen der Lehre des Weltbeseligers hellere Vorstellungen hätten erfassen können.

Eben diese Verderbtheit der meisten katholischen Hindus oder sogenannten „Portugiesen" flößt unbekehrten Hindus nur Grausen vor dem Christenthum ein. Und rechtschaffene Leute, wenn sie das Unglück haben, von ihrer Kaste verstoßen zu werden, wenden sich daher lieber der Lehre des Propheten von Mekka zu. Zwar Keiner der Abtrünnigen ist von den Asiaten geachtet. Denn obwohl diese in jeder fremden Lehre Falschheit erblicken, mögen sie doch dem nicht vertrauen, welcher von der Religion seiner Vorfahren abfällt. Im fremden Glauben erblicken sie Irrthum, im Abfall hingegen Verworfenheit des Sinnes, welcher sich mit Untreue befleckt oder frevelvoll mit Heiligthümern spielt und zuletzt, ohne Heiligthum zu sein, verdächtig wird. Aber schonender beurtheilen sie den, welcher zum Koran, als den, welcher zum Kreuz der Europäer übergeht. Der Stolz des Hindu und des Mauren blickt mit Verachtung auf die sogenannten „Franken" herab. Man hält diese mehr für pfiffige Vernünftler, als für Leute von gesunder Vernunft, welche, um Geld gewinnen und es wieder durchbringen zu können, ihren Welttheil, ihr Vaterland, ihre Familie, Gerechtig-

keit, Treue, Wahrheit und Menschlichkeit im Stich lassen, und mit sich das Unglück hintragen, wohin sie kommen.

Auf der malabarischen Küste, besonders im Gebiete von Travankor, leben noch viele Jakobiten. Man nennt sie gewöhnlich syrische Christen, theils weil sie sich beim Gottesdienst und in ihrer Liturgie der alten syrischen Sprache bedienen, die vom Volk selbst aber nicht mehr gesprochen wird, theils weil der ursprüngliche Sitz ihrer Kirche in Syrien ist. Ihr Bisthum zu Travankor, zu welchem ungefähr fünfzehntausend Seelen gehören, ist eins von jenen einundzwanzigen, die dem Stuhl des Patriarchen zu Der=Zaaferan in Mesopotamien untergeben sind, und deren ich schon gedachte, als ich die kleinasiatische Christenheit darstellte. Es versteht sich von selbst, daß Katholiken und Jakobiten hier zu Lande aus christlicher Liebe einander herzlich verachten, ungeachtet sie nur in den Lehren von göttlichen Geheimnissen, die Niemand versteht, von einander abweichen. Uebrigens haben beide in drei Dingen viel Verwandtschaft, nämlich in ihrer hierarchischen Form (auch die Jakobiten besitzen Bischöfe, Priester, niedere Geistlichkeit); in der Sprache, denn auch die Katholiken gebrauchen die alte syrische in ihren Kirchen, und in der Unwissenheit und Verwilderung ihrer Geistlichen und Laien.

Wahrhaft ruhmwürdig ist's daher, daß sich mehrere der evangelischen Engländer ohne Proselytenmacherei dieser verfallenen Kirchen annehmen. Der Resident der ostindischen Gesellschaft zu Travankor, Oberstwachtmeister Munro, faßte im Jahr 1815 den Gedanken, für syrische Priester und Laien eine Bildungsschule zu Cotym im Gebiet Travankor zu errichten, und mit Hilfe der britischen Missionsanstalten vollzog er ihn. Die Schule besteht. Priester und Katanaren (oder niedere syrische Geistliche) empfangen Unterricht in der syrischen Sprache. Es ist auch eine Druckerei für syrische Bibeln angelegt. So verschwindet vielleicht endlich,

durch gemeinsame Bildung, der Unterschied zwischen Katholiken und Jakobiten, welchen man vor Jahrhunderten durch Synoden vergebens zu heben suchte. Denn die Jakobiten sind, wenn nicht auf ihr Christenthum, doch auf das Alterthum ihrer Kirche stolz, als der ersten christlichen in Indien. Sie lassen sich nicht einreden, daß Bar=Thomas, ein Syrer, ihr Apostel gewesen: sondern leiten ihren Ursprung von dem Jünger Jesu dieses Namens ab, welchem sie auf keine Weise die alte Ehrerbietung entziehen wollen, um dieselbe dem Petrus und Paulus zu geben. Sie wallfahrten nach St. Thomä oder Meliapur, wo ihn einst die Braminen erstochen haben sollen; nach Maleatur am Feira=Fluß im travankorischen Gebiete, wo er gelehrt und getauft haben soll.

Immer bleibt merkwürdig, daß sich, ehe Europäer siegreich ihren Fuß auf die Halbinsel diesseits des Ganges setzten, ein kleiner Haufe Christen mitten unter feindseligen Braminen und Muhamedanern erhielt, und seit mehr denn vierzehn Jahrhunderten das Dasein behauptete. Wiewohl zuletzt das ganze Ueberbleibsel seines Christenthums fast nichts mehr war, als verworrenes Wesen von Festlichkeiten, Gebräuchen und abergläubigen Vorstellungen: hielt er doch auch daran mit unüberwindlicher Treue fest. Aber Vorurtheile und Gewohnheiten sind für Bildungslose die Stellvertreter der Ueberzeugungen, und daher eben so schwer zu vertilgen, wie diese. Daher erhalten sich viele Religionen des Alterthums, viele Kirchen, denen längst der heiligere Geist entwich, durch welchen sie entstanden waren.

Die persischen Christen. — Zabier — Suffa's.

Die Lehre des Propheten von Mekka ist, so weit sie durch Asien verbreitet sein mag, und so eifrig ihre Bekenner sie be=

haupten, nicht minder entartet und verfallen in diesem Welttheil, als die Lehre Jesu. Darum irren aber nicht desto weniger diejenigen, welche, aus Vorliebe, oder begeistert durch die Göttlichkeit des christlichen Glaubens, diesen um so leichter bei den Muhamedanern zu verbreiten hoffen, je roher deren religiöse Vorstellungen sind.

In Persien bildeten schon längst die Zabier eine Art Mittelgliedes zwischen Muhamedanern und Christen. Man kennt Ursprung und Geschichte dieser Religionspartei noch viel zu wenig, die man gewöhnlich für eine der dem Islam entsprungenen Sekten hält. In der That ehrt sie den Propheten von Mekka und viele seiner Stiftungen, weil sie überhaupt nicht läugnet, daß sich Gott dem menschlichen Geschlechte in verschiedenen Zeiten und unter verschiedenen Umständen durch Gesandte offenbart habe. Aber sie legt keinen Werth auf Wallfahrten zum heiligen Grabe. Sie nennt auch den Täufer Johannes ihren Lehrer. Sie bedient sich, neben der Beschneidung, auch der Taufe. Sie kennt das Abendmahl und weiht dem Kreuze Andacht. Sie hat nach und nach von allen Religionen, die in Persien zu verschiedenen Zeiten mächtig wurden, angenommen. Doch durch die Pforten der zabischen Kirche vereinigen sich Muhamedaner und Christen wahrlich am letzten.

Die persischen Christen, im Lande verachtet, wie anderer Orten Juden, gehören zur armenischen Kirche, die nicht minder verwildert ist, wie die griechische unter türkischer Botmäßigkeit. In frühern Zeiten sandte Rom Missionarien, weniger zur Bekehrung der Nichtchristen, als zur Vereinigung der Armenier mit dem Stuhl Petri. Es gelang ihnen zum Theil. Die, welche sich mit der katholischen Kirche vereinigten, haben ihren Erzbischof zu Natschivan im Land Erivan; die übrigen hingegen ihren Patriarchen, den „Hugas Kathaltos“ in Jedschmiassin.

Dieser Patriarch (im Jahre 1817 hieß er Efrem) hat in seinem, am Fuße des ewig beschneiten Ararat-Gebirges liegenden Kloster, ungefähr dreihundert Mönche. Die zum Kloster gehörenden christlichen Dörfer waren wohlhabend. Das Gotteshaus selbst aber wird nach und nach durch Erpressungen des persischen Befehlshabers der Provinz Erivan so verarmt werden, daß es nichts mehr behält, als seine Reliquien, z. B. den heiligen Spieß, der die Seite des Heilandes durchbohrte; ein Stück Holz von der Arche Noahs, welches der heilige Gregorius im Traum empfing u. s. w. Der Weltumsegler Moriz von Kotzebue erzählt in seiner Gesandtschaftsreise nach Persien Manches von diesem Kloster, das Mitleiden erregt.

Man vernimmt seit langer Zeit wenig mehr von katholischen Missionen nach Persien. Desto eifriger lassen sich's die britischen und russischen Bibelgesellschaften und Sendanstalten angelegen sein, durch Ausbreitung der Urquellen des Christenthums in persischen und armenischen Uebersetzungen den Koran zu verdrängen, oder den trüben Glauben der Armenier zu läutern. Die in neuern Zeiten von Persien an Rußland abgetretenen Provinzen bieten Spielraum genug dar. Aber auch ins Innerste Irans, oder des eigentlichen Perserlandes, gingen schon zahlreiche Bibeln; und die Menge der Kaufleute, oder reisenden Gelehrten, welche jährlich Astrakan zu besuchen pflegen (man zählt deren im Jahre mehrere Tausende), helfen wenigstens, die Schriften der evangelischen Christen zu verbreiten. Diese Schriften sind selbst am Hofe des Schachs bekannt genug. Nach der Versicherung des Doktor Campbell, der am Hofe zu Teheran seit vielen Jahren lebte, im Jahre 1816 in Petersburg war, aber wieder nach Persien zurückging, wußte selbst der Thronfolger des Königs ganze Stellen des neuen Testaments herzusagen.

Inzwischen müssen wir daraus nicht zu viel folgern. Unge-

rechnet, daß Muhamedäner, wenn sie dem Islam untreu sein wollten, von ihren alten Glaubensgenossen mit tödtlichem Haß und Abscheu verfolgt werden würden, ist's keine Kleinigkeit, ihnen Vieles von den kirchlichen Bräuchen und spitzfindigen Glaubenslehren der christlichen Parteien annehmbar zu machen. Persische Männer von Bildung, denkende Muhamedaner, tragen kein Bedenken, den reinen, geistigen Wahrheiten des Christenthums, wie sie Jesus selbst verkündigte, den Vorzug vor den das Irdische, Gemeinsinnliche mehr ansprechenden Lehrsätzen des Korans einzuräumen. Aber zu Kapiteln unserer Dogmatik machen sie ungefähr die Miene, die ein gebildeter Katholik machen würde, wenn ihm ein eifernder Calvinist von Genf die Sätze von der Gnadenwahl einschärfen, oder ein gebildeter Protestant, wenn ihm ein Kapuziner mit dem Fegfeuer Furcht einjagen wollte.

Die einsichtsvollern Perser hegen eben so wenig Ehrfurcht vor der Dogmatik und den Wunderbarkeiten des Islam. Es gibt unter ihnen Tausende, welche, ohne eben öffentlich vom Propheten abzufallen, in der Verehrung des einzigen höchsten Gottes, und in Erfüllung der heiligen Pflichten gegen die Mitmenschen und Gott, den ganzen Inbegriff ihres Glaubens und Gemüthsruhe und Erhebung finden. Aber sie verbergen ihr Inneres sorgfältig, um nicht vom Pöbel und von den Priestern verketzert zu werden. Man kennt sie darum in Persien dennoch. Man heißt sie nur die Suffa's, oder Philosophen, Freidenker. Sie sind in Persien etwa das, was die Bekenner des Confutse in China, die Siuto's in Japan und die helldenkendsten Männer unter Katholiken, Protestanten und Juden in Europa sind. Letztere empfangen bekanntlich von ihren Kirchparteien ungefähr ähnliche Titel. Denn asiatischer und europäischer Pöbel sind wenig verschieden, und wahrscheinlich eben so wenig der gemeine Haufe der Priester, Rabbinen, Mufti's, Braminen, Bonzen, Gylongs, Talapoinen u. s. w. in beiden Welttheilen.

Die Cingalesen und Javaner. — Das Christenthum auf den übrigen größern asiatischen Inseln.

Noch bleibt uns übrig, den Blick auf die asiatischen Eilande zu werfen.

Vor allen tausend Inseln, welche das asiatische Festland umgürten, ist besonders Ceylon mit seinen dreimalhunderttausend Bewohnern in religiöser Hinsicht denkwürdig. Mit uralter Ehrfurcht blicken die Indier diesseits und jenseits des Ganges, selbst die Thomaschristen, auf dies Eiland. Die Malabaren nennen es in ihrer Sprache das heilige Land, oder Lanca. Als Gipfelkrone des Gebirgs, welches Ceylon durchschneidet, erhebt sich der hohe, weit über das Meer sichtbare Talmala und Hamalel. Droben, wo drei Ströme ihren Ursprung nehmen, schuf Gott, nach den Sagen der Hindu, den alten Stammvater des Menschengeschlechts, und begrub er ihn wieder. Von hier aus kam, nach dunkeln Ueberlieferungen Hinter-Indiens, der Glaube an Budda, oder Bud, dem beiweitem der größte Theil Asiens Gebet und Opfer bringt. Schon viermal, sagen die Priester Ceylons, ist ein Budda erschienen in der Welt; das viertemal als Mensch, von einer Jungfrau geboren. Seine Lehre wird fünftausend Jahre herrschen; dann der fünfte Budda sich offenbaren.

Zwar sind Gerechtigkeit und Weisheit die Grundsäulen des Budda-Glaubens genannt. Aber das Volk ist, zumal in den untersten Kasten, verwildert und entsittet; in den obern Kasten oft ungläubig oder zweiflerisch. Viele Bramiuen fühlen sich, wegen der ungeheuern Menge der Untergötter, in Gefahr, zuletzt keinen Gott mehr zu haben oder zu glauben. Denn in Ceylon zählen die Priester deren schon 120,535. Daneben war selbst des alten Roms Vielgötterthum Kleinigkeit. Bei der Herrlichkeit des Himmelstrichs und der Fruchtbarkeit des Bodens ist das Volk träge, körperlich wie

geistig. Der Kokusbaum ist ein freigebiger Pfleger des Müßiggangs. Denn ein Garten von mäßiger Größe voller Kokusbäume reicht für die meisten Bedürfnisse einer Haushaltung hin; gibt Speise, Trank, Oel, Obdach, Brenn- und Bauholz.

Es geht eine Sage, sie soll aus den heiligen Büchern der Cingalesen stammen, es werde von Westen her ein neuer Glaube gen Ceylon kommen, dem die ganze Menschheit beifallen solle. An diese Sage hätten die christlichen Heilsboten längst ihre Jesuslehre knüpfen können. Doch ward von ihnen wenig gethan.

Die ersten europäischen Eroberer Ceylons, die Portugiesen, bekehrten nach Muhameds Weise mit dem Schwert. Den Worten der Priester, welche Taufe, Kreuz, Rosenkranz und allen Pomp römisch-katholischen Kirchenthums darboten, kam der Donner der gegen die alten Göttertempel gerichteten Kanonen zu Hilfe. Viele Cingalesen nahmen im Schrecken das katholische Kirchenthum an, ohne den Glauben zu kennen, welchen Christus geoffenbart hatte.

Als sich im Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts die Holländer des großen Eilandes bemächtigten, bauten diese viele Schulen und Kirchen. Ihre Prediger drangen minder auf todte Werkheiligkeit, als Frömmigkeit des Gemüthes. Doch die Spätern verloren nachher oft den edeln Geist der Erstern. Viele derselben, bald dem Trunk, bald der Wollust oder andern Lastern hold, wurden den Cingalesen böse Vorbilder. Dennoch nahmen Tausende der Letztern die Taufe, weil, in Folge eines Gesetzes, nur getaufte Christen öffentliche Stellen erhalten. Nach diesen Stellen geizten die Cingalesen, nicht so sehr nach Aufklärung und Christensinn. Das Bild des Budda blieb geheim bewahrt in Herzen und Wohnungen.

Die Engländer nahmen endlich die Herrscherstelle der Holländer ein. Sie aber thaten zur Veredlung der Cingalesen weniger noch, als ihre Vorgänger. Ceylons Edelsteine, Perlen, Zinn und

Gold waren den kaufmännischen Briten wichtiger, als Alles. So sank das Gute, was früher gestiftet worden, wieder in den Schlamm alten Heidenthums nieder.

In den Tagen der Holländer zählte man noch drei- bis vierhundert Götzentempel auf Ceylon; im Jahre 1807 aber waren schon wieder über zwölfhundert vorhanden. Im Jahr 1663 zählte man bloß im Bezirk Jaffna fünfundsechszigtausend Christen, wo im Jahr 1814 kaum noch fünftausend waren. Offenbar sind also Zahllose der getauften Eingebornen wieder zum altväterlichen Heidenthum umgekehrt, dem sie nie aus Ueberzeugung entsagt hatten. Nach einer neuern Berechnung hat die Gesammtzahl der protestantischen Landeseingebornen nur etwa hundert- und fünfzigtausend betragen, und die der römisch-katholischen ungefähr fünfzigtausend. Wie viel aber von diesen Katholiken und Protestanten Christen sein mögen, ist unbekannt.

Der heidnische Cingalese ist reinthierisch in seinen Begierden, meineidig, hurerisch, gewaltthätig. Die meisten vorhandenen Portugiesen oder Katholiken stehen ihm aber im Sittenverderbniß nicht nach, und der größere Theil der Protestanten ist schwerlich besser. So besagen es die übereinstimmenden Zeugnisse neuerer Reisenden.

Im Jahr 1815 eroberten die Engländer noch das Gebiet des Königs von Candi, des einzigen, welches bisher auf der Insel Unabhängigkeit behauptet hatte. So ward ganz Ceylon britisches Land. Aber eben seit dieser Zeit hat sich auch neuer Eifer zur Verbesserung des sittlich-religiösen Zustandes der Einwohner entzündet. Die erste Anregung dazu geschah abermals durch die britischen Missionsgesellschaften in London; und die Regierung benutzte den lebendigen Willen derselben zum Guten. Bei zweihundert Schulen sind schon gestiftet; jährlich vermehrt sich ihre Zahl. Eine Akademie ist zu Colombo zur Ausbildung in höhern Wissenschaften aufblühend. Die Sendanstalten in alle Theile des Eilandes

sind vervielfacht. Es gebricht nur an der nöthigen Menge derer, die den heiligen Glauben verkünden können. Zu Colombo und andern Orten haben die britischen Methodisten Schulen angelegt. In Galle, einer festen Stadt mit ungefähr fünftausend Einwohnern eben so, in der Stadt Jaffnapatam, in Batticolo, in Candi selbst, der Hauptstadt des neueroberten Königreichs, besitzen die englischen Missionarien Niederlassungen, von welchen aus sie die benachbarten Gegenden durchwandern und unterrichten, oder die von den Holländern einst gestifteten, von den Briten nachher vernachlässigten Kirchsprengel wieder herstellen, deren Prediger meistens längst verstorben, deren Gemeinden längst in unglaubliche Unwissenheit zurückgesunken sind. — Ihr Wirken ist nicht ganz eitel. Man hat schon Vorsteher einzelner Gemeinden, selbst cingalesische Priester des Budda, selbst einen der gelehrtesten und berühmtesten derselben zum Christenthum übertreten gesehen.

Dieselbe Thätigkeit britischer Glaubensgesandten herrscht gegenwärtig auf der großen Insel Java, besonders seit die Engländer auf derselben während der Napoleonischen Kriege Fuß gefaßt hatten. Schon seit die Holländer im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts sich einiger Küsten-dieses großen, gebirgigen und fruchtbaren Eilandes bemächtigt hatten, waren von ihnen löbliche Einrichtungen zur Versittlichung ihrer heidnischen Nachbarn und zur Verkündung des Christenthums getroffen worden. Ueberall fand man in Städten und Dorfschaften, wo Niederlassungen lebten, treffliche Geistliche, eifrige Männer für das göttliche Wort. Aber die gewaltsamen Staatsumwälzungen, deren zerstörende Wirkungen sich von Europa über den Ozean bis in die javaischen Berge verbreiteten, zerstörten viel Löbliches. Die Franzosen waren nur auf kriegerische Behauptung der fruchtbaren Insel bedacht. Ein großes Denkmal ihrer ungeheuern Thätigkeit wird die prächtige Heerstraße bleiben, welche der französische Befehlshaber Dandales binnen

neun Monaten vom Fort Diamant, bei der Stadt Bantam, bis zur östlichsten Spitze der Insel, vollendete, indem er Thäler füllen, Hügel abtragen, Berge durchbohren ließ.

Noch ist's die muhamedanische Religion, welche auf Java am mächtigsten waltet. Jedes Dorf hat seine Moschee und seinen Priester, der zugleich Mitglied der bürgerlichen Verwaltung ist. Unweit der Stadt Scheribon zeigt man noch das Grabmal des ersten der Muselmänner, welcher auf Java den Koran predigte. So heilig wird dasselbe geachtet, daß sich ihm nur Rajah's oder Fürsten nähern dürfen. Als Muhameds Lehre auf Java gewaltig ward, flohen die Hindus hinüber zur Insel Bali. Doch sieht man noch zu Solo, der in prächtiger, reichangebauter Ebene gelegenen Stadt, auch zu Samarang und Surabaya viele Ueberbleibsel der Hindus.

Außerdem bilden die Chinesen wohl den fünften Theil der Bewohnerschaft. Eben so zahlreich mögen die Malayen sein. Jene sind indessen beiweitem die geistvollsten und kenntnißreichsten, ob sie gleich nur den niedrigsten Ständen China's entstammen. Unter vier Chinesen kann gewiß einer lesen (ein Ruhm, den man im polizirten Europa noch nicht aller Orten zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts den untern Klassen geben konnte). Auch haben sie in ihren Hauptniederlassungen, selbst in Dörfern, Schulen für ihre Kinder. Kein Wunder, wenn sie in größerm Wohlstande leben, als die meisten Javaner. — Dagegen sind gewöhnlich die Muhamedaner, auch ihre Priester, unwissend; selbst den Koran kennen sie nur oberflächlich. Ihre Religion ist zum sinnlosen Gewohnheitswerke geworden. Um so ansprechender, sollte man denken, müsse ihnen eine Lehre sein, die ihren Geist mit den erhabensten Wahrheiten beschäftigen, ihr Herz mit den edelsten Gefühlen erfüllen kann.

Es kommt nur darauf an, daß sich geistvolle, sinnige Männer

an das apostolische Werk machen, besonders bei den einsichtigern und gedankenreichen Chinesen; nicht etwa Männer, die — wenn z. B. der Chinese in bildervoller Sprache vom höchsten Wesen spricht: „Der Donner ist Gottes Stimme, Licht sein Auge, Gluth sein Odem, und der Regen das Träufeln seines Mundes!“ — daraus in frömmelnder Beschränktheit des Geistes folgern, dieser Gott sei „die materielle Weltseele, welche nur den sichtbaren Himmel in Bewegung setzt.“ — Trefflich war der Gedanke eines jener Chinesen auf Java, als er einem der englischen Missionarien sagte: „Ich glaube, alle Religionen in der Welt seien einander gleich; oder besser: sie sind nur verschiedene Zweige derselben Wurzelwahrheit.“ Der Missionär begriff ihn schlecht und antwortete linkisch. Daher mocht' es kommen, daß der Chinese, auf die Ermahnung von jenem, er solle nur zu Jesu fleißig beten, sein spöttelnd erwiederte: „Ich fürchte, er verstehe nicht chinesisch genug; ich müßte dazu wohl erst englisch lernen.“

Ueberhaupt fehlt es den christlichen Glaubensboten nicht am frommen Willen, desto öfter an nöthiger Menschenkenntniß, Anschicklichkeit und Einsicht. Häufig werden, vermuthlich aus Mangel an bessern, unwissenschaftliche Personen, Handwerksleute zu Missionarien erwählt, die sich in frommer Begeisterung zum mühsamen und gefahrreichen Unternehmen darbieten, und gutmüthig sich damit trösten, der Herr sei in den Schwachen mächtig. Daher wird mit Aufwand großer Mühen und Kosten gemeinlich minder geleistet, als wünschenswürdig wäre. — Doch auch das wenige Gute, welches von ihnen gestiftet wird, ist ehrwürdig und dankbar anzuerkennen.

Der größere Theil der Schuld, daß bis jetzt die meisten Nationen fremder Welttheile noch verwildert, sittenlos, ohne die Wohlthat des Christenthums, in halber Bestialität dahin leben,

fällt der Gleichgültigkeit christlicher Regierungen Europens zur Last. Ja manche derselben und ihre Statthalter und Amtleute finden es sogar dem kaufmännischen oder politischen Vortheile angemessener, die Nationen durch keine Religion zu entwildern, und die fruchtbarsten Ländereien öde liegen zu lassen.

Daher sind zahlreiche Inseln Asiens weit verwahrloseter geblieben, als Java. Das große, reiche Sumatra ist an den Küsten nur von Muhamedanern, im Innern nur von Heiden bevölkert. Engländer und Niederländer bekümmern sich lediglich um ihren Handelsverkehr. Und wie abhängig auch die eingebornen Landesfürsten von ihnen sein mögen, denkt man doch nicht daran, dieselben nach und nach menschlicher zu machen. Im Innern Sumatra's werden nicht nur den Götzen noch Menschenopfer geschlachtet, sondern Kriegsgefangene unter grausamen Qualen gemordet, und mit einer ganz eigenen Brühe angerichtet, aufgefressen.

Die durch Zinnbergwerke berühmte Insel Banka, in der Nähe Sumatra's, liegt mit ihrem fruchtbaren Boden öde da. Sie hat nur wegen des Zinnes einigen Werth, welches von den Händen jährlicher Auswanderer von China ausgebeutet wird. Niederländer und Briten hinderten bisher geflissentlich die Belehrung des Volkes und den Anbau des Landes, um die Einwohner Banka's für ihre Lebensbedürfnisse von Java oder dem Handelsplatze Palembang abhängig zu erhalten. Die Dörfer liegen in ungeheuern Wäldern verloren; die Hauptstadt Minto ist ein wüster Flecken. Die Ureinwohner, meistens Heiden, sind entweder Orang-Gunangs, d. h. Gebirgsbewohner, wie es der Sprache nach scheint, malayschen Ursprungs, oder Orang-Laut's, d. h. Seeleute, die an den Küsten leben. Chinesen, deren hier über viertausend wohnen, so wie Malayen, sind Fremdlinge.

Borneo, Asiens größte Insel, kennt, wie Macassar und Celebes, an den Ufern nur den Islam, im Innern nur das

Heidenthum. Hier, wie in Sumatra, werden noch, gleichsam unter den Augen der Europäer, von den unmenschlichen Einwohnern bei Hochzeiten und andern Festlichkeiten Menschenopfer gebracht. Schwerlich kam noch ein Abendländer in der menschenfreundlichen Absicht hieher, die Sterblichen mit dem wahren Gott und ihren ewigen Bestimmungen bekannt zu machen. Hier sind die Christen bloß Krämer, und nichts als Krämer.

Doch ich will nicht von Gegenden reden, wohin die Stimme einer bessern Religion nie gedrungen ist. Ich müßte viele tausend von Asiens noch ungezählten Inseln nennen. Darum beschränkte ich mich, von jenen zu reden, wohin das Evangelium getragen ward.

Auf den molukkischen Eilanden berechnet man die gegenwärtige Anzahl christlicher Einwohner über zwanzigtausend Seelen. Eine kleine Zahl gegen die große Volksmenge, welche sich unter der heißen Sonne der Gewürzinseln eines wilden Daseins freut. Inzwischen ist doch, zumal von den Holländern, zur Ausbreitung hellerer Begriffe viel Löbliches begonnen worden; am meisten in Amboina. Hier haben sich nun auch, wie auf Banda, britische Missionarien seit dem Jahre 1814 angesiedelt, deren erstes Geschäft war, vornehmlich den lange versäumten Christengemeinden, in denen man bei achtzehntausend protestantische Christen zählte, neue Lehrer zu werben, und in ihren Landessprachen gedruckte Bibeln von Calcutta zu bringen. In Amboina selbst hat sich zur Verbreitung der heiligen Urkunden des Christenthums eine Bibelgesellschaft gebildet, die im Jahre 1815 für ihren Zweck viertausend Thaler zusammensteuerte. — Auf der Gewürzinsel Schilolo zeigen sich noch Spuren des einst von Jesuiten gepredigten Glaubens; aber fast erloschene Spuren. Der Triumph, mit welchem die Jesuiten den Uebergang Ynka-Kassels, des Königs dieser Insel, zum Christenthum im Jahre 1750 verkündeten, wie ihn der

Bischof von Manilla getauft, wie er zu Ehren des Königs von Spanien den Namen Ferdinand angenommen, seine achtundvierzig Gemahlinnen abgedankt, seine Pagoden alle zerstört, eine christliche Kirche gebaut habe, dauerte nur kurze Zeit. Ynka-Kassel, ein schlauer und gewaltthätiger Mensch, wollte sich nur mit dieser Maßregel das Vertrauen des spanischen Statthalters und dessen Hilfe zur Unterjochung anderer benachbarten Inseln verschaffen. Als dies fehlschlug, änderte er den Sinn. Die Folge ward, daß die Spanier ihn kriegerisch überfielen und gefangen nahmen. Auf manchen andern der Gewürzinseln wurden schon früh von katholischen Glaubensboten Bekehrungsversuche, oft unglückliche, gewagt. In Tidor wurde der Missionär Pater Leo von St. Joseph im Jahre 1739 von den Einwohnern geviertheilt, sein Haupt auf einem Spieße herumgetragen. Ein Jahr nachher verschwand der Pater Hippolyt, den die Wilden hinwegschleppten.

Blühender ist der Zustand des Christenthums, wenigstens dem Aeußern nach, in den manillischen oder philippinischen Inseln. Dies dankt man besonders den großen Missionsanstalten Roms, die dort schon seit Jahrhunderten thätig waren. Daher konnte in der prächtigen und volkreichen Hauptstadt Manilha, die gegen neunzigtausend Einwohner zählt, schon im Jahre 1721 ein erzbischöflicher Stuhl errichtet werden, dem drei Bisthümer untergeordnet wurden. Die Missionarien waren unablässig bemüht, das geistliche Gebiet über die zehntausend Eilande des philippinischen Archipelags zu erweitern. Inzwischen schritten sie mit ihrem Bekehrergeschäfte nur allzu eilig vor. Es schien ihnen mehr daran gelegen, die Zahl der Angehörigen zu vergrößern, als deren Seelen zu erleuchten. So rühmten sich die Augustinermönche im Jahre 1734, die ganze Nation der Isinaga's bekehrt und getauft zu haben. Hintennach erfuhr man, daß die Wilden sich empört, die Klöster ausgeplündert, die heiligen Gefäße geraubt, und die Chri-

sten genöthigt hätten, ihr armes Leben in die Wüsten der Gebirge zu retten.

Diese Unsicherheit dauerte auf mehrern Inseln noch im neunzehnten Jahrhunderte fort. Im Gebirgslande Bagabag, einer der Philippinen, zählte man (1819) bei dreizehnhundert angesiedelter Katholiken unter Leitung des Predigerordens. Aber Keiner darf sich über eine halbe Stunde vom Fort entfernen, wenn er nicht Gefahr laufen mag, von den wilden Scorrotai überfallen und ermordet zu werden, welche, im Innern des Landes wohnend, das Blut ihrer Feinde trinken und mit den Schädeln derselben ihre Hütten schmücken sollen.

Man kann sich leicht vorstellen, daß das Christenthum so vieler und eilfertig Bekehrten rohen Gepräges sein, und es, beim Mangel guter Unterrichtsanstalten, bleiben müsse. Man darf sich nicht wundern, wenn vieler Orten, wo der Arm der Spanier schwach ist, noch Sitten und Götter des Heidenthums neben christlichen Gebräuchen ihr Recht behielten, und noch, wie auf der Insel Paraga oder Palawan, neugeborne Kinder, welche Leibesfehler zeigen, umgebracht werden. Man weiß ja, daß in den neuesten Zeiten sich viele Küstenbewohner nur darum taufen ließen, um des spanischen Schutzes gegen die Ueberfälle der schwarzen Gebirgsbewohner sicher zu sein, oder um Wein und Schweinefleisch genießen zu können, was ihnen die Strenge des Koran verbietet. Uebrigens scheint selbst da, wo schon Alles christlich geworden ist, die Religion nur eine Art kirchlicher, ins bürgerliche Leben übergetragener, Polizei zu sein.

Depagès, welcher auf seinen Reisen um die Welt, gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts, geraume Zeit auf Samar, den östlichen von den Philippinen lebte, gibt eine lebendige Schilderung von der Beschaffenheit des dasigen Christenthums, und von dem Verhältnisse der Geistlichen zum Volke. Diese, sagt er, welche

die Einwohnerschaft bekehrten und der spanischen Krone unterwürfig machten, üben über dieselben fast unbegrenzte Herrschaft. Den geringsten Fehler strafen sie mit Staupenschlägen, und es ist, wie wir von Andern wissen, nichts Ungewöhnliches, daß Priester eigenhändig den entblößten Frauen und Mädchen die Ruthe geben. Die Fehlbaren — so sehr ist die Denkart der Indier durch die Priester gefesselt — nehmen solche Strafe gutmüthig an, danken, überzeugt von der Gerechtigkeit derselben, dem Pater dafür und fallen selten wieder in denselben Fehler. Die Bestrafungen geschehen öffentlich; sind auch nicht entehrend, weil Jeder weiß, er könne sie vielleicht am nächsten Abende an sich erfahren. Alles steht in gleicher Unterwürfigkeit, Greise, Jünglinge, Weiber, Mädchen, Kinder, ohne Unterschied des Standes, Alters und Geschlechtes. Der Priester erfährt durch die Beichte Alles. Treuherzig offenbaret ihm der Indier das Innerste der Gedanken. So wird der Priester Rathgeber. Er bestraft, aber beschenkt auch zuweilen mit Arzneien, Wein, Branntwein und Fleisch. Er ist der allgemeine Hausvater, Aufseher und Richter, und Anführer im Kriege, zu Wasser und zu Land. Der Pfarrer führt die Aufsicht über das Fort seiner Pfarrei, versorgt dasselbe mit Geschütz, ernennt Offiziere, stellt Wachen aus, läßt Fahrzeuge zum Kriege bauen und befehligt die Feldzüge oft in eigener Person. — Die Gottesdienste werden, ungerechnet Festtage, wöchentlich zweimal gehalten. Sie sind feierlich, von einem angenehmen Gesange begleitet, voller Anstand, aber ganz in spanischem Geschmack. An hohen Festtagen werden auf die Basteien des Forts Fahnen der heiligen Jungfrau, des heiligen Ignatius, Franciscus und anderer Heiligen aufgepflanzt, und vom Donner des Geschützes beim Auf- und Untergange der Sonne begrüßt.

Die Gesammtzahl der Christen in den Philippinen wird (1817) auf 1,800,000 Seelen angegeben, in vier- bis fünftausend

Pfarreien vertheilt. Nur die Dominikaner-Mönche allein versehen neunundfünfzig Pfarreien und viele andere Missionen, worin sich (im Jahre 1818) 153,254 befinden. Es fehlt für diese an tüchtigen Verkündern des Evangeliums, weshalb immer die Dominikaner in Spanien aufgemuntert werden, sich dahin zu begeben. Die Weltgeistlichen auf den Philippinen sind Indier und Mestizen, nur die Mönche Europäer. Die Bischöfe sind daher genöthigt, Leuten von allerlei Gewerben, die sonst nichts zu verdienen wissen, ohne Bedenken priesterliche Weihe zu ertheilen.

Allgemeine Betrachtungen über die Langsamkeit der Fortschritte des Christenthums in Asien.

Wenn ich den Blick noch einmal auf Asien zurückwerfe, auf den schönsten, den reichsten aller Welttheile, gegen welchen gehalten unser Europa ein armes Land, und in Rücksicht der Bevölkerung um drei Fünftel geringer ist; auf Asien, das Vaterland der am meisten verbreiteten Religionen: bemerke ich mit traurigem Erstaunen die sittliche und religiöse Verwilderung desselben. Es ist nur ein sehr kleiner Theil seiner Bewohner, welcher den Glauben der Christen bekennt; und nur ein sehr kleiner Theil der Christen, welcher die höchsten Güter der Menschheit, die ewigen durch Jesum geoffenbarten Wahrheiten, im Gemüth trägt. Zwar die Einheit Gottes, dieser große Gedanke, ist durch Juden, Muhamedaner und Braminen, von Priestern Fo's und Lama's, Xaka's und Budda's verkündigt; aber durch die wüsten Träumereien der Barbaren verunstaltet. — Länder unermeßlichen Umfangs, Inseln, deren Menge Keiner gezählt hat, liegen da in Finsterniß des Heidenthums verloren. Der Mensch dort hat nur edlere Naturgabe, nicht höheres Recht, als die Bestie. Ueberlistung und gewissenlose Gewalt vertreten des Gesetzes Stand; Sultanenthum und

Knechtthum die gesellschaftliche Ordnung. Und was der Sterbliche ist, dazu machte er seine Gottheit. Ist er Thier, wächst sein Götze zum Satan. Von den Altären eines schauderhaften Glaubens träufelt Menschenblut, und was reißende Thiere nicht, als in der Verzweiflung des Hungers, gegen Thiere ihrer Art thun, begehen Menschen aus gottesfürchtiger Sitte, — sie fressen von einander das Fleisch.

In jedem Edlern ward zu allen Zeiten heiliger Unwille bei solchem Anblick rege, und der Gedanke: das sollte nicht sein! — Dieser Unwille quillt aus den drei höchsten Wünschen der Geisterwelt, die da sind: Tiefere Erkenntniß von Gott, — Vollendung unseres im unendlichen Dasein, — Auflösung der gesammten Menschheit in eine einzige Familie um den einzigen Gott.

Die geringen Fortschritte des Christenthums in Asien, wiewohl der frommen Boten auch schon dahin gewandert sind, müssen befremden. Woher dieser träge Lauf? — Er war vor den Tagen der asiatischen Völkerwanderung rascher und gewaltiger gewesen. Er drang damals durch alle Tatareien bis ins Innere China's. Er drang bis zu den Indern. Oder hatten die Verkünder des Lichts damals andere Mittel, denn in unserer Zeit, wo ihnen Geld, mannigfaltigere Kenntnisse, selbst Unterstützungen von weltlicher Macht, und Verbreitungen der heiligen Schriften in allen Sprachen zu Gebote stehen? — Oder sind die Asiaten heut unempfänglichern Geistes, ihre Staatsverfassungen feindseliger den bessern Erkenntnissen, als damals? Mit nichten. Die menschliche Natur ist geblieben, und feindseligere Verfassungen gibt es heute nicht, wie jene waren, welchen Christus und seine ersten Jünger begegneten. Und dennoch leistet die Menge heutiger Missionarien in einem ganzen Menschenalter nicht den hundertsten Theil dessen, was damals ein einziger Bote des göttlichen Meisters zuweilen in einem Tage verrichtete.

Wirklich haben deswegen Viele dafür gehalten, das Christenthum sei in den ersten Zeiten durch übernatürliche Mittel ausgebreitet, eine göttliche Kraft habe die ersten Boten desselben unterstützt. Warum aber ist Gott heut minder mit Christo, denn sonst? — — Wahrlich, er ist's heut wie sonst.

Aber wir haben nicht mehr die Christusreligion in jener ursprünglichen Reinheit, wie die frühern Jesusboten. Protestanten, Katholiken und Griechen predigen viel anders, als Christus gepredigt hatte. Und weil ihr das Göttliche nicht rein von eurer irdischen Zuthat gebet, ist Gottes Kraft weniger darin. Das Irdische wird von der Macht des Irdischen, von Verfassungen, Sitten und Vorurtheilen besiegt, die ihr damit bekrieget.

Man muß in den Vorträgen Christi unterscheiden, wie in jedem Lehrvortrag, den Geist derselben, und die Form; oder was er lehrte, und wie er's nach Vorkenntnissen und Sitten seiner Zeit lehrte. Was er lehrte, sind Wahrheiten, die sich in unüberwindlicher Kraft äußern, und den Geist der Sterblichen gleichsam vergöttlichen. Die Art aber, wie Christus lehrte, ward nach den Vorbegriffen der Juden bestimmt. Darum sprach er die Bildersprache des Orients.

Wäre Christus unter den Indern am Ganges, oder in China aufgestanden, dann würde der Geist seiner Lehre derselbe, die Form eine andere gewesen sein. Dann würde er nicht von mosaischen Opferungen, nicht von Worten der Propheten, nicht von Teufeln geredet haben, die Hindostan und China nicht gekannt hätten; er würde seine Lehren ihren Vorbegriffen und Vorurtheilen angesponnen haben. — So sprach Paulus unter den hellern Griechen anders zu Athen, vor dem Altar des unbekannten Gottes, als zu Jerusalem vor mosaischen Priestern.

Zum Unglück waren gleich in den ersten christlichen Jahrhunderten Fehlgriffe von unabsehbaren Folgen geschehen. Denn die-

jenigen, welche in die Fußtapfen der frühesten Glaubensboten traten, hielten mit frommer Liebe und Verehrung ihrer Vorgänger ohne Unterschied an Allem fest, was von denselben herstammte. So galt ihnen das Außerwesentliche und Zufällige nicht minder theuer, als das Wesentliche. Sie behielten die morgenländischen Sprachbilder in den kühlern Abendländern, und predigten den Christusglauben für Heiden in Ausdrücken, welche für Juden geschaffen waren. Daraus entsprangen bei Völkern, die vom Judenthum nichts wußten, falsche-Begriffe und Mißverständnisse. Die Mißverständnisse erzeugten neue Bestimmungen. Die Erklärer und Bestimmer aber, meistens Kinder anderer Weltgegenden und Jahrhunderte, mischten noch ihre Ansichten unwillkürlich hinzu. Die Barbarei der Völkerwanderungszeit trug ebenfalls ihre rohen Vorstellungen herbei, also daß das Einfachste verwickelt, das Klarste finster, der Geist über Streiten und Bauen am Formenwerk vergessen und versäumt wurde. So erhob sich endlich aus jüdisch-griechisch-ägyptisch-römisch-gothisch-gallischen Zusammentragungen ein Lehrgebäu des Glaubens, welches den flachsten Aberglauben abendländischen Heidenthums mit der haarspaltenden Spitzfindigkeit der Scholastik und dem orientalischen Bilderthum seltsam genug vermählt hat.

Mit diesem Lehrgebäu nun wandern die Heilsboten unserer Zeit, aus verschiedenen Kirchen, zu den Nationen fremder Welttheile. Im tausendjährigen Wahn erhärtet, scheint ihnen, was über Christus und seine Person gesagt wird, wichtiger, als was er selbst gelehrt hat. Denn unglücklicherweise glauben sie, daß das, was Christus lehrte, wenn man davon nimmt, was er mit Beziehung auf jüdische Begriffe sagte, zu einfach, zu wenig sei, sich gleichsam von selbst verstände und schon in jeder menschlichen Vernunft gegraben liege.

O die Geblendeten, daß sie träumen können, weiser, als ihr göttlicher Meister zu sein, der doch eben jene Glaubenslehre von

Gott, Ewigkeit und menschlicher Bestimmung und Verpflichtung in einer Klarheit, in einer Verknüpfung, in einer Vollendung offenbarte, wie nie vorher geschehen war; der die Verkündung eben dieser Wahrheiten im menschlichen Geschlecht, zur Veredlung und Vereinung desselben mit Gott, zur Aufgabe seines Lebens gemacht hatte! Daß sie sich weiser dünken, als er, der eben diese Wahrheiten immerdar am lautesten predigte, weil sie von Gottesdienstlichkeiten, Priestereinbildungen und Mythen des Juden- und Heidenthums verworren, oder ausgelöscht waren! Wahrheiten, noch heut von kirchlichen Satzungen verdüstert, die jeder kindliche Verstand fassen, und deren unendliche Tiefe menschliche Weisheit nie erschöpfen wird! Wahrheiten, in welchen sich unser Geist allein verklären und erheben kann, wie Jesus Christus erhaben und heilig war.

Es ist einer von den ungeheuern Irrläufen früherer und jetziger Zeiten, daß man das Höchste, was Jesus gelehrt, Naturreligion nennt; als wenn die Natur des Geisterthums und ihr Licht nicht Werk Gottes wäre. Als wenn es außer der göttlichen Natur noch eine andere geben könnte! — Diese Religion aber ist es, die Jesus geoffenbart hat. Sie ist die Urreligion; nicht daß sie die älteste gewesen (denn so hell, wie Christus sie offenbarte, stand sie vor ihm nie im Reich der Geister da): sondern sie ist Stamm und Wurzel, Wesen, Einziges und Innerstes aller Religionen der Menschheit. Der Chinese auf Java ahnete sie, als er zum christlichen Missionär sagte: „Ich glaube, alle Religionen der Welt sind Zweige einer und derselben Wurzelwahrheit!" — Diese Wurzelwahrheit zog Christus aus der Finsterniß.

Wenn nun Missionarien nicht mit jenen Urwahrheiten, sondern mit dem, was spätere Menschen über Jesum und sein Wesen und Werk gemuthmaßt und gelehrt haben, zu fremden Völkern kommen, bringen sie nicht göttliche Lehren, sondern menschliche. Es ist kein Wunder, daß sie sich vergeblich abmühen, und wenige oder

schlechte Früchte ärnten; daß der weisere Heide den Mythos der christlichen Kirche, als ein übel erfundenes Wundermährchen, mitleidig-vornehm belächelt, und der rohe Götzenanbeter die Ueberlieferung seiner Vorfahren verständlicher findet, als die fremden, künstlichen Dogmen. — Es ist kein Wunder, daß, wenn man durch irdische Mittel, durch Beredungen, Geschenke, Hoffnungen oder Schrecken, Heiden zur Taufe bewegt, die neue Religion nicht heiligere Menschen schafft; kein Wunder, daß die Bekehrten so leicht die erlernten Gebräuche und Dogmen wieder mit dem Frühergewohnten austauschen.

Ob man Missionarien zu den andachtvollen Tibetern, oder zu den klugen Schülern des Confutse, oder zu den altgläubigen Braminen, oder zu den Menschenfressern auf Sumatra sendet: überall wird Jesu Urreligion, wenn sie in ihrer Reinheit vorgetragen ward, jedes mit Vernunft begabte Wesen durch unwiderstehliche Wahrheit ergreifen. Denn sie weckt in allen Gemüthern Klarheit auf, und löset dem zweifelnden Geiste der Gebildetern jedes Räthsel des Lebens lieblich auf. — Aber predige man das Evangelium nicht Indern und Tataren, als wenn sie Juden wären. — Darin lag die Wundermacht des göttlichen Wortes in ersten Zeiten, bevor es im Gewebe der spätern Dogmatik verschlungen ward; darin die Bekehrergewalt der Apostel, die, wiewohl ungelehrte Männer, Höheres, Heiligeres wußten, als die Gelehrtesten der Zeit. Sie gaben Ueberzeugungen, die nicht vergessen werden konnten, sondern das Wesen des Ueberzeugten verwandelten, daß er ein neuer Mensch ward.

Sieht man die Missionarien, wie sie wirklich sind, wird es bald deutlich, warum ihr Wirken meistens fruchtlos blieb. Die Boten der katholischen und griechischen Kirche, oft mehr auf kirchliche Form, als auf Heiligung achtend, vergaßen im Eifer nicht selten die Liebe, welche sie lehren wollten. Sie brachten aus

Europa Gewissenszwang, statt die Gewissen frei zu machen. Sie begnügten sich, steinerne Götzenbilder zu zerstören, aber verstanden nicht, die Abgötter in den Gemüthern zu vertilgen. Paulus stieß den Altar des unbekannten Gottes zu Athen nicht um; aber er erleuchtete den Geist der Abgöttischen, daß sie die Altäre selbst verfallen ließen. Mönche brachten aus Europa die Eifersucht ihrer Orden in die fremden Welttheile, und machten sich damit den Nationen, die sie bekehren wollten, zum Aergerniß und Gespött. Sie suchten vielmals durch kirchlichen Pomp die Menge zu bezaubern; aber den Geist der Bezauberten ließen sie irre.

Entgegengesetzte Wege schlugen die protestantischen Missionarien ein. Nicht minder großhaltend auf Dogmen, die von symbolischen Büchern gestattet sind, und längst von ihrer Luther und Zwingli hellerm Sinn, noch mehr von dem des Erlösers abgewichen, strebten sie indessen größerer Einfalt in Glauben, Lehre und Wandel nach; besonders die Herrnhuter, mährischen Brüder, Methodisten und ähnliche. Oft aber artete ihre Religiosität, besonders der letztgenannten, zu sehr in unhaltbare Spielerei der Einbildungen und Gefühle aus. Ihre Missionarien traten mit mehr Verliebtheit in Jesum, als Liebe des Göttlichen, unter die Heiden, bei denen sie gleiche Liebesflammen zum Heiland und dadurch zu allem Tugendlich-Schönen zu entzünden trachteten.

Ich bin weit entfernt, den Weg, welchen sie einschlugen, zu tadeln, obwohl ihn keiner der hohen Apostel wandelte; — vielerlei Wege führen zum Licht, und jeder, der zu Gott führt, ist mir ehrwürdig. Auch haben sie einzeln manches ihnen ähnlich gestimmte Gemüth gewonnen. Allein große Wirkungen auf Nationen waren und sind von ihnen um so weniger zu erwarten, da ihnen oft die nöthige Vorbildung und Weltkenntniß, oder vielmehr die Gottesweisheit mangelte, welche Jesus in seinem Unterricht den Jüngern ertheilte, wodurch diese auch den Gelehrtesten ihrer Zeit

den Schlüssel zum Geheimniß des ewigen Geisterreichs zu geben fähig wurden.

So konnten Protestanten und Katholiken mit vierhundertjähriger Mühe nicht die Wirkungen hervorbringen, welche sie beabsichtigten. Die Thorheit zu vollenden, ist noch geschehen, daß katholische Missionarien es sich zum Verdienst machten, ihr Bekehrerwerk an evangelischen Christen zu versuchen; und umgekehrt, daß Protestanten sich angelegen sein ließen, Christen der römischen Kirche zu bekehren.

Wie dem auch sei, es haben unter katholischen und protestantischen Heilsboten jedes Jahrhunderts auch erhabene Menschen gelebt, gelehrt, gelitten, würdig der ersten Zeiten des Christenthums. Noch dauern ihre heiligen Werke fort. Mit Bewunderung sehe ich ihren Muth, ihre Weisheit, ihre Aufopferung, und wie sie wilde Horden menschlicher machten. Wahrlich, eure mächtigsten Könige, eurer Schlachthelden Keiner hat je Größeres für die Menschheit gethan, als diese Männer Gottes vollbrachten.

---

3. Afrika.

Aufblühen und Verfall des Christenthums in diesem Welttheil.

Das unermeßliche Wunderland, unter dessen glühendem Himmel gesammte Naturkräfte lebendiger gähren, Afrika, die Heimath der riesenhaftesten Thiere und Pflanzen, reich an Gold, Weihrauch, brennenden Gewürzen und Farbenhölzern, ist den heutigen Tagen kaum viel bekannter, als es vergangenen Jahrtausenden war. Noch ist es bloß mehr umfahren, als bereiset.

Wir kennen kaum den fünften Theil desselben. Was wissen wir von seinen Binnenländern, von seinen Völkerschaften? Und doch ist dieser Welttheil den Europäern näher gelegen, als Asien; und doch stand er seit den frühesten Zeiten mit ihnen eben so sehr in friedlichem und kriegerischem Verkehr, als Asien.

Selbst die Nordküsten Afrika's, längs dem Mittelmeere im Angesichte Europens, zur Zeit des alten Roms mehr wie Theil unsers eigenen, als eines fremden Welttheils betrachtet, sind gegenwärtig der alten Verwandtschaft entzogen. Der europäischen Seemächte heimtückische Staatsklugheit oder Feigheit duldet es, daß jene üppigen Küsten, jene fruchtbaren Fluren seit Jahrhunderten Sitz und Wehre gewissenloser Räuber bleiben, deren barbarischer Stolz sich in Demüthigung europäischer Fürsten und Mißhandlung von deren Unterthanen gefällt. Soll dort nie Europa's Gesittung hergestellt werden? — Ist unserer Zeit die Zähmung jener Halbwilden so schwer, während Rom einst das ungleich mächtigere, nebenbuhlerische Karthago überwand, und der Stamm der ungeschlachten Vandalen, nachdem er die deutschen Ostseeufer mit Spanien vertauscht hatte, in kurzer Frist von Tanger bis Tripoli Herrscher ward? Wie tief ist die Wiege der alten Weisheit, Aegypten, in Verachtung und Wildheit gesunken!

Es ist keineswegs zu bezweifeln, daß nicht schon im Jahrhundert des Messias Erleuchtete gen Aegypten gekommen seien, auch wenn die von Eusebius und Hieronymus bewahrten Sagen nicht zu erweisen wären, daß Markus, der Evangelist, Gründer der alexandrinischen Gemeinde gewesen. Finden wir doch schon in den heiligen Schriften selbst der Jesusbekenner Anwesenheit in Nordafrika (Cyrene), auf Cypern, Creta und den Inseln des ägäischen Meeres gedacht. — Pantänus, der Weltweise, war im zweiten, Origenes, der vielthätige Kirchenvater, war im dritten Jahrhundert der Ruhm des in Alexandrien aufblühenden

Christenthums. Es breitete sich von hier der Glaube hinauf in die Einsamkeiten der Thebais, der ersten Pflanzstätte christlichen Mönchthums; und durch Nubien bis Habesch, zu einer dessen Hauptstädte, Axum (Auxumis) geheißen, wohin der Aegypter Frumentius den Glauben trug.

Als Konstantinus vom kaiserlichen Throne herab Befehl erlassen hatte, das Christenthum solle Religion der römischen Welt sein, ward es gefährlich, Heide zu bleiben. Zwar schon vor ihm war das Kreuz längs dem Mittelmeer bis jenseits der Säulen des Herkules gepflanzt worden; schon hatte Karthago der Christenheit berühmte Lehrer gegeben: nun aber verließen Römer und Afrikaner zu Tausenden die Altäre der gestürzten Götter, um sich anbetend vor dem Sohne Mariens niederzuwerfen.

Wäre das Heiligthum des Christusglaubens nicht vorher von menschlichen Erfindungen und priesterlichen Gezänken getrübt worden, würde es durch Konstantins und seiner Thronfolger Maßregeln geschehen sein. Denn die Millionen, welche sich so jählings nun zum Kreuz wandten, weil sie Schirm vor Verfolgung, oder Aussicht zu weltlichen Beförderungen suchten, oder weil sie dem Strome der Menge folgten, konnten nicht die innere Welt ihrer Begriffe und Gefühle so schnell wechseln, als den Altar eines heidnischen mit dem eines christlichen Tempels. Sie nahmen nur neue Uebung, nicht neue Ueberzeugung an. Nur die Kirche hatte gesiegt, nicht die Religion Jesu. Aber schon hielten auch Priester das Kirchenthum für Glaubensthum.

Daher sah man die bekehrten Nationen auch an den Küsten Afrika's nicht erleuchteter, im Gemüthe veredelter: sondern sie blieben, die sie gewesen waren. Kirchliche Streitigkeiten gaben ihren Leidenschaften neuen Spielstoff. Als Geiserich, der Vandalenkönig, um die Mitte des fünften Jahrhunderts, mit arianisch-christlichen Barbaren in Afrika landete, Karthago eroberte, und

seinen Seeräuberstaat gründete, war damit für die Religion so wenig verloren, als für sie gewonnen wurde, da hundert Jahre nachher Justinians Feldherr Belisar das vandalische Reich wieder vernichtete, und das katholisch-christliche Glaubensbekenntniß sieg- reich machte.

Selbst der Kirche war Belisars Schlachtenglück nicht lange er- sprießlich. Denn weil die afrikanischen Küsten byzantinisch gewor- den, mußte es denselben in den Kriegen der morgenländischen Kaiser mit ihren Erbfeinden, den Persern, zum Verderben ge- reichen. Der zweite Koshru, siegreich über die Griechen, über- fiel auch Aegypten, überwand auch Karthago, entschlossen, den uralten Dienst Ormuzd's und des heiligen Feuers an die Stätte der Kreuzverehrung zu stellen. Dies geschah in derselben Zeit, da Muhamed in Arabien sein Prophetenamt übernahm, im An- fang des siebenten Jahrhunderts. Und zwanzig Jahre später, nachdem Koshru Afrika gewonnen, standen Muhameds Araber schon gewaltig über den Trümmern von Memphis am Nil. Die Mehrheit des ägyptischen Volks, jakobitische Christen, voller Has- ses gegen die katholischen Mitchristen und deren Kaiser zu Kon- stantinopel, erleichterte sogar dem arabischen Feldherrn Amru die Eroberung. Die Christenparteien aber ärnteten das Verderben beiderseits, welches sie sich in blinder Rachgier bereitet hatten. Es blieb beiden nur Wahl zwischen Knechtschaft und Tod, oder dem Glauben an Muhamed. Die meisten wählten diesen mit der- selben Leichtigkeit, und aus denselben Gründen, wie sie einst Chri- stum gewählt hatten. Und ehe noch das Jahrhundert verfloß, war Nordafrika arabisch; das Evangelium durch den Koran vertilgt. Nur in Aegypten behauptete sich, gedrückt von der öffentlichen Verachtung, neben Ueberresten katholischer, griechischer und ar- menischer Kirchparteien, so wie auch jenseits der Wasserfälle des Nils und der nubischen Einöden, in Habesch, das jakobitische

Christenthum, während die Araber im Osten und Westen Afrika's längs den Küsten ihre Herrschaft und ihren Glauben ausdehnten.

Seit jenen Tagen blieb alles Land vom Sandgebirge des linken Nilufers bis zum Atlasgebirge dem Christenthum verschlossen, und die Bekenner desselben betraten nur die Gestade Nordafrika's als Sklaven, oder als unstete Kaufleute, oder als Gesandte europäischer Könige, die den Seeräuber-Fürsten ehrerbietigen Tribut brachten. Die meiste Duldung genießen die Christen vielleicht in Tripoli, wo sie, gleich Juden verachtet, doch freie Glaubensübung haben, besonders seit hier die Familie der Caramanli den Thron bestieg. Der Pascha Yusef Caramanli (seit 1795), der dritte aus jenem Geschlecht, war aus Klugheit, den Briten zu gefallen, gegen die Christen nachsichtsvoll. Das römische Collegium de propaganda fide bestellte das Kloster zu Tripoli mit drei Mönchen, meistens Franziskanern, für die Seelsorge der christlichen Konsuln.

In Tunis herrscht zwar auch Duldung, doch sehr beschränkt. Bekehrerversuche sind mit dem Tode bestraft. In der Hauptstadt waren im Jahr 1816 nur drei Kapuziner und zwei Franziskaner; neben diesen auch eine griechische Kirche mit einem einzigen Priester, der zugleich für die protestantischen Konsuln und deren Familien die gottesdienstlichen Geschäfte versah.

In Algier sind der Christen höchst wenige; der Juden desto mehr. Im Jahr 1816 zählte man derselben etwa neuntausend Seelen, die mehrere Synagogen hatten.

Ungleich später, als an den Nordküsten, ist in Afrika an den übrigen Küsten das Evangelium gepredigt worden. Erst als der wißbegierige Portugiesenfürst, Heinrich der Seefahrer, im Jahr 1412 den Geist seiner Nation zur Entdeckung unbekannter Länder in fremden Ozeanen weckte; als Madeira gefunden, das Kap Non umschifft, der Senegal gesehen, die Linie passirt war;

als nun Spanier, dann Niederländer, dann die übrigen Seemächte Europens, lüstern nach Goldstaub, Elfenbein, Gewürzen, schwarzen Sklaven und andern Erzeugnissen Afrika's, die Ufer dieses Welttheils mit ihren Niederlassungen bevölkerten, ward auch das Wort von Christo längs den Gestaden der Ost- und Westseite des Welttheils verkündet.

Die gegenwärtigen Kirchparteien in Aegypten.

Es haben sich bis zu unsern Tagen in Aegypten schwache Ueberbleibsel der jakobitischen, armenischen, griechischen und katholischen Kirchparteien unter mannigfaltiger Schmach öffentlicher Demüthigung erhalten. Der Muselmann betrachtet sie mit Verachtung. Will der Christ nicht zu Fuß durch die Straßen von Kahira gehen, darf er nur auf Eseln reiten. Begegnet ihm aber einer der Großen, muß er absteigen, bis derselbe vorüber ist; absteigen, so oft er vor dem Hause des obersten Kadi, vor zwanzig andern Gerichtshöfen und vor den bedeutendsten Moscheen vorbeireitet, wenn er nicht vom Pöbel gemißhandelt sein will. Selbst europäische Gesandte und Konsuln, vielleicht nur mit Ausnahme der brittischen, müssen sich diese Erniedrigung gefallen lassen.

Gleich jenen verlassenen Einsiedeleien und Klostertrümmern älterer Zeit auf schroffen und nackten Felsen des Gebirgs Dschebel Mokkatem am rechten Nilufer, stehen noch die Christen in Aegypten als Denkmal der Gewesenen; auch eben so unvereinbar in ihren Kirchgebräuchen und Lehren von Naturen und Personen in Christo, wie vor einem Jahrtausend, und voll hartnäckigen Widerwillens unter einander, wie damals.

Am zahlreichsten ist die Kirchpartei der Jakobiten oder der koptischen Christen geblieben, welche mit dem Syrer Jakob aus dem sechsten Jahrhundert nur eine Natur in Christo, und den

heiligen Geist nur von Gott dem Vater, nicht vom Sohne ausgegangen, erkennen. Diese Kopten sind der allmälig aussterbende Rest von Aegyptens Urbewohnern; gleich den alten Aegyptern von düsterer Gemüthsart, hartnäckig und religiös; unwissend, knechtisch und abgestumpft unter den Mißhandlungen ihrer binnen Jahrtausenden vielmals gewechselten Beherrscher. Noch sind ihre heiligen Bücher in der eigenthümlichen koptischen Sprache geschrieben; aber auch diese Sprache, obwohl sie längst nicht mehr die alte „Lisan Faraun“ oder Pharaonensprache ist, wird von heutigen Priestern kaum noch verstanden. Jene religiösen Meinungen, zu welchen sie einst durch die morgenländischen Kaiser mit Schwert und Kerker gezwungen worden waren, werden nun von ihnen mit einer Unbeugsamkeit festgehalten, welche sie mit Gefühllosigkeit gegen den Spott der Moslemim und mit Abscheu gegen die römisch-katholische Kirche erfüllt.

Als Amru an der Spitze der Araber vor eilfhundert Jahren in Aegypten einzog, belief sich noch die Zahl der koptisch-jakobitischen Bischöfe auf siebenzig. Gegenwärtig ist die Zahl derselben auf zwölf beschränkt. Die meisten dieser Bisthümer sind im obern Aegypten, wo sie sich, dem Hauptlager der Eroberer entfernter, ungestörter bewahren konnten. Ihr Patriarch aber, zugleich Oberhaupt der Kirchen von Nubien und Habesch genannt, hat seinen Sitz zu Kahira, wo zwölf koptische Kirchen stehen, mit Inbegriff derer zu Fostat, oder Mase el atik, d. i. Altkahira.

Die griechischen Christen besitzen in Kahira nur zwei Kirchen, deren eine unter dem Bischof vom Berge Sinai, die andere unter dem zu Alexandrien wohnenden Patriarchen steht. Auch in Alexandrien befinden sich neben den griechischen Kirchen mehrere jakobitische. Der armenischen und katholischen Christen sind die wenigsten. Jene haben in der Hauptstadt Aegyptens nur eine, diese zwei Kirchen bei eben so vielen Klöstern.

Am thätigsten arbeiten hier die Katholiken im Bekehrergeschäft. Jesuiten, Kapuziner, Franziskaner und andere Mönche sieht man zahlreich und in beständigem Eifer, ihre geringe Kirchgemeinde zu vergrößern. Sie hüten sich aber weislich, mit frommen Anträgen den Bekennern des Koran zu nahe zu kommen; ihr einziger Triumph besteht darin, dann und wann einen nichtrömischen Christen zur römischen Kirche zu bringen. Der Pascha sieht den Umtrieben der europäischen Apostel sehr gleichgültig zu, überzeugt, daß diese Bekehrungen weder bessere noch schlechtere Bürger, wohl aber oft Uneinigkeiten machen, davon zuletzt beträchtliche Strafgelder von Bekehrern und Bekehrten geärntet werden können. Die Mönche der römischen Kirche haben in den ägyptischen Städten zerstreut einzelne Klöster; selbst im obern Aegypten, wie zu Achmina die Franziskaner.

Unter barbarischen Herrschern muß von dem verachtetsten Theile des Volks, zu welchem doch die Christen gehören, wenig Aufklärung erwartet werden. Es ist hier nicht Rede von europäischen Ansiedlern, sondern von denen, die Aegypten als Vaterland ansehen, falls man den Wohnort der Unfreien und Rechtsarmen ein Vaterland heißen darf. Sie beobachten mit knechtischer Andacht überlieferte Kirchengebräuche; sind unwissend wie ihre Herren, abergläubig, wie diese. Ehrfurchtvoll betrachten sie den alten Sycomorebaum von Matare, einem Dörfchen neben den Ruinen von Heliopolis, zwei Stunden von der Hauptstadt. Die Sage lehrt, daß dieser Baum sich, als die heilige Familie auf ihrer Flucht nach Aegypten Obdach suchte, derselben zum Schutz geöffnet habe. Kein guter Christ reiset vorüber, ohne einen Splitter vom Baum zu schneiden, der darum nicht minder als unvergänglicher Stamm grünt. — Mit gleicher Andacht wallen die Kopten zu einer Felsengrotte, welche der heiligen Familie zum Aufenthalt gedient haben soll; so wie die Griechen zu einer Säule ihrer Kirche

in Fostat, welche, was sonst selten, wenigstens durch ein nützliches Wunder berühmt ist. Denn wer den Verstand verlor und an diese gebunden wird, empfängt ihn unter Gebeten wieder, die über ihn gemurmelt werden.

Die koptischen Gemeinden wohnten weit hinauf im obern Aegypten, wo sie zu Achmina die prachtvollsten ihrer Kirchen im ganzen Lande besitzen. Sie wohnen bis zu den Nilfällen an Nubiens Grenzen. Dort, in der Stadt Dschirdsche, wo auch die Missionarien der römischen Kongregation zur Verbreitung des Glaubens ein Hospitium haben, ist noch der Sitz eines koptischen Bischofs. Wo aber das heiße Nubien beginnt, in den Reichen von Sennaar, Darfur, Dongala, Dekin, verschwindet die letzte Spur christlichen Glaubens. Nur wüstes Heidenthum paart sich in den unbekannten Gefilden mit Muhameds entstellter Lehre.

Die Jakobiten in Abyssinien. — Der Katholiken fruchtlose Missionsversuche.

Es sind ungefähr sechszig Tagreisen von Kahira durch die Wildnisse Nubiens bis Abyssinien oder Habesch. Dort ist eine afrikanische Schweiz; ein Labyrinth von Thälern, Hügeln, Bergen, bewässert von Quellen, Flüssen, Seen. Buchen und Tannen wachsen am Fuße der Alpen, deren Gipfel zuweilen vom Schnee glänzen; in den heißen Thälern prangen Palmen und Südfrüchte. An den grünen Gebirgshalden blühen zwischen Wiesenkräutern Nelken, Tulipanen, Lilien und andere Blumen schöner Art in wilder Freiheit. Durch die Einöden brüllen Löwe und Tiger und Panther; auf den höchsten Alpenfirsten schwärmen Gemsen. Man hört in den Wäldern Gesang europäischer Vögel; aber Kasuare und Strauße ziehen im tiefern Geländ durch Steppen.

Die Bewohner dieses reichen und wundervollen Gebirgslandes

sind ohne Zweifel vor undenklichen Zeiten aus dem benachbarten Arabien herübergekommen, von welchem sie nur durch das rothe Meer getrennt sind. Ihre Gestalt, ihr Antlitz, ihr langes Haar spricht dafür; aber die dunkle Olivenfarbe ihrer Haut scheint für Vermischung mit einem ältern Urstamm zu sprechen, wenn die Farbe nicht Wirkung der heißen Sonne seit zahllosen Geschlechtsfolgen ist. So viel wir aus ihren Sagen und Büchern wissen, litt ihr Staat durch Kriege und Aufrühre mannigfache Umwälzungen, bis ein einzelner Stamm des ganzen Landes Beherrscher ward. Denn die heilige Sprache, worin ihre Religionsbücher, ihre ältesten Urkunden geschrieben sind, ist nur noch die Sprache der Hirten des Landes. Sie wird die Tigresprache geheißen. Tigre aber ist ein Theil des Berglandes zunächst dem rothen Meere, wo das alterthümliche Axum mit Trümmern alter Pracht steht, unter denen sich ein achtzig Schuh hoher Obelisk von Granit erhebt. Noch heute werden die Könige von Chabesch dort feierlich geweihet. Aber die Sprache der Landesbeherrscher und der Großen ist amharisch. Amhara wird auch eine der innersten Provinzen des Landes geheißen. Zu Gondar, in der Provinz Dembea, ist der Sitz des Negus oder Hatzege, des Königs von Habesch.

Die Habeschiner sind ein Hirtenvolk, welches mit den Erzeugnissen des Landes Tauschhandel in die Fremde treibt, weil es das Geld noch nicht kennt. Wie sie uns der Engländer Salt aus dem Jahre 1810 beschreibt, eben so hat sie schon der Jesuit Guerreiro im Jahre 1608 gekannt. „Man findet bei ihnen (sagte dieser) weniger Laster, als in vielen Gegenden Europens, wo unser heiliger Glaube thront. Sie haben im Umgange viel Schlichtes, in ihren Sitten viel Unschuld; nichts Wildes, nichts Grausames.“

Die portugiesischen Seefahrer hatten Habesch schon in der andern Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts entdeckt. Von da

begannen Handelsverbindungen und engere Verhältnisse zwischen diesen Afrikanern und den kühnen Europäern, welche ihnen gegen die räuberischen Mauren und Beduinen im benachbarten Lande Adel oder Zaila Hilfe leisteten. Mit den Portugiesen kamen auch deren Geistliche gen Habesch. Diese fanden aber nicht ohne Erstaunen hier unerwartet ein christliches Volk, welches seinen Glauben seit unbekannten Zeiten, und doch rings von muhamedanischen und heidnischen Nationen umgeben, treu bewahrt hatte. Das habeschinische Christenthum, den ältesten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung entstammt, hatte freilich mit den Lehren des abendländischen nichts gemein. Mit der Sonntagsfeier war auch die Feier des Sabbath, mit der Taufe auch die Beschneidung, mit dem Abendmahl auch die Enthaltsamkeit vom Genusse vieler im mosaischen Gesetze verbotenen Speisen verbunden. Man erkannte in den Lehren viele Verwandtschaft mit den Lehren der jakobitischen Christen in Aegypten. Auch die Habeschinen wußten nur von einer Natur in Christo, unbekümmert, ob abendländische Kirchenversammlungen dieses Dogma verdammt hatten. Daß ihnen von Aegypten viele Lehrer des göttlichen Wortes ehemals gekommen, beurkundete der Umstand, daß das Oberhaupt ihrer Kirche, ihr Patriarch, der Abuna, (unser Vater), welcher in der Stadt Dobsan wohnte, sich dem koptischen Patriarchen untergeordnet erkannte.

Um so inniger wurden nun die Verbindungen der Habeschiner mit den Portugiesen. König Etana Denghel, der im Jahre 1525 auf dem Throne saß, schickte sogar einen Gesandten nach Lissabon, Freundschaftsverträge zu schließen, und bat den Pater Joan Bermudez, welcher mit Alvarez, Vizekönig von Indien, im Jahre 1520 nach Habesch gekommen war, die Stelle des Abuna oder habeschinischen Patriarchen anzunehmen, als der alte Abuna Markus auf dem Sterbebette lag. Bermudez nahm die Würde willig an, in welcher ihn Papst Paul III. bestätigte, der unverhofft

seine heilige Gewalt bis ins Innere eines kaum entdeckten Welttheils erweitert sah. Das Glück war aber von kurzer Dauer. Der rohe Glaubens'- und Bekehrer-Eifer der portugiesischen Soldaten, denen die frommen Gebräuche der Habeschiner lächerlich oder gottlos schienen, erbitterte das Volk. Und als Pater Bermudez, nach dem Tode des alten Königs, dessen Sohn Claudius aufforderte, dem heiligen Petrus, das heißt, dem Papste in Rom, Gehorsam zu schwören, entgegnete der junge Fürst: „Was kümmert mich der? Ich heiße dich nicht mehr Abuna. Du bist ein Patriarch der Fremden, ein Mensch, der vier Götter anbetet!" Und als Pater Bermudez mit Exkommunikation drohte, rief Claudius: „Du selbst bist exkommunizirt." Wirklich ließ der König einen neuen Patriarchen aus Aegypten kommen; Bermudez mußte Habesch meiden.

Inzwischen dauerten die Verbindungen Portugals doch mit Habesch fort. Ignatius Loyola brannte voller Begierde, eine Missionsanstalt durch seine Jünger zu stiften. Er gewann dafür die Höfe von Rom und Lissabon. Zwölf Jesuiten reiseten gen Habesch im Jahre 1656. Ihre Sendung war jedoch fruchtlos, denn rechthaberischer, streitsüchtiger Bekehrereifer machte sie bald dem Fürsten wie dem Volke widrig.

Glücklicher war späterhin (1604) der Jesuit Peter Pays. Durch Gewandtheit und Kenntnisse nahm er den Hof ein, während im Lande seine Gehilfen das römisch-katholische Christenthum predigten. König Seltam Segheb befahl sogar öffentlich, daß Niemand bei Todesstrafe behaupte, in Jesu Christo sei nur eine Natur gewesen. Diese und ähnliche Gebote, die des Volkes uralten Glauben bedrohten, empörten aber den größten Theil von Habesch. Der König, geleitet von den Jesuiten, wandte Strenge bis zur Grausamkeit an. Darüber entstanden Aufrühre und Bürgerkriege, die den Thron wanken machten. Viele von den Jesuiten

gebaute Kirchen, die eher Festungen als Tempeln glichen, wurden durchs Volk niedergerissen. Der König, sein Reich zu behaupten, sah sich gezwungen, zu gestatten, daß Jeder seinem Gewissen folgen möge. Während die Jesuiten murrten, sangen die Altgläubigen: „Stimmet Hallelujah an! denn die Schafe von Habesch sind gerettet vor den Wölfen vom Abendlande!“

Als Seltam Segheb im Jahre 1632 starb, war eine der ersten öffentlichen Verfügungen seines Sohnes Alan Segheb die Verbannung aller Jesuiten und aller Katholiken. Der Name derselben ist dem Volke bis auf unsere Zeiten ein Gräuel geblieben. Einige Jesuiten, welche es gewagt hatten, in Habesch eine holdere Zeit abzuwarten, wurden ergriffen, und als Verächter königlicher Befehle hingerichtet. — Jeder spätere Missionsversuch scheiterte. Drei Franziskaner, welche im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts dahin kamen, wurden (im Jahre 1716) hingerichtet. Das Volk, zwar argwöhnisch gegen Europäer, deren Bekehrsucht sie hassen, ist doch mild und gefällig gegen diejenigen, welche sich nicht in Glaubensdinge mischen. Während Heiden, Muhamedaner und Juden in Habesch geduldet werden, scheut man die Niederlassungen abendländischer Christen.

Das Wichtigste, was für Abessinien in neuester Zeit geschah, war Uebersetzung der Bibel in die Amhara-Sprache. Herr Asselin, Geschäftsträger beim französischen Generalkonsul in Aegypten, welcher zufällig in Kahira einen armen Greis fand, der der äthiopischen Literatur völlig Meister, und Lehrer der Herren Bruce und W. Jones gewesen war, half ihm in dem herrlichen Werke, welches sodann die britische und ausländische Bibelgesellschaft drucken ließ.

Die afrikanische Ostküste. Madagaskar. Bourbon.

Vom habeschinischen Gebirge in tausend Meilen weiter Länge der afrikanischen Ostküsten bis zum Kapland herrscht in heißen, feuchten, fruchtbaren, aber den Europäern ungesunden Ländern Heidenthum, oder Muhameds Glaube, oder beides gemischt. Noch besitzen hier die Portugiesen aus den Tagen ihres Ruhms einige Niederlassungen, wie auf Mozambik, Monomotapa, Quiloa und Sofala. Zu Mozambik, der kleinen Inselstadt, und der Portugiesen Hauptort, sieht man ein paar Klöster und ein paar Kirchen. Auch ein bischöflicher Stuhl steht daselbst. Doch zur Fortpflanzung des Christenthums ist seit Jahrhunderten nur wenig geleistet worden, und das Wenige ohne Glück. Häufig gebrach es an Sendpriestern; und wo man sich gelungener Anfänge freute, sank bald wieder alles in alte Verwilderung zurück. In Monomotapa waren die Jesuiten lange thätig gewesen. Doch ist zweifelhaft geblieben, ob die scheinbare Neigung des Volkes für den christlichen Glauben mehr Frucht der Belehrung, oder Furcht vor den Portugiesen gewesen sei, deren Schutz oder kriegerischer Beistand den Eingebornen wichtiger, als deren Glaube war.

Weit unglücklicher fielen alle Bekehrungsversuche bei den furchtbaren Bewohnern Madagaskars aus. Die Madegassen, welche mit Glauben an einen einzigen höchsten Gott die finstersten Geburten des Heidenthums und die rohesten Begriffe von Tugend verbinden, bleiben der Europäer geschworne Feinde. Sie kennen diese Europäer nur zu wohl, die da kommen, die Unabhängigkeit der Völker zu vernichten, und sich des natürlichen Reichthums derselben bemeistern. Noch im Jahre 1815 wurde die englische Niederlassung von Grund aus vertilgt, und jeder europäische Bewohner derselben gnadenlos ermordet.

Daher will ich von den frühern und spätern Bemühungen einzelner Missionarien, unter denen vor allen die Franzosen thätig waren, nicht reden, weil sie auf Madagaskar fruchtlos geblieben sind

In den übrigen kleinen ostafrikanischen Inseln, wo alte, feste europäische Niederlassungen bestehen, wie auf Isle de Bourbon und Isle de France, ist das Christenthum unter der geringen Bevölkerung ziemlich herrschend. Selbst Sklaven empfangen dafür dürftige Unterweisung. In allen übrigen Eilanden dieses Ozeans, z. B. auf den komorrischen Inseln an der zangebarischen Küste, blieb das Volk, meist von muhamedanischen Erobern unterjocht und beherrscht, heidnisch.

Vorgebirg der guten Hoffnung — protestantische Bekehrungs-Anstalten für Hottentotten, Kaffern u. s. w. bis zum Orangefluß.

Wo sich das afrikanische Festland im äußersten Süden ausspitzt, tritt das Vorgebirg der guten Hoffnung hervor. Die Holländer eroberten und besetzten es im Jahr 1653 unter Jan van Ribek. An der Tafelbai befestigten sie die wichtige Kapstadt, welche durch ihre Lage den Europäern wichtig bleiben wird, so lange es der ostindische Seehandel ist.

Die Holländer waren lange Zeit nur Holländer, das heißt Kaufleute. Völker menschlicher zu machen, galt ihnen von allen Angelegenheiten als eine der letzten. Selbst um religiöse Belehrung ihrer Sklaven bekümmerten sie sich wenig. Schulen waren in der Kapstadt kaum, oder im schlechten Zustande vorhanden. Noch jetzt ist es nicht viel besser. Gute Häuser schicken ihre Söhne zur Erziehung nach Europa. Die Reformirten, in der Kapstadt am mächtigsten, verweigerten sogar lange Zeit den lutherischen Mitchristen eine Kirche. Erst 1779 erhielten diese, nach vielen überwundenen

Hindernissen, öffentliche Religionsübung. Ueberhaupt dachte man erst gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts in Holland selbst ernster an Verbreitung des bessern Glaubens unter den Heiden der holländischen Niederlassungen. In der Kapstadt aber und unter den benachbarten Wilden war dafür weniger gethan, als in andern batavischen Kolonien.

Doch seit sich die Engländer während der französischen Umwälzungskriege der Kapstadt bemächtigten (den 16. Herbstm. 1795), begann für die Heiden Süd-Afrika's ein neuer Zeitraum. Die Londner Missionsgesellschaft, die herrnhutischen Brüdergemeinden, die wesleyschen Methodisten traten in preiswürdigen Wetteifer für die heiligste Sache.

Der Kapstadt nächste Angrenzer sind die Hottentotten, ein armes, träges Volk von wenigen Begriffen, welches in zerstreuten Kraalen oder Dörfern umherwohnt, seine Rinder- und Schafheerden weidet, einigen Feldbau treibt, und von der europäischen Nachbarschaft seit ein paar Jahrhunderten nur geringen Vorschmack der Gesittung empfangen hat. In entferntern Gegenden lebt es noch in nomadischer Irre, wie seit Jahrtausenden.

Schon im Jahr 1736 hatten die Herrnhuter angefangen, zu Gnadenthal eine kleine christliche Hottentottengemeinde durch ihren Bekehrungseifer zu bilden. Ein frommer Deutscher, Georg Schmidt, war ihr erster Apostel. Gnadenthal liegt nur fünfundzwanzig deutsche Meilen von der Kapstadt, in einem engen, fruchtbaren Thale. Die holländisch-ostindische Gesellschaft aber fand in kaufmännischer Staatsklugheit das Unternehmen für bedenklich, dem Vortheile der Kolonie sogar gefährlich. Sie verbot demnach die Ausbreitung des Christenthums, und verhinderte dieselbe bis zum Jahr 1792. Da erst, erweicht von vielen Bitten der Brüdergemeinden, gab man diesen wieder frei, Missionarien hinzusenden. Georg Schmidt hatte schon einige Hottentotten lesen gelehrt und

ihnen eine holländische Bibel hinterlassen. Und dies Wenige war genug gewesen, das begonnene Christenthum emporzuhalten. Seitdem vergrößerte sich die Gemeinde von Jahr zu Jahr, wo bald sechs Missionarien Arbeit genug fanden, zu lehren und europäische Bildung zu verbreiten. Im Jahre 1816 wohnten zu Gnadenthal in zweihundert vierundvierzig Häusern zwölfhundert sechsundsiebenzig Personen.

Der Anblick dieser Hottentottenstadt, mit ihrer Kirche, ihren Schulen, ihren regsamen Gewerben, bewog den britischen Gouverneur, Grafen Caledon (im Jahre 1808), den Herrnhutern einundzwanzig deutsche Meilen nordwärts der Kapstadt, am Meere, eine neue Sendungsstätte anzuweisen. Dies ist Grünekloof (Grünthal). Es wohnten hier sechszig bis siebenzig Hottentotten in zwölf Hütten. Die Missionarien hoben sogleich unverdrossen ihr Werk an, errichteten eine Schule, lehrten Feld- und Gartenbau, ließen benachbarte Gehölze wegbrennen, in denen Tiger hauseten, und bald entwilderte sich unter ihrer Hand die Gegend. Wir wissen aus John Campbells Reise, daß im Jahr 1813 dort schon vierundvierzig christliche Familien in reinlichen Häusern beisammen wohnten. Auch in einer der jüngsten Sendstätten, die zu Ehren Lord Calendons dessen Namen trägt, sechsundzwanzig deutsche Meilen ostwärts der Kapstadt, hatten sich 1816 schon sechshundert Hottentotten angesiedelt.

So sind seitdem mehrere ähnliche Missionsstätten in den Ländern der Hottentotten gestiftet worden, wie zu Bethelsdorf (im Jahr 1802), wo, hundert und dreißig deutsche Meilen von der Kapstadt entfernt, nun zwölfhundert Eingeborene, neben reicher Viehzucht, mancherlei Handwerke und beträchtlichen Landbau treiben, zu Theopolis, Grahamsstadt, Friedensberg oder Hooge Kraal, fünfundsechszig deutsche Meilen östlich vom Kap mit dreihundert Hottentotten u. s. w.

Tiefer im Innern Süd-Afrika's wohnen die wandersamen Jägerstämme der **Buschmänner**, der **Namaqua's**, **Corana's** und andere bis zum großen Orangestrom. Alle sind sie, wie die Kaffern überhaupt, ein kräftiger, schöner Menschenschlag, braun von Farbe, wolligt von Haar. Hier, in grünen, üppigen Thälern, zwischen ungeheuern Sandwüsten, weiten Wäldern und zerstreuten Gebirgsverkettungen, leben sie von geringem Landbau und Zucht ihrer Rinderheerden. Einige kennen Ahnung eines höchsten, unsichtbaren Wesens — Wahrsagung und Glaube an Zauberei aber ist der Meisten Religion. Manche sollen noch nicht daran gedacht haben, ob das, was in ihnen empfindet und denkt, etwas anderes als der Körper sei. Da Campbell zwei Buschmänner fragte: „Wer hat die Sonne dort an den Himmel hingestellt, und gemacht, daß sie nicht falle?“ antworteten sie: „Das wissen wir nicht, haben uns aber schon oft darüber gewundert.“

Auch hierher sind die evangelischen Glaubensboten vorgedrungen. Längs dem Orangestrom haben sie Niederlassungen gebaut zu **Pella** (mit nun beinahe tausend Seelen), **Bethanien**, zwei Tagreisen nördlich vom Orangefluß, **Bethesda** und vielen andern Orten. Jenseits des Orangestromes zogen sie mit rührender Begierde und Selbstverläugnung bis in das Innerste des **Griqualandes**. In der Griquastadt selbst, bis in das Land der Betschwansstämme, welche schon größerer Kenntnisse theilhaftig sind, sogar Kupfer und Eisen zu bearbeiten verstehen, breiteten sich ihre Sendstätten aus. In der Hauptstadt der letztern, zu **Lattaku**, am Fluß desselben Namens, sechshundert englische Meilen vom Kap entfernt, empfingen sie vom König **Matibi**, als er von einer Schakalenjagd zurückkam, Erlaubniß, bei ihm und seinem Volk zu lehren. „Sendet euere Priester,“ sprach er, „ich will ihr Vater sein.“ Die Stadt **Lattaku** ist zierlich gebaut. Sie hat ungefähr fünfzehnhundert Häuser und achttausend Einwohner. Das Volk

zeigt eine gewisse bürgerliche Ausbildung und mancherlei Kunstfleiß. Zwanzig andere große Stämme, noch weiter nordwärts im Innern Afrika's, sprechen alle die Sprache der Betschwans, und sollen noch gebildeter sein, als die Bewohner Lattakn's.

Nicht minder sind im unermessenen Gebiet der rothen Kaffern, an der Ostküste, im Norden des großen Fischflusses, Missionsversuche geschehen, wo die Tambuki's, die Mambuki's, die Makina's mit ihren Kupfer- und Erzgruben, wo andere Stämme in stolzer Unabhängigkeit in ihren von Europäern nie gesehenen Ländern wohnen.

Je näher die Kaffern uns durch Muth und Mühe der Missionarien bekannt werden, je mehr müssen wir von den Vorurtheilen zurückgehen, die wir rücksichtlich dieser Völkerschaften hegten. Sie sind kenntnißfähiger in häuslichen und bürgerlichen Einrichtungen, und in Verbreitung ihrer Lebensbequemlichkeiten vorgeschrittener, in ihrem ganzen Wesen menschlicher, als man geglaubt hat. — Aber auch sie lernen uns Europäer durch die Missionen von einer erträglichen Seite kennen, und daß wir nicht bloß blutdürstige, raublüsterne Barbaren sind, die übers Meer kommen, Sklaven zu machen, Gold zu suchen, dafür betäubende Getränke und Mordgewehre zu bringen, oder unabhängigen Völkern die Freiheit, alten Einwohnern das Vaterland zu entreißen, und tapfere Nationen unter sich zu entzweien, um sie ohne Mühe aufzureiben. Die frommen Heilsboten unserer Tage durchwandern Afrika, begleitet von der Bibel und dem Pfluge.

Wenn holländische Bauern in den Umgegenden der Kapstadt bisher auf Buschmänner Jagd machten, wie auf wilde Thiere, und sie ohne Umstände wegschossen: ist's zu verwundern, daß die Kaffernstämme ihren Abscheu gegen Christen erblich auf die Nachwelt fortpflanzten? — Dank sei es den neuern Missionen, es gelingt immer mehr, weltentzweiende Mißverständnisse zu zerstören, lang ergrimmte

Nationen zu versöhnen, und sogar europäische Kaufleute christlicher zu machen. Denn was ehemals nie stattgefunden, geschieht heutiges Tages öffentlich. Es sind in der Kapstadt sogar Freischulen für Sklaven, wo braune und schwarze von sechs bis dreißig Jahren lernen. Wenn dies schon nicht Stiftungen obrigkeitlicher Behörden, sondern nur edler Privatleute sind, verdienen auch Obrigkeiten schon Lob, wenn sie das Gute nicht hindern.

Die afrikanische Westküste. — Kongo — Loango.

Es dehnt sich jenseits des großen Orangestroms, im Norden seiner Mündungen, ein beinahe dreihundert Meilen langer Strich Landes an der afrikanischen Westküste, wo nirgends europäische Niederlassungen erblickt werden. Ja, weitaus der größte Theil dieser Gebiete ist noch unbekanntes Land. Der Schiffer nennt eine ungeheure Strecke derselben nur die wüste Küste. Und wo beim Kap Negro Menschen bekannt sind, werden sie, wie die Zimbeben und Dschaga's, als Menschenfresser geschildert.

Erst am Gestade von Benguela, Angola und Kongo erblickt man wieder europäische Städte und Besten. Hier haben die Portugiesen alte und weitläufige Besitzungen in fruchtbaren und heißen Landstrichen. Zu ihren Städten San Salvador und Pemba in Kongo, Loanda de San Pablo in Angola, San Felibe in Benguela, alle mit zehn- bis zwanzigtausend Einwohnern bevölkert, ziehen jährlich aus dem geheimnißvollen Innern Afrika's Karavanen mit Goldstaub und Elfenbein. Dies ist Portugals afrikanisches Brasilien, in Herzogthümer, Grafschaften und Marquisate getheilt, welche unter königlichen Statthaltern und Vizekönigen stehen.

Die hiesigen Bisthümer ließen schon seit dem fünfzehnten Jahrhundert den Negern das Christenthum predigen. Aber außer Ge-

fangenen und Sklaven, oder von Portugals Festungen abhängig gemachten Völkerstämmen konnte der christliche Glaube keine freie Nation gewinnen. Denn wenn die Landesbewohner Lebensweise und Grausamkeit der weißen Fremdlinge betrachteten, die ihnen ihre Länder entrissen, ihre gefangenen Brüder über alle Meere hinwegschleppten, schauderten sie vor dem Gott solcher Menschen, und wurden voll unsterblichen Hasses gegen Alle, welche zur Anbetung dieses Gottes übergingen. Man weiß von den Dschagga-Negern, daß sie eigene mörderische Verbrüderungen (Quixiles) unter sich gegen Ausbreitung des Glaubens der Weißen haben. Und sie führen Vertilgungskrieg.

In denjenigen Gegenden aber von Kongo, Loango und übrigen Ländern, welche den Portugiesen mehr oder weniger unterworfen sind, hat das Evangelium durch den Muth einzelner Boten desselben schon großen Eingang gefunden. Man zählt weit über hundertausend christlicher Neger. Selbst mehrere Landesfürsten sind katholisch. Das meiste Verdienst darum hatten Kapuziner gehabt.

So viel wir indessen aus den Missionsberichten des Pater Antonio Zuchelli wissen, welcher in den ersten Zeiten des achtzehnten Jahrhunderts Kongo predigend durchreisete, und selbst den König des von Loango damals abhängigen Reiches Sogno bekehrte, war zu seiner Zeit das Christenthum der Neger übel beschaffen. Neben den äußern Uebungen römischen Gottesdienstes hatten sie treulich ihre altheidnischen, die grausenhafte Todtenklage bei Sterbenden und Verstorbenen, die Anbetung des schwarzen Bockes, welchen Zuchelli natürlich für den Stellvertreter des Teufels hielt, und andere Gebräuche behalten. Der eifrige Kapuziner wußte sich oft nicht besser zu helfen, als daß er den Prügel ergriff, und den heillosen Negern bessere Erkenntniß einbläuete.

Auch französische Geistliche stifteten im Jahre 1766 in den Ländern von Kakongo und Loango Missionen. Sie rühmten in

ihren Berichten aber die freudige Aufnahme, welche sie bei den christlichen Negergemeinden, wie Boten des Himmels, empfingen. Noch dauern bis auf den heutigen Tag in Kakongo, Kongo und Benguela Missionen fort, doch sehr unterbrochen, und schwach unterstützt. Denn das tropische Klima mit seinen anhaltenden Regengüssen, denen die schnell austrocknenden Harmattans folgen; mit seiner glühenden Hitze, die plötzlich von den Gewitterstürmen der Tornado's abgekühlt wird, ist für die Gesundheit neu ankommender Europäer bis zur Zerstörung erschütternd.

Guinea. — Die Sierra Leona-Gesellschaft. — Christenthum von Gambia.

Wenn in jenen Gegenden, welche das niedere Guinea genannt werden, der Glaube der Christen nur träge fortschreitet, mag die Schuld nicht allein an der Widerspenstigkeit der Afrikaner, oder an den Uebeln des Himmelsstrichs liegen, sondern mehr an der sorglosen Schlaffheit der Portugiesen. Denn im obern Guinea, vom Kap Negro bis zum Sierra Leona-Gebirg, wüthen Tornado's und Harmattans, Sonnengluth und Regenzeiten nicht minder. Allein hier leben in den Niederlassungen regsamere Bewohner, Engländer, Holländer, Dänen und Franzosen, welche vertrauter mit Wissenschaften und Künsten, einsichtsvoller in Gesundheitspflege, zugleich menschlicher oder klüger in Behandlung der Landeseinwohner sind.

Inzwischen alle bisherige Pflanzstätten des obern Guinea bieten sich dem Auge nur als sehr zerstreute Punkte auf dem ungeheuern Länderraum dar, der in seiner Länge eine Strecke von fünfhundert deutschen Meilen einnimmt. Da wohnen noch ungezählte schwarze Völkerschaften, zumal gegen das Innere des Welttheils.

Wie im niedern, so ist auch im obern Guinea der Urbewohner

des Landes Heide. Er verehrt zwar einen unsichtbaren Gott, oder ahnet ihn; aber betet doch in dumpfem Aberglauben zu Werken der Natur, oder selbstgeschaffenen Bildern, weil ihm Alterthum herkömmlicher Uebungen, oder Priester diesen Fetischdienst ehrwürdig machten. Gewöhnlich hat der Himmel und das höchste Wesen dort einerlei Namen, und beinahe jede Nation ihre eigene Hierarchie von Göttern oder Fetischen. Die letztern ehret man wegen Zauber-, Heil- und Schutzkräfte, ohne sie, besonders wenn sie von menschlicher Hand gemacht sind, für wirkliche Gottheiten zu halten. Viele glauben, Viele ahnen eine Unsterblichkeit der Seele. Die Mandingo-Neger beten für verstorbene Freunde. Die Onnina-Neger singen mitten im Streite Lieder zu Gott. Die Tembu-Neger beten des Morgens: „Gott, hilf uns; wir wissen nicht, ob wir morgen noch leben; wir sind in Deiner Hand!" — Der Missionär Oldendorp hörte auf den karaibischen Inseln eine Watje-Negerin beten: „O Gott, ich kenne Dich nicht, aber Du kennst mich. Deine Hilfe ist mir nothwendig."

Fast alle Negervölker Afrika's haben Priester und Priesterinnen, welche die Gebete und Opfer des Volks den Göttern bringen, und im Namen derselben antworten. Es versteht sich von selbst, daß die Priesterschaft bei der Unwissenheit der Laien sehr wohl gedeiht. Sie sagt Unterthanen, wie Fürsten, welche Art Opfer, ob Kühe, ob Schafe, Seidenwaaren, junge Mädchen, oder Branntewein, dem Wolf, oder der heiligen Schlange, oder dem schwarzen Bock u. s. w. die lieblichsten Gaben sein werden. Neben den Priestern sind es die Könige, welche das Volk mißbrauchen. Die Negerkönige sind größtentheils unbedingte Gewaltsherren; grausam, um mächtig zu scheinen; ihre Harems nicht selten mit tausend Weibern gefüllt, die zugleich für sie manchmal bewaffnete Leibwachten bilden; ihre Feste oft mit Niedermetzelung von Kriegsgefangenen oder eigenen Unterthanen gefeiert. Als einst der König von Akim

starb, zerbrach man dreihundert und sechsunddreißig Bewohnerinnen seines Harems Arme, Beine und Rippen, und verscharrte sie lebendig. Zur Schaustellung der gräßlichen Herrlichkeit der Fürsten gehört, daß sie, beim Empfang fremder Gesandten, dieselben zuweilen durch ganze Reihen frisch abgehauener Menschen- und Pferdeköpfe dem Thron nahen lassen.

Viele Europäer sahen zwar mit Grausen diese Hyänennatur der afrikanischen Menschheit, gaben sich aber wenig Mühe, dieselben zu veredeln. Vielmehr suchten sie aus der kriegerischen Unbarmherzigkeit der Negerhäupter Vortheil für den Sklavenhandel zu ziehen. Und die Sklavenhändler übertrafen bekanntlich die Negerfürsten an hartherziger Abscheulichkeit. Wie viele Millionen der elenden Schwarzen wurden seit Jahrhunderten durch die Christen aus Guinea über die Meere geführt! Nur in einem einzigen Jahre oft über hunderttausend, davon gewöhnlich kaum mehr als die Hälfte das Ufer eines andern Welttheils sah, weil zahllose vom Kummer oder von harter Behandlung, oder in Aufrühren, unterwegs starben, oder sich selbst auf allerlei Weise den Tod gaben. Als sich einst, erzählte Oldendorp, viele Neger auf einem Schiffe zum Verhungern entschlossen hatten, brachte der Kapitän des Schiffes die Verzweifelten nur dadurch von ihrem Vorsatz ab, daß er einen derselben in kleine Stückchen zerschneiden ließ, und die übrigen mit einem ähnlichen Tode bedrohte, wenn sie sich nicht zum Leben bequemten. Dies schien ihnen noch viel ärger, als das Aergste, was sie bisher von ihrer Zukunft gefürchtet hatten, und sie ergaben sich in ihr dunkles Schicksal.

Das verruchte Gewerbe christlicher Nationen dauerte bis zum Anfang des neunzehnten Jahrhunderts. So lange die Küsten Guinea's über dem Meere hervorragen, werden künftige Jahrtausende von den Gräßlichkeiten der Europäer erzählen, aber auch mit Rührung der edelmüthigen Wilberforce's, Sharps, Thorn-

tons u. a. m., gedenken, welche zuerst Hand anlegten, diese Gräuel zu beenden. Es ist merkwürdig, daß kein christlicher König, kein christlicher Minister, kein sogenannter Staatsmann zuerst einen so einfachen menschlich-großen Gedanken faßte und ins Werk setzte. Nein, schlichte, redliche, fromme Leute, Quäker Pennsylvaniens, waren es, die die Sklaverei der Neger zuerst abschafften, deren Beispiel dann der ganze nordamerikanische Freistaat und Dänemark (1801) unmittelbar folgten. Aber noch unterm 30. Wintermonat 1813 konnte ein europäischer König — es war der von Portugal — förmlich den Handel mit schwarzen Menschen erlauben! — Die Briten dachten groß genug, den allergläubigsten Monarchen mit Gewalt zu den Pflichten der Menschlichkeit zurückzuführen, indem sie ihm die Sklavenschiffe nehmen und die darauf befindlichen Neger in Freiheit setzen ließen.

Was Menschlichkeit begonnen hatte, vollendete an jenen Küsten, welche so lange der Schauplatz unbeschreiblicher Grausamkeiten gewesen waren, der Heldenmuth christlicher Tugend.

Ein frommer und reicher Brite, Granville Sharp, welcher sich zu London eines armen Negerknaben angenommen hatte, den der Kapitän eines Sklavenschiffes als Eigenthum ansprechen und wieder fortschleppen wollte, gewann im Rechtsstreit gegen diesen; daß der Gerichtshof der königlichen Bank (im Jahr 1771) aussprach: der Sklave, welcher den Boden Altenglands betritt, soll frei sein, wie jeder Einwohner Englands. — Wirklich lebten nach Beendigung des amerikanischen Krieges mehrere hundert Neger zu London, frei, aber verlassen, elend, dem Hunger preisgegeben. Da faßte Granville Sharp den Gedanken, vereint mit andern Bürgern, auf der Westküste Afrika's eine britische Negerkolonie zu stiften. Im Jahr 1787 wurde am Kap Sierra Leona vom dortigen Negerfürsten bequemes Land gekauft; dies bald durch neue Ankäufe in der Nachbarschaft erweitert, am Hafen der Georgsbai

eine neue Stadt Freetown erbaut, und mit den freien Negern bevölkert.

Die zu London gebildete Sierra Leona-Gesellschaft gewann bald Zutrauen, von der Regierung Privilegien, von neuen Mitgliedern beträchtlichen Geldgrund. Es erweiterte sich die Kolonie in Afrika mit jedem Jahre schnell, besonders seit Aufhebung des Sklavenhandels. Es ward die Veste Thornton gebaut; im Jahr 1809 der Anfang einer neuen Stadt Kingston; in gleicher Zeit eine Negerstätte am Fuß des Leicestergebirgs gestiftet, Leicester geheißen, meistens von Gliedern des Amherastammes bevölkert, welche man durch mancherlei Vortheile zu dieser Niederlassung bewog. Es entstanden Dörfer um Dörfer von den aus Sklavenschiffen befreiten Negern, die hieher geführt wurden. Jährlich wächst noch immer die große, menschenfreundliche Stiftung, welche der Sierra Leona-Kompagnie schon ansehnliche Handelsvortheile bringt.

Es ist aber da nicht auf Handelsgewinn allein abgesehen, sondern mehr noch auf Versittlichung des Volks. Dafür trat im Jahr 1807 zu London eine eigene Gesellschaft zusammen, deren Zweck Verbreitung nützlicher Kenntnisse in Afrika ist. Mit ihr verbanden sich die edeln Missionsgesellschaften der Briten. In allen Ortschaften der neuen Kolonie wurden Schulen, sowohl für Erwachsene, als für Kinder, angelegt; Kirchen errichtet; Verkünder Christi und der Bruderliebe in die benachbarten Gegenden ausgesandt; die umherwohnenden Negerfürsten durch Geschenke, Handelsvortheile, unentgeldlichen Unterricht ihrer Kinder in europäischen Wissenschaften gewonnen; Bibeln zu Tausenden in der Landessprache verschenkt; Entdeckungsreisen gemacht; talentvolle Neger zu Lehrern, selbst zu Missionarien gebildet — nichts ward unterlassen, was zur Veredlung des gesellschaftlichen Zustandes der westafrikanischen Küstenbewohner führen konnte.

So ist nun Sierra Leona einer der wichtigsten Punkte dieser Weltgegenden für die Menschheit von Afrika geworden. Da, auf vormals ödem Bezirke, wurden im Jahr 1817 über dreizehnhundert Neger zum Christenthum und bürgerlich-sittlichen Leben gebildet, Menschen, meistens aus den Fäusten ruchloser Sklavenschmuggler, errettet. Noch im Jahr 1817 wurde ein portugiesisches Sklavenschiff ertappt, welches vierhundert Knaben und Mädchen an Bord hatte. An den verschiedenen mit Sierra Leona verbundenen Sendorten werden über tausend Negerkinder unterrichtet. Besonders thut sich durch die Bell-Lancastersche Unterrichtsart die Schule von Leicester-Mountain hervor, die, was sie ist, der Einsicht und Thätigkeit des Missionärs Janßen aus dem Hannöverschen dankt.

Von hier aus geht weit umher die Kenntniß nützlicher Handwerke zu den Stämmen der Schwarzen; der verbesserte Reisbau, Baumwollenbau, Garten- und Ackerbau; daneben Kenntniß der christlichen Religion vom Kap Negro bis zu den Gummiwäldern am Senegal. Es predigte ein schwarzer Missionär Philipp Quaque den Völkerschaften an der Goldküste in der Amina-Negersprache das Evangelium. Es ward, wie in den Ortschaften der Sierra Leona, zu Yongru Pomoh an der Küste Bulam, auch zu Baschia verkündigt und zu Canoffe an den Ufern des Pongas, zu Gambier am Dembia-Fluß, auf der Insel Goree am Senegal, an des Senegals Mündungen, und mehrern andern Orten. Bereitwillig bringt britischer Edelsinn die reichsten Opfer, das große Werk der Gesittung Afrikas zu unterstützen; bereitwillig bietet die Regierung selbst zu dem denkwürdigen Unternehmen Hand, und der englische Gouverneur der Sierra Leona, Mac Carthy, zeichnete sich durch wahre Begeisterung für die heilige Sache aus.

Mit diesen Anstalten verglichen, sind freilich alle frühere von

Portugiesen und Franzosen an der afrikanischen Westküste gemachten Missionsversuche unbedeutend zu nennen. Denn es war dabei nicht auf Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes der Negerstämme durch Schulen, Handwerke und Vervollkommnung des Ackerbau's geachtet worden. Was einzelne heldensinnige Priester gethan hatten, war von den Regierungen nicht unterstützt worden und zum Theil wieder nach dem Tode der einzelnen Glaubensboten untergegangen.

So war z. B. seit einigen Jahrhunderten am Gambiastrom das Christenthum im Negerreich Barra gepflanzt worden. Französische Geistliche hatten es von der französischen Faktorei Albreda in die Umgegenden getragen. Schon hatten sich im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts mehrere christliche Gemeinden gebildet, die aber wieder aus Mangel an Missionarien verschwanden oder entarteten. Als Abbé Demanet im Jahr 1764 dahin kam, fand er nur noch in sieben Dörfern Ueberbleibsel der Christen, welche seit zwanzig Jahren keinen Priester mehr gesehen hatten. Er belebte die Liebe zum Christenthum hier, wie in den Negerstaaten Sin, Thin und Barbesin, in der Nachbarschaft der Insel Gorree, damals von neuem. Der König von Sin behandelte ihn freundlich. „Die Christen sind", sagte er zum Abbé, „meine besten Unterthanen. Ich verehre zwar denselben großen Gott, wie du, aber von den Geheimnissen deiner Religion kann ich nichts begreifen. Willst du alle meine Leute zu Christen machen, soll's mir recht sein." — Wirklich lehrte und taufte der eifrige Demanet gegen tausend Neger in kurzer Zeit. Doch auch seine Mühe blieb ohne Segen, da, was er angehoben hatte, nur mangelhaft fortgesetzt, endlich in den Kriegen und Staatsumwälzungen Frankreichs ganz vergessen wurde.

Ich füge hierzu noch eine merkwürdige Mittheilung des Kapitän Smith, der Tripoli genau kennen gelernt hat. Er sagt:

unter den Sklaven, meistens von einem kräftigen schönen Negerstamme, die aus dem Innern Afrika's nach Tripoli gebracht werden, befinden sich viele, die sich Christen heißen, obwohl sie sehr unwissend sind, weder die Beschneidung haben, noch das älteste Sinnzeichen des Christenthums, das Kreuz kennen. Als eines Abends ein Schiffshauptmann des Pascha von Tripoli, der von diesen Sklaven nach Algier bringen sollte, ankerte, ward auf einem nahegelegenen Schiffe die Abendglocke geläutet. Da fuhren die Neger fröhlich auf, riefen ihren Gefährten zu, umarmten sich mit Entzücken und riefen: „Campan, Campan!“ Dies lateinische oder italienische Wort veranlaßte den Dolmetsch, nach der Ursache des allgemeinen Vergnügens zu fragen. Er erfuhr von den Sklaven, daß in den Negerstädten ihres Vaterlandes öffentliche Plätze wären, auf denen in einem Gebäude eine Glocke hange. Mit dieser werde Morgens und Abends zum Gebete geläutet, wonach der Priester eine Ermahnung an die Versammlung halte. Die Leute wußten übrigens weder von Götzen- noch Heiligenbildern in ihrem Tempel; wohl aber von einer Art heiligen Abendmahls. — Wo liegt nun dies Vaterland der schwarzen Christen?

Die westafrikanischen Inseln.

So liegt der große Welttheil da, versäumter und vergessener von den Europäern, als jeder andere. Nach dem Zeugniß Molliens, der im Jahr 1818 durch das Innere Afrika's zu den Quellen des Senegal und der Gambia reisete, gewinnt bei den Nationen im Innern (besonders im Lande Cayor) die Lehre Muhameds immer mehr Anhang. Denn die Schulen sind überall von den Marabuts gehalten, und diese Lehrer des Koran werden von den Heiden eben so ehrfurchtsvoll, als von den Muhamedanern

selbst behandelt. Zudem ist die Beschneidung in diesen Gegenden schon ziemlich allgemein. Mollien machte dabei die Bemerkung, daß die muhamedanischen Neger, eifrig in ihren Glaubensübungen, auch menschlicher und gesitteter, als die Heiden sind. Der Christ ist im Innern des Welttheils verachtet oder gefürchtet, weil man zum Theil die Lasterhaftigkeit der goldsüchtigen Europäer als Wirkung ihrer Religion ansieht.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die europäischen Seemächte, nach Verlust ihrer reichsten Besitzungen in Westindien und Amerika, Ersatz in Afrika suchen werden. Wo fänden sie ihn, als in dem Welttheil, der Kupfer, Gold, Elfenbein, Edelsteine, Gummi, Gewürze und unzählige andere Waaren, die der abendländische Luxus fordert, in Fülle darbietet? — der, was Asiens und Amerika's Boden an Pflanzen Köstliches erzeugt, ohne Mühe unter angemessenen Himmelsstrichen in neuen Pflanzungen geben kann? Wohin könnten die europäischen Könige zu eigenem Vortheil besser den Strom der Auswanderungen ihres Volkes leiten, dessen Ueberfluß über das Meer geht, um das immer bedeutsamere Amerika durch Anbau und Gewerbe zu bereichern?

England hat seit Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts bewiesen, daß es leichter sei, sich die Negerstaaten durch Civilisation derselben zu befreunden, als durch Waffengewalt. Und weit entfernt, daß die Abschaffung des Sklavenhandels den Verkehr schwächte, ist dieser gestiegen.

Die edelste Frucht aller Verwandlungen, welche sich in den allgemeinen Staatenverhältnissen dieser Zeit offenbaren oder vorbereiten, wird vielleicht für das menschliche Geschlecht, neben der allgemeinen Freiheit Amerika's, die Versittlichung der Afrikaner durch religiöse Bildung und christlichen Glauben sein.

Die Portugiesen haben sich jederzeit als eifrige Katholiken bewiesen. Auf ihren westafrikanischen Inseln machten sie sich's

wie die Spanier, zur besondern Angelegenheit, mit Hilfe der Inquisition, alle Heiden, Juden, Muhamedaner und protestantische Christen auszurotten. Sogar die Sklaven empfangen christlichen Unterricht und werden getauft. Es ist mehr Ueberfluß, als Mangel, an Kirchen, Klöstern und Kapellen. Doch ist aus den Erzählungen aller neuern Reisenden bekannt, wie unwissend die meisten Geistlichen sind. In vielen Inseln sind die Ordens- und Weltgeistlichen theils Neger, theils Mulatten, welche nur dürftigen Unterricht empfingen. So läßt sich's erklären, daß der Handel auf dem größten Theil der westafrikanischen Inseln, die Spaniern oder Portugiesen gehören, in den Händen der Engländer liegt; oder daß ein großer Theil von den Erzeugnissen der azorischen Inseln mit Indulgenzen, Dispensationen, Reliquien, Bildern u. s. w. von Portugal aus bezahlt wird.

---

4. Amerika.

Einführung des Christenglaubens in Amerika. — Las Casas.

Jene Bekehrungskriege, welche von den Jüngern Muhameds in drei Welttheilen geführt worden sind, seit der arabische Prophet, umringt von seinen Helden, dem schrecklichen Amru, dem schrecklichern Kaled, genannt Schwert Gottes, Ali, Abubeker und andern, dazu den Anfang gemacht, gehören zu den schmachvollsten Erscheinungen in der Geschichte des menschlichen Geschlechts. Schriftsteller reden bis auf den heutigen Tag mit frommem und gerechtem Abscheu von den ungeheuern Strömen Blutes, welche zur Verbreitung des Glaubens an den Koran in drei Welttheilen fließen mußten.

Aber wahrlich, alle Gräuel der Sarazenen, verglichen mit den

Gräueln christlicher Religionswuth, wie, ich möchte fast sagen, ehrlich stehen sie neben diesen! Man denke an die Millionen, welche der Wahnsinn der Kreuzzüge, zur Eroberung des heiligen Grabes, oder zur Bekehrung des europäischen Norden seit Kaiser Karl I., oder in den Jahren der Kirchentrennung, in den Bluthochzeiten, in den Auto-da-Fe'n der Inquisitionsgerichte geopfert hat! Man denke, unter welchen empörenden Völkermorden das Kreuz an den amerikanischen Küsten, als diese kaum entdeckt waren, gepflanzt wurde! Wie man da Nationen vertilgte, und ihre Ueberbleibsel in die unbekannten Wälder und Berge des Innern warf; — wie man, um die Einöden wieder zu bevölkern, afrikanische Völker gegen einander in Aufruhr setzte, deren Kriegsgefangene kaufen zu können; wie man Millionen der Schwarzen über das Weltmeer entführte, um sie in neuen Gegenden der Erde zeitlebens, erbarmungslos, und härter als das vernunftlose Vieh, festzuhalten!

Doch nein, jene Mördereien, mit welchen die Christen Amerika besudelten, entsprangen kaum aus Religionswuth. Die Quelle wäre zu edel gewesen. Es war nur roher Gelddurst, mit Glaubensstolz bemäntelt. Der gotteschänderische Gräuel fand aber selbst öffentliche Vertheidiger. Ein Doktor Sepulveda rechtfertigte ihn, in einem zu Rom gedruckten Buch, durch göttliche und menschliche Gesetze und durch das Beispiel vom Betragen des Volkes Gottes nach der Eroberung Kanaans.

Es ist hier nicht der Ort, von Gründung der verschiedenen europäischen Niederlassungen längs den Küsten des amerikanischen Festlandes und auf den Inseln zu reden, wo dann zugleich das Christenthum bleibende Stätte gewann. Das Christenthum beschränkte sich lange Zeit nur auf die Zahl der Eroberer. Die freien Heiden verabscheuten mit Recht eine Religion, die zu Verbrechen Anlaß oder Vorwand gab, wie sie vormals kein Heide Amerika's im Reich der Möglichkeit geglaubt hatte. Der wahren

Christusjünger erschienen zu wenige, die, gleich dem Menschenfreund Bartholomäus de las Casas, den Glauben in seiner ganzen Einfalt und Liebenswürdigkeit dargestellt hätten. Merkwürdig ist, daß dieser erhabene Märtyrer der Liebe und des Erbarmens nicht unter den Heiligen der katholischen Kirche glänzt. Das Beispiel seiner Tugenden wie sein großer Sinn aber haben ihn zum Heiligen der Menschheit gemacht. Seine (im Jahr 1625 zu Tübingen gedruckte) Abhandlung über die Frage: „Können Fürsten mit gutem Gewissen durch irgend ein Recht, oder kraft irgend eines Titels, Bürger und Unterthanen von ihrer Krone an andere veräußern?“ verdiente vielleicht auch noch in unsern Tagen neue Ausgabe.

Das meiste Verdienst erwarben sich in den ersten Jahrhunderten nach Amerika's Entdeckung Jesuiten, Franziskaner, Dominikaner und Kapuziner um Verkündung des Evangeliums auf den westindischen Inseln und auf dem festen Lande. Als endlich Holländer und Briten den Portugiesen und Spaniern erobernd in die neue Welt folgten, ward auch von protestantischen Geistlichen die Bekehrung der Indianer mit Eifer angehoben. Vorzüglichen Ruhm erwarb sich die im Jahr 1647 durch eine Parlamentsakte gestiftete „britische Gesellschaft zur Verbreitung des Evangeliums im Auslande“ bei den englischen Niederlassungen in Nordamerika. Wetteifernd bewies sich mit ihr in dem heiligen Werke, während des achtzehnten Jahrhunderts, die „Brüder-Unität“ oder die „Gemeinde der mährischen Brüder.“ Diese drangen in edler Begeisterung, Christum zu verkünden, selbst in den tiefsten amerikanischen Norden, in die beschneiten Einöden Grönlands hinaus, zur Nachbarschaft des ewig verborgenen Erdpols, wohin weder Eroberungssucht noch Golddurst andere Europäer locken konnte.

Untergegangenes Christenthum an Grönlands Ostküsten. — Der ehrwürdige Hans Egede. — Die Brüdergemeinden in Grönland.

Es geht die Sage, daß Grönland schon zu Ende des achten Jahrhunderts durch Erich den Rothkopf, einen aus Island verbannten Normann, entdeckt und bevölkert worden sei. In einer Bulle des Papstes Gregor IV. vom Jahr 835 war dem ersten Apostel des Nordens, dem heiligen Ansgar, auch die Bekehrung der Isländer und Grönländer empfohlen. Im vierzehnten Jahrhundert war schon die Ost- und Westküste Grönlands von den Normännern angebaut. Man zählte dort an den neunzehn Fiorden oder Buchten der Ostseite einhundert und neunzig Ortschaften, in zwölf Kirchspiele getheilt, nebst zwei Klöstern und einem bischöflichen Sitz; an den neun Fiorden der Westseite in vier Kirchspielen gegen hundert zerstreute Ortschaften, die sich bis zum fünfundsechszigsten Grad der Breite hinaufzogen. Der erste Bischof war Arnold, ein gelehrter norwegischer Priester, welcher im Jahr 1123 nach Grönland kam.

Aber Hungersnoth oder Seuchen tödteten viel Volks, an dessen Stelle sich nach dem vierzehnten Jahrhundert Wilde aus Nordamerika von den labradorischen Küsten drängten, früh schon Skrällinger von den Grönländern geheißen. Es waren Eskimo's, vielleicht ein aus Nordasien verdrängter Tatarenstamm, der auch im wüsten Labrador keine bleibende Sitze gefunden haben mochte. Vor ihnen wichen die übriggebliebenen Normänner nach der unwirthbarern Ostküste Grönlands, wo zuletzt von ihnen fast alle Spuren verschwanden. Nur dann und wann erscheinen sie noch einzeln aus ihren von Eisbergen zu Land und zu Meer verrammelten Einöden, von den Eskimo's als Menschenfresser gefürchtet.

Seitdem war Grönland vergessen, bis der Handelsgeist des

sechszehnten Jahrhunderts erwachte. Nun gedachte man wieder der christlichen Gemeinden, die vor Jahrhunderten dort gelebt, und hoffte mit ihnen Verkehr zu beginnen. Die abenteuernden Schifffahrer suchten vergeblich an den Ostküsten. Sie fanden mordsüchtige Wilde und Eisfelsen.

Nachdem die Dänen unter sieben Königen vergebens getrachtet hatten, das verlorne Grönland ihrer Vorfahren wieder zu finden, gelang es ihnen durch den frommen Christenmuth eines einzigen Mannes.

Unfern den schroffen Felswänden der norwegischen Kjölen lebte in der Gemeinde Vogens der Pfarrer Hans Egede, unbekannt der Welt, und er unbekannt mit ihr. Er erinnerte sich eines Tages, einmal gelesen zu haben, daß vorzeiten in Grönland christliche Einwohner gelebt hätten. Aus bloßer Neugier erkundigte er sich bei einem Freund zu Bergen, welcher Wallfischfänger war, was er von dem Zustand Grönlands wisse. Da er nun vom Heidenthum der einzelnen Menschen hörte, wie man an den kahlen Küsten, oft den Seefahrern zum Verderben, gefunden, that's ihm im Herzen weh. Es flog ihm der Gedanke durchs Gemüth, er solle dahin und mit Christi Wort die Finsterniß erleuchten. Doch erschrak er vor dem Einfall; denn er hatte Frau und Kind, dabei ein mäßiges Auskommen und sonst keine Mittel. Es war im Jahr 1708. Und immer ging ihm der Gedanke nach, wie sehr er sich auch bemühte, ihn zu bekämpfen, konnte er sein nach Jahr und Tag nicht los werden und fand keine Ruhe, bis er zur Erfüllung schritt, und ihn im Jahr 1711 offenbarte, um Unterstützung zu finden. Er richtete Bittschriften an die Bischöfe von Drontheim und Bergen, an das Missions-Kollegium in Kopenhagen, an königliche Behörden mit Vorschlägen zur Stiftung einer Niederlassung in Grönland, einer Handlungsgesellschaft u. s. w. Niemand mochte ihn hören. Seine Frau, seine Hausgenossen, seine Verwandten

bestürmten ihn mit Vorwürfen; die obern Behörden, die reichen und vornehmen Herren behandelten ihn, nach ihrer Art, wie einen Grillenfänger oder Schwärmer; andere machten sich öffentlich über ihn lustig. Er mußte gegen so viele Verunglimpfungen im Jahr 1715 in einer eigenen Vertheidigungsschrift seine Rechtfertigung versuchen. Sobald er aber einmal seine Gattin für den kühnen Gedanken gewonnen hatte, ging Alles leichter. Nun hörte er auf, Bitt- und Denkschriften zu machen; legte sein Amt nieder; eilte selbst nach Kopenhagen; betrieb seine Sache persönlich, und brachte es endlich dahin, daß ein Schiff ausgerüstet, er als Missionär von Grönland ernannt und an die Spitze einer kleinen Kolonie gestellt wurde. Am 2. Mai 1721 schiffte er sich mit seiner Frau und vier kleinen Kindern ein, freudig, nach zehnjähriger Standhaftigkeit das Ziel seiner Wünsche zu erreichen.

Hier baute er mit den ihn begleitenden Dänen an der Westküste die Pflanzstadt Godhaab; wohnte unter den anfangs schüchternen Wilden, gewann ihr mißtrauisches Herz; lernte mit seinen Kindern ihre Sprache; ertrug mit ihnen alle Entbehrungen; durchreisete unter mannigfachen Gefahren das rauhe Felsenland in verschiedenen Richtungen, ließ Erze suchen, um nur den Dänen diesen Boden wichtig zu machen, und Versuche mit Getreidesaaten anstellen, um die mit ihm Gekommenen vor Hungersgefahr zu sichern. Doch in diesen unwirthbaren Landschaften schien alle Mühe eitel zu sein, festen Sitz zu erhalten. Hier wütheten Frost, Hunger, und Nachstellungen von Wilden zugleich. Nur einzelne Menschen gewann Egede nach und nach zum Christenthum; binnen zehn Jahren taufte er nur hundert und fünfzig Kinder. In Dänemark ward man der Opfer müde. König Christian VI. rief im Jahr 1713 die Kolonisten zurück. Alles verlor den Muth. Nur Egede nicht. Mit seiner Familie und zehn Matrosen, die auf den Schiffen, welche das Volk nach Dänemark zurückführten, nicht mehr Platz

fanden, blieb er in Grönland. So harrte er zwei Jahre aus. Seine Standhaftigkeit siegte.

Denn nicht nur stellte der König die grönländische Handlung wieder her, und gab der Mission neue Unterstützung: sondern von der Brüdergemeinde in Herrnhut erschienen zugleich drei neue Boten des Heils, Matthäus, David und Christian Stach. Es war im Jahre 1733. Zu diesen kamen bald mehrere. Sie bauten sich die Sendstätte Neuherrnhut ohnweit Godhaab; späterhin, da ihr Werk besser gedieh (im Jahr 1758), eine andere Sendstätte, Lichtenfels, um entferntern Wilden näher zu wohnen. So setzten sie mit Alles opferndem Muthe Egede's heilige Sache fort, auch da sich dieser ehrwürdige Mann, krank und schwach, zur Fristung seines Lebens, zur bessern Erziehung seiner Kinder, und die Sache der Mission eifriger zu betreiben, nach Kopenhagen im Jahr 1736 zurückbegeben hatte.*)

Mit dem Christenthum begann die Kultur der Wilden. Sie gewöhnten sich an bleibende Stätten. Im Jahre 1762 wohnten schon vierhundert und siebenzehn Grönländer in Neuherrnhut, und ungefähr hundert und siebenzig zu Lichtenfels. Im Jahr 1796 betrug die Zahl der christlichen Grönländer hier und im neuen Missionsort Lichtenau neunhundert und sechsundsiebenzig Personen. Neben diesen und Godhaab sind für den Handel mehrere dänische Pflanzstätten und Logen angelegt worden, welche auf Zähmung der rohen Sitten bei den Landesbewohnern mehr und mehr Einfluß erhalten. Man hat für die Bekehrten Erbauungsschriften in ihre Muttersprache, im Jahre 1799 auch die Bibel übersetzt, und zu Kopenhagen mit lateinischen Buchstaben drucken lassen. Die Missionarien haben Schulen angelegt, daß keines der getauften Kinder ohne Unterricht erwachse.

*) Er starb 1758 zu Stubbeköbing auf der Insel Falster.

Nun sind seit Hans Egede's Landung beinahe hundert Jahre verstrichen. Viel ist geleistet, und doch weniger, als man nach hundertjährigen Mühen hätte erwarten sollen. Große Hindernisse schafft die Natur; nicht geringere das eingewurzelte Vorurtheil der Grönländer gegen die Fremden, so wie ihr Festhalten an den Vorstellungsweisen der Vorfahren. Auch ward das Bekehrungswerk wohl in spätern Zeiten mit geringerm Eifer, denn anfangs, betrieben.

Es gehört kein gemeiner Heldensinn dazu, um den Heiden das Licht göttlicher Offenbarung zuzutragen, Alles zu vergessen, und sein Leben in jenen stillen Schnee= und Felsenöden zu beschließen, wo man oft kein Grün erblickt, als die Städte oder Dörflein. Denn während das ganze Land kahl und rauh ist, bleiben die Häuser oben und auf allen Seiten mit Löffelkraut und Gras bewachsen; und rings herum erzeugt der Sand, viele Jahre mit Blut nnd Speck der Seehunde gedüngt, das schönste Gras. Aus den Fernen schimmern, wie Nordschein, die großen hohen Eisfelder, die „Eisblinke"; es rauchen erloschene Vulkane. Am Fuße der Gebirge erheben sich, statt Wälder, Reihen von Eistrümmern, voller Spalten und Löcher, in seltsamen Gestalten, bald wie mit Thürmen geschmückte Kirchen, bald wie Säulen, Gewölbe, zerfallene Paläste, halb durchsichtig, in der Sonne vom Schnee blaßgrün und silbern, vom klaren Eise blau strahlend. In langen Wintern gefriert das Wasser über dem Feuer, ehe es heiß wird und kocht; Weingeist wird oft dick, wie gefrornes Oel. Erst im Juni thaut der Boden recht auf, aber in den längsten Tagen schmilzt die Sonne selbst das Pech an den Schiffen. Dann tanzen im Meere schwimmende Eisberge um die Küsten. In den Gärten erziehen die Europäer Salat, Kohl, Schnittlauch und Radisse. Doch Alles bleibt klein; selbst die weißen Rüben werden selten größer, als ein Taubenei. Nur Moose, Schwämme und Flechten

gedeihen noch an den unwirthlichen Felsen, einige Grasarten in den geschirmten Thalungen; dürftige beerentragende Erdgesträuche, Zwergbirken, niedriges Erlen- und Vogelbeergestrüpp ergötzen durch ihr Erscheinen nur in den Fiorden der südlichern Landtheile.

Niemand kann von der Menschenzahl sagen, die in diesen noch viel zu wenig gekannten Einsamkeiten zerstreut lebt. Man legt Tagreisen zurück, ohne einen Sterblichen zu erblicken. In den Gegenden, wo heut an der Westküste die Sendorte und dänischen Anbauungen stehen, sollen vor dem Jahre 1730 gegen dreißigtausend Menschen gewohnt haben; wie Seefahrer berichten. Diese Anzahl hatte ums Jahr 1746 schon um ein Drittheil abgenommen. Kranz berechnete im Jahre 1762 die gesammte Menschenmenge an der Westküste nur noch gegen zehntausend Seelen. Im Jahre 1805 zählte man in den Umgebungen der dänischen Niederlassungen noch sechstauseud sechsundvierzig. Kranz aber wußte aus den Erzählungen der Grönländer, daß noch bis zum achtundsiebenzigsten Grade Menschen wohnen, die von Fischen, weißen Bären und Eidervögeln leben. Wirklich fanden die britischen gegen den Nordpol ausgesandten Entdeckungsschiffe (im Jahre 1818) zwischen dem sechs- und achtundsiebenzigsten Grade noch ein einsames Eskimo-Völklein, welches rings umher die Welt für einen unendlichen Gletscher, sich für das einzige Menschengeschlecht hielt, und keinen Begriff vom Dasein eines höhern Wesens gehabt haben soll.

Die letzte Behauptung war wohl zu voreilig. Die Engländer verweilten bei diesem Völkchen viel zu kurze Zeit, und waren der Sprache desselben allzuunkundig, um über Gegenstände aus der Welt der Vorstellungen urtheilen zu können. Denn unter allen Völkern des Erdballs ist noch keins entdeckt worden, welches, wenn man es sehr genau kennen lernte, nicht, sobald es sich nur zu einer Sprache aufgerichtet hatte, mit dem ersten Begriffe des Daseins auch die Vorstellung von einer höhern, un-

bekannten Macht verknüpft hätte. Gott hat sich in aller Geister Ahnungen offenbart.

Hielt man doch Anfangs auch die westlichen Grönländer für Menschen ohne Gotteskunde. Aber je tiefer man durch Erlernung ihrer Sprache und durch längern Umgang in das Geheimniß ihres Innern eindrang, je mehr Keim der Religion entfaltete sich dem Beobachter bei ihnen. Sie reden von hohen und niedern Geistern. Sie wissen vom schöpferischen Hauch des Pirksoma („der da droben"); von dem ihm untergeordneten guten Geiste Torngarsuk, dem Orakel ihrer Angekoks oder Priester, der in unterirdischen glückseligen Gegenden wohne; von einem bösen Geiste, der unter dem Meere wohne, und dessen Haus von schrecklichen aufrecht stehenden Seehunden bewacht werde; von der Fortdauer ihrer Seelen, Tarngeks (schon die Verwandtschaft dieses Namens mit dem des guten Geistes Torngarsuk deutet viel!) nach des Leibes Auflösung. Aber Ehre oder Dienst erweisen sie dem großen Geiste Torngarsuk nicht, weil, wie David Kranz sich ausdrückt, „sie ihn ohnehin für allzugütig halten, als daß er fordere, versöhnt oder bestochen zu werden."

Vom neuesten Zustande der christlichen Sendanstalten im südlichen und westlichen Grönland ist wenig bekannt geworden. Wir wissen nur, daß es auch diesen Gegenden an einer hinlänglichen Zahl geweihter Missionarien aus Europa gebricht (im Jahre 1792 waren deren nur fünf dort), und daß die Genossenschaft der Brüdergemeinden an den Küsten aus ungefähr tausend Seelen besteht.

Die Bekehrungen in Labrador. — Das Heidenthum im äußersten Norden Amerika's.

Was bis hinaus zum niegesehenen Nordpol des Erdballs wohnt und athmet, ist Geheimniß. Das bekannte nördlichste der Länder

ist eine öde Welt von Felseninseln, Spitzbergen geheißen, wo doch noch weiße Bären, Füchse und Rennthiere einige Nahrung finden, und Schnee- und Eisvögel um die kahlen Klippen flattern. Aber hier, wo der Winter das Meer in ein endloses Eisfeld um die Inseln verwandelt, die längste Nacht fünf Monate währt, daneben wieder die Gluth des Sommers unerträglich werden kann, hausen nur wenige russische Ansiedler, der Fischerei wegen.

Unter etwas südlichern Breiten, um die Hudsonsbai hin, wo zwar der Himmel noch rauh, der Boden unter einem fast zehn Monden dauernden Winter sehr unwirthbar ist, doch hin und wieder verkrüppelte Nadelhölzer über dem Schnee grünen, und die Arten der Thiere sich schon mannigfaltiger zeigen, erblickt man auch das Menschengeschlecht zahlreicher verbreitet. Es ist in Lebensweise, Sprache und Denkart dem grönländischen verwandt.

Die Bewohner des rauhen, ungeheuern Landstrichs von Labrador nennen sich, wie die Grönländer, Karalits oder Kerali's (Männer), und die Europäer Kablunäts. Ohne Zweifel sind ursprünglich die Eskimo's, die Skrällinger in Grönland, nur von ihnen ausgestoßene und verfolgte Stämme gewesen. Lange schon haben die Briten diese Küsten handelnd besucht, der Fische und Pelzwerke willen. Die Hudsonsbai-Gesellschaft hat daselbst verschiedene Anbauungen und Faktoreien zum sichern Verkehr mit den Wilden. Aber erst im Jahre 1764 kamen christliche Bekehrer hieher, abermals mährische Brüder, die sich in der Nähe der Faktoreien muthvoll ansiedelten. Dort bauten sie im Jahre 1771 ihren ersten Sendort Nain, wo acht deutsche Missionarien beisammenwohnten, Gott zu verkünden, und halbverthierte Menschen zu veredeln. Später, da aus Europa, besonders aus Deutschland, mehr Gehilfen erschienen waren, bauten sie (im Jahre 1776) nördlich von Nain, unter dem achtundfünfzigsten Breitengrade, den neuen

Sendort Okkak an, und dann südwärts (im Jahre 1782) den Sendort Hopedale.

Das Thun dieser frommen Männer war gesegnet. Mehrere hundert Familien der Kerali's wohnten im Jahre 1808 entwildert, arbeitsam, in rührender Eintracht und Gottesanbetung, um Nain, Okkak und Hopedale. Da sind andachtsvolle Erhebungen des Gemüthes; da Schulen für die Kinder der Langevergessenen. Nicht nur sind viele im Volke, welche lesen können, auch viele schreiben ihre Gedanken ohne Mühe nieder, und die drei ersten Evangelien, in ihre Sprache übergetragen, auf Kosten der britischen Bibelgesellschaft gedruckt, wurden (im Herbste 1814) in den Schulen vertheilt.

Eine ungleich größere Bevölkerung, als in den Umgegenden der Sendörter, belebt aber die nördlichern und westlichern Küstenlandschaften Labradors. Von jeher kamen aus jenen Gebieten von Zeit zu Zeit, des Tauschhandels willen, Eskimo-Karavanen zu den Brüdergemeinden und den britischen Anbauungen. Daher entschloß sich einer der Missionarien zu Okkak, Benjamin Kohlmeister, im Frühling 1811, jene Gegenden kennen zu lernen. Er reisete längs den Gestaden bis zum Kap Eudleigh unter dem einundsechszigsten Breitengrade, und von dieser Nordspitze Labradors südwestwärts bis zur Ungawa-Bai.

Er begann die Reise, als am 19. Juni des genannten Jahres die Bai von Okkak vom Eise frei geworden war. Begleitet von vier Eskimo-Familien und andern fuhr er längs den Gestaden zwischen schwimmenden Eisbergen hin, oft von Eisfeldern festgehalten. Von den kahlen Felsen donnerten zu Zeiten Wasserfälle, fünfzig bis sechszig Fuß senkrecht niederstürzend, unten in Wasserstaub zerschellend. Adler horsteten auf Felsengipfeln, deren grünes, rothes und gelbes Gestein in traumhaften Bildungen bald Säulengänge, bald gothische Burgen und Tempel darzustellen schien. Sie

sahen grünende Thäler, in denen das goldene Fingerkraut (**Potentilla aurea**), Tussilago und Arnica blühten; Berge hoch mit niedern Gesträuchen, Birken- und Erlengestrüpp umgeben; einen schiefergrauen Felsen, der gelblich-weißen Dunst von starkem Schwefelgeruch austreibt. Ein Tropfen dieser Substanz war so scharf, daß er, auf verzinntes Eisenblech fallend, das Metall in wenigen Minuten verzehrte. Sie erblickten weiter nordwärts, im Lande Serliarutsi, Trümmer altgrönländischer Wohnplätze, Gemäuer und Grabmale, um welche noch die Sage vom Zuge der Keralk's, die aus Kanada und Labrador gegen Norden (gen Grönland) flohen, bei den Eskimo's lebte. Ueberall wurden sie von den Stämmen der Wilden, die noch nie einen Europäer gesehen hatten, mit Erstaunen und Gastfreundlichkeit empfangen. An einen neuen Sendort ward nun mit Ernst gedacht; vielleicht ist er schon gestiftet.

Wilder noch, als in Labrador, ist bis zum achtundsechszigsten Breitengrade das Land Neuwales an der Westküste der Hudsonsbai; doch von jagenden und fischenden Eskimo's bewohnt, und einigen hundert Europäern im Dienste der Hudsonsbai-Gesellschaft. Aber hieher drang noch nie der Muth eines Christusverkünders; keiner in die unermeßlichen Blachfelder, Gebirge und Wälder, die nordwärts Kanada, Heimat der Nord-Indier, Kupfer-Indier, Athapuwskows, Nathana's, Chippeways und anderer nomadischen Völkerstämme sind. Nur verwegene Pelzhändler abenteuerten in diese der übrigen Welt unbekannte Gegenden von Zeit zu Zeit hinaus, die wir zum Theil durch Alexander Mackenzie's Entdeckungsreisen kennen, welche er zu Lande nach dem Eismeer und der Südsee, von Montreal aus, gethan hat.

Wenn aber auch in diesen nordischen Wildnissen Amerika's nicht der durch Jesum geoffenbarte Vater der Welten gekannt ist, ertönt dort nicht minder das Lob Gottes, des unsichtbaren „großen

Geistes", wie ihn die Wilden heißen. Die Hausgötter sind ihrem Kindersinne theure Wesen. Sie wissen von ihrer Seelen Unsterblichkeit. Die Chippeways erzählen von der schönen Insel, zu welcher die abgeschiedenen Geister hinüberschiffen. Auch sie haben Priester und hohe Priester, Opferungen, heilige Gebräuche. — Inzwischen ist Alles, was wir von den religiösen Vorstellungen der Völkerschaften wissen, welche den äußersten Norden Amerika's, von der Baffins- und Hudsonsbai bis zur Cooks- und Beringsstraße und dem Nutkasunde erfüllen, höchst unvollkommen. Kaum die Völker selbst alle kennen wir. Sie ziehen sich, furchtsam vor den wachsenden Ansiedlungen der Europäer, sowohl von der Ost- als Westküste des Welttheils in das innere Verborgene desselben zurück. Hier in den Einöden der Urwälder südwärts; oder in dem ungeheuern Hochlande, wo von unzugänglichen, unbekannten Gebirgen der Missouri-, Mackenzie-, Nelson-, Columbiastrom und andere, aus ewigem Schnee hervor der Hudsonsbai, der Südsee, dem vergletscherten Norden zufließen; in jenen fast unendlichen Ebenen, wo der Boden kaum noch Erde zur Pflanzennahrung hat, und der Mensch und sein Rennthier sich mit dem kurzen krausen Moose des Felsbodens begnügen müssen: — hier ist die sichere Freistätte der Urbewohner Amerika's.

Die Russen, vom nördlichen Asien herüber nach den amerikanischen Westküsten kommend, verbreiten sich längs denselben immer zahlreicher. Ihre Pelzhändler und Wildschützen, hart und habsüchtig, treiben mit roher Gewalt die erschrockenen Wilden zurück. An Bekehrung und Versittlichung der Heiden denkt nicht leicht ein Beamter der russisch-amerikanischen Handelsgesellschaft. Auf der Halbinsel Alaschka, wo man noch im vorigen Jahrhunderte bei sechszigtausend Einwohner zählte, sah man 1809 nur noch wenige Hundert. Seit die Russen im Norfolksunde ihr Neuarchangel

bauten (1804), flüchteten die verjagten Landesbewohner in, den Europäern unerreichbare Fernen.

Es bedarf eben keiner Ausübung von Unmenschlichkeiten gegen Indianer, um sie aus der Nähe der Europäer zu bannen. Die einfachen Söhne der Natur sehen mit Schaudern Ueberlegenheit und Wirkung europäischer Künste und Laster. Sie erschrecken vor einer Religion, die ihnen Menschen predigen, welche sich rühmen, nach dem Tode des Himmels gewiß zu sein, während sie vor dem Tode die Welt zur Hölle machen. Der Ur-Amerikaner zieht standhaft die Lebensweise seiner Altvordern den Lebensbequemlichkeiten der Ankömmlinge, und die Freiheit der Natur dem Sklaventhum des künstlichen Beisammenwohnens vor. So sah Mackenzie (im Jahre 1799) eine ganze Kolonie Irokesen nach dem Saskatchiwineflusse auswandern, die doch von Kindheit an, neun englische Meilen von Montreal gewohnt, unter römischen Missionarien gelebt hatten und von ihnen unterrichtet worden waren.

Blick auf die beiden Kanada's. Bewunderungswürdige Fortschritte der Religion und Gesittung unter den wilden Völkern an und in den Gebieten der Vereinigten Staaten, und der spanischen Gebiete Nordamerika's.

Im Westen und Norden Kanada's bis zum asiatischen Ozean und dem Eismeere, und südwärts bis zu den ungewissen Grenzen der Vereinigten Staaten und der mexikanischen Gebiete, über einen Flächenraum von mehr denn anderthalbtausend Geviertmeilen, groß genug, in seinem Schoose ganz Europa zu tragen, waltet in freier Wildniß das alte, nie gebrochene Heidenthum unter mannigfaltigen Gestalten. Noch kennen wir kaum die Namen aller dort herbergenden Völker; geschweige ihre religiösen Vorstellungen. Selbst im Länder-Umfang der Vereinigten Staaten, in den briti-

schen und spanischen Besitzungen Nordamerika's, wohnen der freien Indianerstämme viele, welche Fetisch-Anbeter sind, und von den reinern Gott-Offenbarungen nicht wissen. Nur längs den Meeresküsten, in Städten, Dörfern und Anbauungen europäischer Ansiedler, herrscht christlicher Glaube. Doch wird von Zeit zu Zeit, und auf verschiedenen Punkten mit wechselndem Glück versucht, das heilige Geisteslicht wilden Völkerschaften zuzutragen.

Im obern Kanada, im Südwesten des Utawasflusses, wo die britisch-bischöfliche Kirche die herrschende ist, wohnen auch einige Quäker, Mennoniten, Herrnhuter und Dunkers zerstreut umher; besonders im Bezirke Kingstown. Eben von hier aus haben seit einigen Jahrzehenden die Protestanten viel zur religiösen und sittlichen Bildung der benachbarten Indianerhorden gethan. Die „Gesellschaft zur Verbreitung des Evangeliums" besitzt sowohl zu Kingston zur Bekehrung der Mohawks-Indianer, als in der Ortschaft Niagara, am Strome dieses Namens, eigene Sendanstalten. Die mährischen Brüder haben mehrere dergleichen, und hin und wieder durch ihre Missionarien schon ganze Kolonien von christlichen Indianern gestiftet, welche in verbrüderten Gemeinden beisammen wohnen, Ackerbau, Viehzucht, Weberei, Zuckerbereitung aus Ahornsaft und andere Gewerbe treiben.

Im untern Kanada, vormals französischem Gebiet, ist die katholische Kirche die vorherrschende. Seit die Briten Herren des Landes geworden sind, scheint die Bildung der Geistlichkeit, so wie ihr frommer Eifer zur Bekehrung der Heiden, abgenommen zu haben. „Die Priester sind in Kanada (sagt La Rochefaucault-Liancourt in seiner Reisebeschreibung) gerade was sie meistens auch bei uns und überall sind: verschlagen, herrschlustig, Verehrer und Stützen willkürlicher Gewalt, wenn diese der Geistlichkeit Macht und Reichthum vermehren kann, und wollen weder Selbstdenken noch freies Urtheil erlauben. Die größere Zahl der Prie-

sterschaft kann nichts als lesen und schreiben, ist unwissend und abergläubig im höchsten Grade."

Die französische Staatsumwälzung war diesen Gegenden in so fern wohlthätig, daß viele der ausgewanderten Priester sich da niederließen, und ihre durch Leiden erhöhte Frömmigkeit und ihre durch bessere Schulbildung erworbenen Kenntnisse den andern zum Muster gaben. Auch belebten diese wieder den ziemlich erloschenen Sinn für Christenthums-Verbreitung.

Es stehen unter dem Bischof von Quebek hundert und zweiundneunzig Pfarrer und Missionarien. Die letztern sind gewissermaßen als Pfarrer der christlichen Huronendörfer an dem nördlichen Ufer des Eriesees, der großen Indianer-Anbauung Arbre-Croche und anderer indianischen Anlagen anzusehen, die sie, als Stiftungen früherer Zeiten, mehr unterhalten als vermehren.

Ungleich größerer Eifer lebt und strebt in den Vereinigten Freistaaten Nordamerika's für Versittlichung und Bekehrung der Wilden. Es wird hier ein Wetteifer aller Glauben und Kirchen sichtbar, neben einander aufzublühen, und Gotteskunde und Gottesverehrung zu verbreiten. Vielleicht eben dies erwartet man von einem Bundesstaat am wenigsten, wohin Tausende nur des Erwerbs willen, oder der Freiheit willen zu eilen scheinen, und wo der Grundsatz der allgemeinsten Duldung Grundlage der meisten Verfassungen ist, — ein Grundsatz, welchen weitaus die große Mehrheit der europäischen Priesterschaft, wie sich erwarten läßt, verdammt. Denn diese Priesterschaften, unbewegt durch die Ueberzeugungen des schlichten Menschenverstandes, daß bei mannigfaltigen Stufen der Völkergesittung einerlei Gottesverehrungsart unmöglich sei; unbewegt durch das Bild der vergangenen Jahrtausende; unbewegt durch das Beispiel des barmherzigen Gottes, welcher Vater des Säuglings, wie des betagten Weisen, des Heiden in der Wüste, wie des Jüngers Jesu ist; unbewegt durch die erhabe-

nen Erinnerungen Christi selbst und seiner ersten Schüler, daß, wer recht thut und Gott liebt, ihm angenehm sei, verdammt der stolze Eigensinn ihres Kirchenthums den, der nicht ihrer Meinung ist, und erblicken sie in einer edeln Freilassung religiöser Ueberzeugungen nur sündhafte Gleichgültigkeit gegen Religion.

Der Geist der nordamerikanischen Freistaaten-Verfassung ist ein wahrhaft großer, ächtchristlicher, weil er den Ordnungen der Natur der verwandteste ist; er maßt sich nicht frevelvolle Gewaltherrschaft der Gewissen an; umfängt mit gleicher Liebe Menschen aller Bekenntnisse. Wer den wahren Gott bekennt, also auch der Jude, auch der Muhamedaner, genießt im größern Theil dieser Staaten freie, bürgerliche Rechte; wer Christ ist, gleichviel, welcher Kirchpartei er angehöre, ist jedes Amtes fähig. So blühen nun dort gegen siebenzig verschiedene Arten christlicher Kirchen in Frieden neben einander; und jede Glaubenspartei, jede Gemeinde besoldet ihre Lehrer, die sie sich wählt. Neben den Evangelischen breiten sich die Katholischen aus; und wie die schwärmerischen Zitterquäker, haben die schwärmerischen Trappisten eine ungestörte Heimat. Da verschwindet der unsinnige Glaubenshaß. Es ist erfreulich, daß auch Protestanten zum Bau katholischer Tempel steuern, und hinwieder katholische Aeltern, in Ermangelung von Priestern ihres Bekenntnisses, ihre neugeborenen Kinder von evangelischen Pfarrern nach katholischem Brauche taufen lassen. Da kennt man keinen Donner vom Vatikan, welchen noch heute europäische Könige oft scheuen; da keinen unchristlichen Gesetzeszwang gegen Ehen zwischen Personen von zweierlei Kirchen; da keine Gräuel in Glaubensdingen, wie Irland und das südliche Frankreich zeigen; da herrschen Gott und Gesetz, nicht Priester, nicht Konkordate, nicht eine auserwählte Kirche, welche andersgläubige Bürger zu Stiefkindern des Staates, oder zu Auswürflingen desselben macht.

Die europäischen Auswanderer, welche trauernd um die Gebrechen ihrer alten Vaterlande, über den Ozean hinaus in die neue Welt wandern, sind durch ihr Schicksal größtentheils religiöser gestimmt, als diejenigen, welche im gewohnten Alltagssein zurückbleiben. Sie treten in die Fremde, wo ihnen Niemand befreundeter ist, als ihr Gott, und sie hangen ihm mit tieferer Inbrunst an, denn vorher. Viele Väter taufen da in ihren Einsamkeiten selbst; Viele reichen sich gegenseitig das heilige Abendmahl, wie nach Jesu Heimgang seine Jünger unter einander gethan. Religion ist immer früher gewesen, als Priesterschaft.

Missionarien der verschiedensten Glaubensparteien begeben sich predigend in die Wildnisse und Urheimaten der Wilden, unaufgefordert, unbesoldet; weit jenseits dem Mississippi und Missuri und Ohio sind sie gedrungen, und haben sie Pflanzstätten bekehrter Heiden gegründet. Es bestehen, besonders bei den Evangelischen, zahlreiche Missionsgesellschaften in allen Städten und Staaten. Vorzüglich thätig bezeugte sich die „Gesellschaft zur Förderung des Evangeliums unter den Heiden", die zu Bethlehem in Pennsylvanien am 21. September 1787 ihre erste Versammlung hielt, und vom Staate Pennsylvanien wenige Monden später gesetzlich anerkannt ward. Und nicht zufrieden, allein die nachbarlichen Indianerstämme zu bedenken, erhob sich (im Jahr 1812) noch ein „amerikanischer Christenverein für auswärtige Missionen", der die Boten des Heils zu den Inseln Ostindiens und Südindiens aussandte. Mit der Zahl der Einwanderer, der schnell emporwachsenden Städte, Dörfer und Kolonien wächst der Eifer zur Verchristlichung der nahen und fernen Umgebungen. Nicht wenig tragen dazu die Verbreitungen der heiligen Schriften in allerlei Sprachen bei. Im Jahre 1816 befanden sich in den Vereinigten Staaten einhundert und fünfzehn Bibelgesellschaften; wie wir vernehmen, hat sich seitdem die Menge und die Thätigkeit derselben in allen

Gegenden vermehrt, selbst unter den Katholiken, unbekümmert um des Papstes Bulle. Unter diesen löblichen Vereinen befindet sich selbst eine „Bibelgesellschaft für Afrika“, welche (1816) in Philadelphia errichtet wurde.

Schon sind viele der kleinen Stämme der Cerks, der Delawaren, Irokesen, Huronen u. s. w. zum christlichen Glauben geführt, bei welchen sich besonders die Sendungen der Brüdergemeinden ewiges Verdienst erwerben. Viele dieser Stämme haben mit einem heiligen Glauben sanftere Sitten angenommen, festere Wohnplätze gebaut und nützlichere Gewerbe ergriffen. So gebührt den frommen Quäkern von Newyork der Ruhm, daß sie dem Stamme der Onondago's die Worte der ewigen Liebe und die Gesittung gebildeter Nationen zuerst theuer machten. Diese vorzeiten furchtbaren Wilden, jetzt Brüder europäischer Ankömmlinge, bauen friedfertig ihre großen Felder, weiden ihre zahlreichen Heerden am Fuße des Alleghanygebirgs, und bereiten Zucker, Seife, Gespinnst und Gewebe mancherlei Art.

Noch immer ist in Europa der Name der Irokesen, wegen alter Schrecklichkeit, sprichwörtlich geblieben. Sie sind's nicht mehr. Sie kennen den ewigen Vater der Welt durch Jesum. Im Westen Karolina's erblickt man ihre vielen Ortschaften, zum Theil zierlich aufgebaut. Mehrere hundert Menschen, europäischer Abstammung, wohnen ruhig unter ihnen, zum Theil mit Irokesinnen vermählt. Sie haben in ihren Städten öffentliche Gebäude, Kirchen und Handwerker. Ihre Schulen und Schulbücher werden gerühmt. Die Lancastersche Lehrart ist bei ihnen gemein. Wahrlich, es gehört zu den denkwürdigen Seltsamkeiten des Zeitalters, daß das Schulwesen und der öffentliche Unterricht unter den Irokesen mit größerer Liebe und Thätigkeit befördert wird, als in manchen Staaten Europens, wo treulose oder befangene Rathgeber der Fürsten, wo ein herrschlustiger Adel oder eine Volks-

verfinsterung suchende Priesterschaft lieber die Schulen des Volks verfallen läßt, und der Aufklärung des Landmanns entgegenarbeitet, um lastbare, gedankenarme Thiermenschen zu behalten! Welchem Menschenfreund bebt bei solchem Anblick der Welt nicht das Innerste des Herzens? Die Kultur der Irokesen wird mit jedem Jahre fortschreitender. Spinnerei und Weberei ist das gemeinste ihrer Handwerke, neben Acker- und Gartenbau und Viehzucht. Doch haben sie auch Salpeterwerke, Pulvermühlen, Eisenschmiede, sogar Goldarbeiter u. s. w.

Die Versittlichung dieser und anderer wilden Völkerschaften ist eine der ehrwürdigsten Thaten der nordamerikanischen Staatsverwaltungen. An die sogenannten „fünf Nationen" spendet die Regierung alljährlich zehntausend Dollars zur Anschaffung von Ackerbaugeräthschaften und Werkzeugen aller Art. Quäker und Brüdergemeinden thun sich durch ihren Eifer am lebhaftesten hervor, die Verwilderung der Urbewohner Amerika's zu mildern. Schon haben die Mohawks, die Oneidas und andere, Schulen zum Lesen, Schreiben, Rechnen u. s. w. gleich den Irokesen. Die Stadt Tumssassa der Seneka-Indianer, unweit dem Alleghanyflusse, besteht meistens aus Häusern von zwei Stockwerken, und hat eine zierliche Kirche. Die Huronen bauen das Feld und handeln mit Getreide.

So schneller und dauerhafter Wirkungen können sich kaum die seit Jahrhunderten mit unermeßlichen Kosten unterhaltenen Missionen der Franzosen, Portugiesen und Spanier in Amerika und andern Welttheilen freuen. Größer ist immerdar die Macht frommer Freiwilligkeit und reiner Liebe des Guten, als Zwang und eigennützige Nebenabsicht, die nur zu oft bei den Sendungen hervorschimmerte. Bindender ist die Stärke gemüthlicher Ueberzeugungen, als die der erzwungenen Gewöhnung.

Die indianischen Völker Nordamerika's sind übrigens nicht minder als andere abgeneigt gegen Vertauschung ihrer Lebens- und Glaubensart um europäisches Wesen. Für Unabhängigkeit und Freiheit opfern auch sie willig das Leben, verachten sie den größten Schmerz mit wildem Stolze. Sie halten zwar die Europäer für ein arbeitsameres und künstlicheres Volk, aber auch für ein unnatürlicheres, lasterhafteres. Sie bleiben mißtrauisch gegen die Fremdlinge, welche ihnen zum Theil das Land der Väter genommen, ihre Jagdbezirke beengt und durch Einführung des Rums so viel Unheil gebracht haben.

Bei der Einfachheit ihrer Bedürfnisse mußte ihre Sprache dürftig an Worten bleiben; aber ihr Geist ist darum keineswegs so dunkel und blöde, wie sonst Europäer allzuvoreilig urtheilen. Alle, oft arm an Bezeichnungen für irdische Bedürfnisse, deren sie wenige kennen und begehren, sind nicht so arm daran, das Ueberirdische auszudrücken. Sie unterscheiden sehr genau ihren Geist, als das Unsterbliche, vom Körper. „Wir können sterben, aber nie todt sein!" sagen sie zu den Missionarien: „Das Maiskorn, wenn es in die Erde gethan wird, stirbt auch, aber ist doch nicht todt." Wir wissen durch Loskiels Geschichte der Mission der evangelischen Brüder unter den Delawaren und Irokesen, daß die Priester derselben häufig ein tugendhaftes Leben als unabänderliche Bedingung darstellen, nach dem Tode des Leibes in den Ort der guten Geister zu gelangen. Sie bringen Opfer den Manito's, guten Geistern (Schutzengeln), aber auch nur diesen, nicht dem großen Geiste (Gott), der keine Opfer begehre, und zu erhaben dafür sei. Sie glauben auch das Dasein eines bösen Geistes, ohne ihn durch Opfer zu verehren. Träume sind ihnen noch (wie einst der Kindheitswelt des europäischen und asiatischen Alterthums) göttliche Offenbarung.

Nicht die Evangelischen allein, auch die Katholischen in Nord-

amerika haben in unsern Zeiten Theil am Ruhm der Christenthums-Verbreitung genommen und segensvolle Schritte gethan. Nicht aber nur von den vereinigten Freistaaten aus, sondern auch von den französischen und spanischen Missionen in Mexiko und Louisiana ging das Licht des Glaubens in die Wälder und Einöden der freien Indianer. So ist seit den vier letzten Jahrzehnden der Glaube der katholischen Kirche über einen großen Theil der Irokesen, der Huronen und Illinesen verbreitet worden; desgleichen über die unterhalb der Natchitochen wohnenden Boluras und über die Abaizes am Mermentas, bei denen fortdauerd eine spanische Mission lebt.

Auch am Eranafluß im Norden Neuspaniens, ohnweit den Posten San Antonio und San Saba, findet man mehrere spanische Sendörter. Bei jedem derselben halten sich ungefähr sieben bis acht Familien der bekehrten Indianer auf, die meistens von den Spaniern im Kriege mit den Wilden eingefangen sind, aber zum Nutzen ihrer Bekehrer unter strengem Druck arbeiten müssen.

Von den Franzosen erwarb sich der P. Rasles unter den Huronen und Irokesen den Ruhm eines Apostels durch Frömmigkeit und Eifer. Im Jahr 1724 ward er von den Wilden ermordet. Von Quebek aus waren vorzüglich sonst die Jesuiten thätig. Man kennt aber die Antwort, welche der irokesische Gesandte im Jahr 1682 dem französischen Statthalter Herrn de la Barbe bei der Friedensunterhandlung gab, als dieser fragte: warum die Irokesen ausdrücklich darauf beständen, daß keine Jesuiten mehr zu ihnen kämen? Der ehrliche Indianer antwortete: „Diese großjackigen schwarzen Männer kämen gewiß nicht zu uns, wenn wir keine Weiber und keine Biber hätten!“

Die Freiheitskriege und bürgerlichen Unruhen im spanischen

Nordamerika aber, welche seit dem Jahre 1810 ununterbrochen fortdauerten, hatten die Thätigkeit der Missionen viel gelähmt.

Bekehrungsgeist im spanischen Nordamerika. — Die Kalifornier — ihre religiösen Mythen.

Es sind erst dreihundert Jahre seit Entdeckung der neuen Welt. Es werden nicht mehr dreihundert Jahre vergehen, und die Reiche Amerika's können mit den blühendsten der alten Welt wetteifern. Denn dort gedeihen bürgerliche und religiöse Ideen und Stiftungen, für deren Größe und Einfalt die alte Welt keinen Raum mehr zu haben scheint.

Es sind erst hundert Jahre, seit Wilhelm Penn starb, der große, fromme Quäker, welchem Pennsylvanien Namen, Anbau und Gesittung dankt. Mit ihm erst begann im nördlichen Amerika, die spanischen Besitzungen abgerechnet, der rechte Sinn, der rechte Eifer zur Versittlichung und Bekehrung der Wilden. Und jetzt schon freuen sich derselben zahllose Stämme. Noch hundert Jahre, und wir dürfen glauben, daß der größte Theil der nordamerikanischen Völkerschaften, die heut noch ohne Bildung in ihren Urwäldern umherschweifen, feste Sitze, Städte, Dörfer, Ackerbau, Handlung, Gewerbe und christliche Gottesverehrung haben werde.

Wilhelm Penn führte in seinen Kolonien den großen Gedanken völliger Religionsfreiheit aus. Sein Beispiel wirkte auf die andern Provinzen umher. Diesem Gedanken ist das weite Nordamerika seinen wunderschnellen Aufschwung und die leichte Verbreitung des Christenthums schuldig. Diese Verbreitung geschah, wie in den ersten Jahrhunderten unsers Glaubens, ohne Waffengewalt, ohne obrigkeitliche Befehle, durch fromme Privatleute. Und noch jetzt hat man diesen Weg nicht verloren.

Ganz ein anderer Geist waltete in den spanischen Besitzungen. Auch in diesen wohnen gegenwärtig zahlreiche, zivilisirte, christliche Indianer. Sie sind die verachteten Ueberbleibsel von den Nachkommen derer, die bei der Zerstörung des altmexikanischen Reichs durchs Schwert der Spanier fielen, oder in die Wälder flohen. Ihre bezwungenen, ins Sklaventhum geschleppten Väter nahmen Glauben und Gesetz der ewigen Liebe unter den Schrecken altspanischer Grausamkeit an. So stehen sie noch jetzt unter den vier Erzbisthümern von Mexiko, Guadalaxara, Durango und St. Louis Potosi. Man kann sich leicht einen Begriff vom mexikanischen Christenthum machen, wenn man daran denkt, mit welcher Strenge hier bisher immer noch die Inquisition zu schalten pflegte. Die Strafen dieses heiligen Gerichts wurden von jeher als eine der Gottheit wohlgefällige Sache mit Ehrfurcht betrachtet, und der Weltumreiser de Pagrès fand zu Mexiko (noch im Jahre 1770) im spanischen Katechismus unter der Rubrik von den Werken der christlichen Liebe auch die abscheuliche Vorschrift, daß man die, welche fehlen, nicht auf den rechten Weg zurückbringen, sondern bestrafen sollte.

Aber die benachbarten freien indianischen Völkerschaften sträuben sich gegen der Spanier Gott und Sitte. Das Bekehrergeschäft geht langsam, obgleich ehemals der Madrider Hof dreimalhunderttausend Piaster für Missionen aussetzte, die jedoch meistens sehr unregelmäßig ausbezahlt wurden. — Die heilige Arbeit wird von Ordensmännern betrieben, die aus Pflicht oder auf Befehl ihrer Obern in die Wildnisse sich begeben; nicht wie im übrigen Nordamerika von frommen Freiwilligen aus eigener Begeisterung oder schwärmerischer Liebe zum Werk. Jene gehen nur von Soldaten begleitet und bewacht; diese gehen von Keinem beschirmt, als ihrem Gott und ihrem Gewissen. Wären alle europäische Christen mit so wahrhaft-christlichem Gemüth zu den Indianern getreten,

wie Penn, der Quäker: ich zweifle nicht, das Christenthum wäre heute schon der Glaube vom größten Theil der Uramerikaner. Penn schloß mit seinen wilden Nachbaren ehrlichen Vertrag. Dies ist der einzige Vertrag, welcher zwischen diesen Völkern und den Christen geschlossen wurde, ohne beschworen zu sein. Und er ist auch der einzige, welcher nicht gebrochen wurde! — Die andern wurden auf gut europäisch mit den Waffen in der Faust unterhandelt, feierlich beschworen und leichtsinnig gebrochen.

Wenn die zahlreichen Missionen im nordamerikanischen Neuspanien, wo nur unter den Guayama's die Jesuiten und nach ihnen die Franziskaner und andere Orden vierundzwanzig Sendörter hatten, wenig fruchteten, lag auch ein Haupthinderniß in dem königlichen Befehl, daß die Indianer fünf Jahre nach ihrer Bekehrung zum Feldbau und Bergbau gezwungen wurden. Man hat zwar die Frist nachher geändert, aber nur im königlichen Befehl, nicht in der Wirklichkeit. Daher scheuen sich die Wilden. Sie betrachten die Weihe zum Christenthum als Weihe zum Sklaventhum. Der Aufstand der Indianer in der Provinz Sonora im Jahr 1751 war Folge davon. Aber man vermuthet, daß den amerikanischen Spaniern dergleichen Aufstände zuweilen nicht unwillkommen waren. Sie gewannen dann Vorwand, die Gefangenen mit größerer Härte zur Sklavenarbeit zu halten.

Ungerechnet die Bekehrungsgeschäfte, welche bisher noch im Innern, und theilweise an den Grenzen des Vizekönigreichs Neuspanien in Nordamerika betrieben wurden, wie in den Missionen der Provinzen Sonora, Cinaloa, Ostimuri u. s. w., sind auch die auf der großen Halbinsel Kalifornien fortgesetzt worden, doch immer mit schwankendem Erfolg. Von allen spanischen Missionsversuchen im nördlichen Amerika sind die von Kalifornien bisher die berühmtesten gewesen. Aber schon der Umstand, daß man den Missionen weniger einen heiligen, als einen politischen

Zweck gab, Unterwerfung des Landes unter die Krone Spaniens vermittelst des Christenthums, mußte das Gelingen des Unternehmens bis auf die heutigen Tage schwächen.

Nachdem Hernando de Grixalva die Halbinsel im Jahr 1534 entdeckt hatte, welche beinahe so groß als Italien ist (wenn man die italienischen Inseln nicht dazu rechnet), war der Spanier erster Gedanke, Besitz von diesem Landstrich zu ergreifen. Seine kahle Gebirgskette versprach Gold; seine Südküste gab Perlen. Anderthalb Jahrhunderte lang wurden wiederholte Landungen gethan; doch fruchtlos. Die Wilden, von Natur gewandt und kriegerisch, und durch der Spanier erste Treulosigkeiten und Schritte mißtrauisch, schlugen die abenteuernden Eroberer mit Glück und Uebermacht zurück. Am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts gab der spanische Hof mißmuthig sogar den Gedanken der Unterjochung Kaliforniens auf.

Aber er lebte in der Brust einiger Jesuiten fort. Am meisten beschäftigte er den Pater Eusebius Franz Kühn (Kino nannten ihn die Spanier), einen Deutschen, welcher, um in die Fußstapfen der Apostel zu treten, die öffentliche Lehrstelle der Sternkunde und Größenlehre an der Hochschule zu Ingolstadt verlassen, und im spanischen Amerika das gefahrvolle Amt eines Missionärs angenommen hatte*). Als solcher wohnte er in der Landschaft Sonora, der äußersten spanischen Besitzung nordwärts an der Südsee oder vielmehr am kalifornischen Meerbusen. Durch ihn ermuntert begab sich der muthige Pater Juan Maria de Salva-Tierra im Jahr 1697, begleitet von einigen Soldaten und Jesuiten, nach Kalifornien. Die Klugheit, mit welcher dieser entschlossene und fromme Mann sich auf der Halbinsel ansetzte, wohin ihm bald auch der Mathematiker Kühn folgte, entschied über das

*) Er starb dort im Jahr 1710.

Schicksal dieser Gegend. Kühn, welcher durch seine Landreise von Sonora nach Kalifornien zuerst Gewißheit brachte, daß dies Land keine Insel sei, legte am rothen Meere, wie man nun den Meerbusen zwischen Amerika und Kalifornien hieß, den Sendort Loreto an, und befestigte ihn kriegskundig. Nachdem man festen Fuß gewonnen, sandte Spanien Unterstützungen an Waffen, Soldaten, Jesuiten, Geräthschaften und Bequemlichkeiten aller Art. Ein Sendort um den andern ward erbaut. Man gewann das Vertrauen der Wilden durch Geschenke; man lernte ihre Sprachen und Bedürfnisse. Unter den Jesuiten selbst erschienen mehrere Männer von ausgezeichnetem Heldensinn, frommem Gemüth und sanfter Denkart, welche die Herzen der Wilden eroberten. Unter denselben erwarb vorzüglichen Ruhm Johann Anton Balthasar, ein Schweizer von Luzern, welcher zuletzt zum Oberaufseher aller spanischen Missionen ernannt ward, und als Vorsteher der mexikanischen Ordensprovinz (1763) starb.

Mit der allmäligen Vermehrung der Sendörter bildeten die Jesuiten, neben dem Bekehrergeschäft, zugleich ihr politisch-merkantilisches Reich in Kalifornien aus. Zwar das Land nahmen sie als spanische Domaine in Besitz, aber sich behielten sie den wichtigsten Theil der Nutznießung. Mit Bewilligung des Hofes führte der Orden zugleich die Kirchen- und Staatsverwaltung; legte auf seine Kosten geworbene Soldaten in die von ihm erbauten Festungen zum Schutze der Missionarien und Bekehrten, oder zur Zähmung der Widerspenstigen; ernannte die Hauptleute und Befehlshaber der bewaffneten Macht und setzte sie ab; eben so die übrigen weltlichen Beamten und Richter. Die Perlenfischerei verblieb dem Könige; die Frucht vom innern Anbau und Verkehr des Landes gehörte dem Orden.

Die Bekehrung der kalifornischen Ureinwohner schritt inzwischen nur langsam vor. Es war den Wilden bedenklich, daß Fremd-

linge, welche aus der Ferne kamen, bei ihnen Schätze zu suchen, ihnen auch den Glauben ihrer Väter entreißen wollten. „Hat dir dein Gott, wie du sagst, weit hinter dem Meer ein schöneres Land als dieses gegeben," rief ein indianischer Priester einem Spanier zu: „warum genügt es dir nicht? Kehre heim." — Einer der Missionarien machte die Bemerkung: „Die weise Vorsehung hat den wilden Völkern Goldgruben gegeben, und den gesitteten Völkern — Golddurst."*) — Noch im Jahr 1804 sah man die Urbewohner, zumal Neukaliforniens, dem unabhängigen Zustande des Nomadenlebens zugethan. Hier wohnen längs den Küsten des Meeres verschiedene ihrer Stämme, die Erstern, Tuiban und Tabin, weiter ostwärts die Tscholban und Tamlan. Fische, Seehunde, Muscheln und andere Erzeugnisse des Meeres, auch Kräuter und Wurzeln und Ergebnisse der Jagd sind ihre Nahrung. Bleibende Wohnstätten haben sie nicht; im Sommer, außer einem Schamgürtel, kein Gewand. Winters hüllen sie sich in Thierfelle. Ihr Ansehen von außen ist ungefällig; sie sind roh, ekelhaft unreinlich. Ihr Haupthaar steht borstig aufwärts, zuweilen mit Schwanzfedern des Goldspechts oder des gemeinen Geiers turbanartig geschmückt und bedeckt. Noch jetzt ist's nichts Ungewöhnliches, daß sich der bekehrte Kalifornier zur uralten Freiheit heimsehnt, alle Lebensbequemlichkeiten verläßt und entwischt. Geschieht dies aber, setzt man ihm sogleich nach. Selten entkömmt er, weil er, wegen der Feindseligkeiten unter den verschiedenen Stämmen, zu keinem andern übergehen kann. Der Eingefangene wird zum Sendort zurückgebracht, mit Stockprügeln abgestraft, und ihm ein anderthalb Schuh langer zolldicker Eisenstab an einem

*) Der obenerwähnte Anton Balthasar in seinem von mir benutzten handschriftlichen noch ungedruckten Missionsbericht vom Jahr 1707.

Fuß befestigt. Das dient ihm zum Hinderniß an nochmaliger Flucht, und andern zur Warnung.

Man fand bei den Kaliforniern nicht die mindeste Spur des Götzendienstes; keine Gebete, keine Feste, keine Altäre. Aber sie kannten den unsichtbaren Gott und Schöpfer des Lebens. Doch von Völkerschaft zu Völkerschaft herrschte verschiedene Mythologie. Zum Beispiel die Edun's oder Monki's im südlichern Theil der Halbinsel erzählten, daß Nyparaya, der „Allmächtige", obwohl er unsichtbar und nicht körperlich sei, eine jungfräuliche Gattin Anayicondl habe, und von ihr einen Sohn Quaayayp, „den Menschen". Dieser sei mit vielen Leuten vom Himmel gekommen, und habe die südlichen Völker unterrichtet; wäre aber endlich getödtet, und mit einem Dornenkranz gekrönt. Er blute noch immer, verwese nicht, könne als Todter zwar nicht reden, aber eine Eule thue es für ihn.

Kein Wunder, wenn die bestürzten Jesuiten in diesen Vorstellungen der Kalifornier verwischte Spuren christlicher Offenbarung zu erkennen glaubten. Auch die im mittlern Theil der Halbinsel wohnenden Völkerschaften wissen von einem unsichtbaren, allmächtigen Gnmongo, „Geisterkönig", der einen andern Geist Guytaguai vor alten Zeiten in die Welt gesandt habe zu den Menschen. Dieser Gesandte soll die Sterblichen gelehrt haben Pitahayas säen. Die Pitahaya ist nämlich die gemeinste Nahrungsfrucht des Landes, von der Größe einer Kastanie, stachlich von außen, weich und saftig von innen, an den laublosen Zweigen eines Baumes wachsend. — Diesen Vorstellungen verwandt ist der Mythos der nördlichen Kalifornier, besonders der Koschimer. Der, sagen sie, „welcher lebendig ist" (anders wissen sie das höchste Wesen nicht zu bezeichnen), hat einen Sohn „Vollendung der Erde". Auch schuf Gott unsichtbare Wesen, die sich gegen ihn empörten, und böse sind.

Merkwürdig sind diese Ueberlieferungen in jedem Fall, die so lebhaft an viele Dogmen der christlichen Kirchen und der Budda-Religionen Südasiens erinnern. Schwer war es den Jesuiten, dagegen zu kämpfen, theils weil der Brodneid der kalifornischen Priester oder Zauberer sich der Ausbreitung des Christenthums widersetzte, theils weil es der Landessprache für manche christliche Lehrbegriffe an Ausdrücken gebrach. Als die ersten Missionen den Satz: „er ist aufgestanden von den Todten“ bezeichnen wollten, tauchten sie eine Fliege ins Wasser, bis sie todt schien; dann legten sie dieselbe, mit Asche bestreut, an die Sonne, wo sie sogleich wieder lebendig ward. Die Indianer schienen erstaunt und schrien: „Ibimuhueite! Ibimuhueite!“ Die Väter schrieben diese Worte auf, und bedienten sich derselben fortan, um die Auferstehung des Messias auszudrücken. — Man kann sich aus diesem einzigen Zuge erklären, wie verworren die Begriffe der Indianer von der Religion der Christen gewesen sein müssen, oder unter ähnlichen Umständen noch heute sind.

Nach Aufhebung des Ordens der Jesuiten gingen die kalifornischen, wie die übrigen Missionen des spanischen Nordamerika's, an die Franziskaner und Dominikaner über. Diese setzten das begonnene Werk im Geiste ihrer Vorgänger, wohl kaum aber mit deren ausdauerndem Eifer fort. Im Jahre 1820 befanden sich in Altkalifornien, oder der südlichen Hälfte der Halbinsel, außer einigen Besten, fünfzehn Missionsstätten längs den Küsten, bei welchen ungefähr zweitausend bekehrte Indianer, den Geistlichen unterthänig, wohnten, und das Feld bauten. — In Neukalifornien, dem fruchtbarern nördlichen Theil der Halbinsel, oder vielmehr dem über der Halbinsel gelegenen Küstenstrich vom Festlande, sind neunzehn solcher Sendörter, bei denen ungefähr vierzehntausend bekehrte Indianer leben. Sechs kleine Festungen mit einigen hundert Mann spanischer Besatzung halten das Volk im Zaum.

„Alle diese Missionen,“ sagt G. H. von Langsdorf in seinen Bemerkungen auf einer Reise um die Welt mit Krusenstern in den Jahren 1803 bis 1807, „alle haben sie einen Ueberfluß von Vieh und andern Nahrungsmitteln verschiedener Art, und die Mönche behandeln im Allgemeinen die Neubekehrten mit solcher Nachsicht, Güte, väterlicher Sorgfalt, daß Friede, Einigkeit und Gehorsam die nothwendigen Folgen ihres Verfahrens sind. Der Ungehorsam wird gewöhnlich körperlich bestraft, und das Kriegsvolk in den Festungen oder Präsidien nur bei außerordentlichen Gelegenheiten, besonders bei Christenwerbungen, zur Unterhaltung der Briefposten, und aus Vorsicht zum Schutz von Ueberfällen gebraucht. Nach der Versicherung glaubwürdiger Personen muß der spanische Hof jährlich noch eine Million Piaster für die Besoldung der Soldaten und Geistlichen in beiden Kalifornien geben, und hat hievon zwar keinen Nutzen, aber doch das Verdienst der Ausbreitung der christlichen Religion in diesen Ländern.“

Wie mangelhaft immerhin auch die religiösen Begriffe der Neubekehrten anfangs sein mußten, verdienen doch die Mühen der Jesuiten und ihrer Nachfolger dankbare Anerkennung der Welt. Wenigstens wurden die Nomaden durch sie zuerst an bleibende Stätten, an Ackerbau, Viehzucht und nützliche Gewerbe gewöhnt; und was in dieser Rücksicht geschah, ward nicht ohne die schwersten Opfer und Lebensgefahren errungen. Zur Veredlung unsers Geschlechts ist auch dort der Weg genommen, ein Schritt zurückgelegt

Inzwischen war hier, wie in den meisten Sendanstalten der Mönchsorden, die Bekehrung nichts, als im eigentlichen Sinne des Wortes bloße Gewöhnung, nicht Ueberzeugung. Die Boten des Heils erscheinen von Soldaten begleitet; entstehen Feindseligkeiten, spielen jene die Rollen der Versöhner, um sich den Wilden so beliebt, als die Krieger ihnen schrecklich zu machen. Sie suchen erst einzelne Wilde durch Freundlichkeit und Geschenke

von Messern, Beilen, Spiegeln, Glasperlen u. s. w. zu gewinnen: dann mehrere. Sie nöthigen sie, Hütten in der Nähe des Sendorts aufzuschlagen; schmücken dieselben; geben Kleidungen; lehren sie Ackerbau, Unschlittbereitung, Wollweberei, Brettersägen, Schlosser-, Schmiede- und Schreinerarbeit und Geschäfte aller Art; ertheilen Unterricht in der spanischen oder französischen Sprache, im Kreuzmachen, Knien, Beten des Rosenkranzes, und geben Taufe und christliche Namen, sobald sie den Wilden die Glaubenssätze vom Geheimniß der Dreieinigkeit, von Christi Tod, Auferstehung und Himmelfahrt, von Hölle und Fegfeuer, von der Macht der Jungfrau Maria, von der Kraft des Gebets u. s. w. ins Gedächtniß geprägt zu haben glauben.

Die Kalifornier, roh, schlau und eigennützig genug, lassen sich dies Alles gefallen. Sie kommen zu Hunderten, besonders wenn sie Mangel an Lebensmitteln haben, stellen sich gelehrig, lassen sich haufenweise taufen, und laufen nachher zu Hunderten davon, was die gutmüthigen Missionarien gewöhnlich den Umtrieben und Ränken des Teufels zuschreiben. Fehlt es den Bekehrern zuletzt an Geschenken, oder an Lust, Geschenke zu machen, oder übermannt Begierde, Alles zu haben, die Wilden: so entsteht Ueberfall, Mord und Krieg. Daher sind die Besatzungen und Festungen bei katholischen Missionsorten unentbehrlich. Daher sind solche Missionen jederzeit sehr kostspielig zu unterhalten. (In Kalifornien bestand der jährliche Gehalt eines Missionärs in fünfhundert Piastern). Daher muß eine priesterliche Regierung eingerichtet werden, welcher die bürgerlichen und Kriegsbehörden untergeordnet sind.

So aber verkündeten die ersten Jünger Jesu nicht das Evangelium, so nicht deren erste Schüler und die nachfolgenden in den frühern Jahrhunderten. Sie gingen, Gott im Herzen, muthig und einsam, und predigten und überzeugten, und tauften, ohne dabei Nutzen für sich und obere Behörden zu beabsichtigen. In

den portugiesischen und spanischen Missionen, sobald die Wilden einigermaßen gewöhnt, gezähmt, zum Landbau und andern Gewerben abgerichtet sind, sorgen die Priester für Abgaben, welche die bekehrten Indianer ihnen und dem Könige entrichten müssen. Ja, die christlichen Indianer werden, im Gehorsam des Glaubens, nach einer für sie bestimmten Frist zu den Arbeiten in königlichen Bergwerken gehalten! Wahrlich, das Reich der Könige und Priester war's da lange allein, was man zu erweitern trachtete; nebenbei auch das Reich Gottes; dieses aber immer nur als Mittel oder Vorwand für jenes.

Das spanische und portugiesische Südamerika. — Das Reich der Jesuiten am Uraguay. — Geringer Fortgang des Christenthums in neuesten Zeiten.

Ungefähr dasselbe läßt sich über den größern Theil der Missionen in Südamerika sagen. Aller Welt ist der Geist der spanischen und portugiesischen Staatsverwaltungen in ihren europäischen Ländern bekannt; die Abneigung ihrer Höfe gegen das Bessere, was in andern Reichen durch Kunst und Wissenschaft herrlich aufblüht; die Furcht vor hellern Ansichten; die Begünstigung des Adels; die Vernachlässigung des Volks und der Schulen; die Macht des Priesterthums in ungezählten Kirchen und Klöstern, mit den Schrecken der Inquisition bewaffnet; die Verfolgung jedes Aufgeklärten, jedes Freundes der Wahrheit; die absichtliche Niederdrückung des Wissenschaftlichen. — — Nun folgere man selbst den Schluß auf die Verwaltung der amerikanischen Kolonien, die man nur als Goldgruben behandelte für den Hof, für die adelichen Geschlechter, denen man Stellen geben wollte, und für die Priester und Mönchsorden.

Daher, so weit bisher spanische Herrschaft reichte, von der Landenge Panama's bis zur Terra del Fuego, von Vizekönigreich zu Vizekönigreich, gewann der christliche Glaube, nach mehrhundertjährigen Arbeiten, nur geringe Ausdehnung über die Stämme der Indianer. Es währte sogar geraume Zeit, ehe man sich nur entschließen konnte, Indianer für wirkliche Menschen zu halten. Welche Mühe hatte nicht der edle Las Casas, diesen Beweis zu führen! Wie mußte dieser fromme Bischof von Chiapa dafür Spott oder Haß dulden! — War nicht Papst Paul III. genöthigt, in seiner Bulle vom 2. Brachmonds 1537, erst durch feierlichen Ausspruch zu erklären, „daß die Amerikaner wirkliche Menschen, folglich des katholischen Glaubens und der Sakramente fähig wären"? (Veros homines, fidei catholicae et sacramentorum capaces.)

In allen drei ehemaligen spanischen Vizekönigreichen Neugranada, Peru und la Plata, in den Landeshauptmannschaften von Caracas (Venezuela) und Chili befanden sich zwar viele Indianer gezähmt und als Christen in Städten, Bergwerken oder eigenen Dorfschaften; aber weitaus der größere Theil derselben waren Ueberreste der einst unterjochten Landesbewohner, Kinder der einst Gefangenen, Mischlinge von allerlei Gattungen, aus den sie durchkreuzenden Ehen und Begattungen von Europäern, Indianern, Negern und deren Kindern hervorgegangen*). Sie waren größten-

*) So zählen die Spanier eilf Abstufungen der Mischlinge, nämlich: Mestizos, Kinder eines Europäers und einer Indianerin; Quarterones, Kinder eines Europäers und einer Mestiza; Ochavones, Kinder eines Europäers und einer Quarterona; Pulchueles, Kinder eines Europäers und einer Ochavona; Kinder eines Indianers und einer Pulchuela gleichen schon den Spaniern; Mulatos, Kinder eines Europäers und einer Negerin; Quarterones, Kinder eines Europäers und einer Mulattin; Saltatràs, Kinder eines Quarteron und

theils zur Dienstbarkeit geweiht, arm, roh, mit verwilderten Begriffen. Welche von den Indianern nicht in den Städten behalten wurden, pflegte man in eigene Ortschaften einzubannen, die sie ohne besondere Erlaubniß nicht verlassen durften. Einer ihrer Kaziken war daselbst gewöhnlich Vorsteher unter spanischer Aufsicht. Man gab ihnen Land zum Anbau ihrer Lebensmittel. Dafür wurden sie zu öffentlichen Arbeiten, zum Bergbau u. s. w. benutzt. Das Gesetz sprach ihnen zwar Bezahlung zu, die sie aber von der Gewinnsucht der Aufseher selten voll, oft gar nicht erhielten. Außerdem hatten sie noch Steuern zu entrichten, von denen ihr Kazike den vierten Theil bezog, damit er sie strenger eintriebe.

Das ungefähr war auch das Loos aller Indianer, welche man durch ausgesandte Mönche und Priester unter den freien Stämmen für das Christenthum gewann. Darf man sich wundern, wenn die trotzigen freien Natursöhne vor solchen Wirkungen des Christenthums erschraken?

Es gab freilich auch freie Indianer, die sich zum christlichen Glauben bekannten. Es waren diejenigen, welche zwar unabhängig, aber im täglichen Handelsverkehr mit den Spaniern, Wörter aus deren Sprache, Gebräuche aus deren Sitten, Uebungen aus deren Kirchenthum angenommen haben. Allein Christen verdienen sie kaum geheißen zu werden, wenn sie schon getauft sind, oder Rosenkränze und Amulette tragen, oder Kreuze schlagen. Ihre altheidnische Geisterlehre steht daneben unverletzt, und der Peruaner mit dem christlichen Taufnamen feiert noch, wie zu Pizarro's Zeiten, den Sonnendienst.

---

einer Europäerin; Calpan mulatos, Kinder eines Mulatten und einer Indianerin; Chinos, Kinder eines Calpan Mulats und einer Indianerin; Zambos oder Zambajos, alle von Schwarzen und Indianerinnen erzeugten Kinder.

Die spanischen „Missioneros“ machen im Durchschnitt die unterste Klasse der Geistlichkeit aus. Es fehlte aber nie an dergleichen Männern, welche aus innerer Frömmigkeit, oder aus stummer Pflicht des Gehorsams, oder weil sie froh waren, den Klosterzwang verlassen zu können, das Bekehreramt übernahmen. Inzwischen war der größere Theil derselben sehr unwissend und abergläubisch; unvertraut mit der Welt und dem menschlichen Herzen; das hohle Kirchenthum für Religion haltend, und in allen Begriffen von klösterlichen Vorurtheilen bestochen. Selbst die wissenschaftlich-gebildetern Jesuiten, welche aus Europa kamen, hatten diese Vorurtheile nicht ganz abstreifen können. Daher betrachteten sie Alles, was sie von den religiösen Mythen der Indianer vernahmen, als Teufelswerk, und stellten es im falschen Lichte dar, in welchem sie es sahen. Der abiponische Nationalgott Keebet, der unsichtbare, der furchtbare, kam selbst dem gelehrten Pater Dobrizhoffer als der wahre Teufel vor, und weil die Abiponen oder Mepones, welche zwischen dem Rio Grande Bermejo, dem Rio Salado und dem La Plata auf den unermeßlichen Pampas oder Ebenen zu Pferde herumstreifen, ihren Gott auch den „Urvater“ (Groaperikie) hießen, machte der Jesuit ohne Umstände daraus den Satz, die Abiponen hielten den Satan für ihr „Großväterchen.“

Weit richtiger, als die Europäer von den Wilden, urtheilten oft diese, vermöge ihres gesunden Menschenverstandes, von den Europäern. Sie sahen deren Versunkenheit in Lastern, vor welchen der Natursohn Grausen empfindet, und konnten die Frömmigkeitslehre der Missioneros mit der ungeheuern Sittenverderbtheit nicht paaren. „Warum kommst du zu uns, Väterchen?“ fragte einst ein Abipone den Pater Dobrizhoffer: „Warum machst du nicht erst deine spanischen Brüder zu Christen?“ — — Der Kazike Ychoalay sagte zum Pater Brigniel: „Du verbietest uns, als Christen, mehrere Weiber zu haben. Sind die Spanier nicht auch Christen? Und

doch begnügen sie sich nicht an einer Frau. Sie thun viel ärger, denn wir. Sie fallen unverschämt alle Weibsleute an, die ihnen begegnen, wenn ihnen die Lust ankommt. Du sagst, Christen dürfen nicht stehlen. Hast recht. Man soll's nicht, auch ohne Christ zu sein. Warum kommen denn deine Spanier und stehlen uns unsere Pferde, ja, unsere jungen Knaben und Mädchen, und schleppen sie in ihre Knechtschaft fort?"

Bei solchen unter den Wilden Südamerika's herrschenden Ansichten, und in der Erinnerung der gräuelhaften Grausamkeit der alten Spanier bei Eroberung des Landes — Dinge, welche in Sagen und Liedern von Stamm zu Stamm, von Geschlecht zu Geschlecht, noch den Nachkommen überliefert werden — ist der Name der Christen unter zahllosen unabhängigen Völkerschaften des Welttheils ein Fluch-Name geworden und geblieben, und Haß oder Furcht und Abscheu erblich fortschreitend.

Nur dem beharrlichen Sinne, der Klugheit und dem Muthe der Jesuiten gelang es, mehr denn allen andern Orden, in den Gebieten der freien Indianer Eroberungen für den katholischen Glauben zu machen. Diese Eroberungen aber waren, wie bekannt ist, zuletzt weder für die Menschheit, noch für das Christenthum, noch für die spanische Krone wirklicher Gewinn. Wie wir die Behandlungsart der Wilden und das Bekehrergeschäft dieses Ordens schon aus der Betrachtung Kaliforniens kennen gelernt haben, finden wir es im südlichen Amerika wieder. Aber hier ward es, besonders in den Landschaften von Paraguay, mit größerm Glück betrieben.

Früh schon, im sechszehnten Jahrhunderte, sandte der Orden viele seiner Glieder in die südliche, wie in die nördliche Hälfte des neu entdeckten Welttheils, das Reich Gottes zu predigen. Diese unerschrockenen Männer, immerdar aus Religion oder Ehrgeiz zu großen Unternehmungen geneigt, zerstreuten sich unter den

Indianern. Und wie viele ihrer auch durch die Wilden im Haß gegen Portugiesen und Spanier ermordet wurden, so viel kamen andere nach, unbewaffnet, nur mit den zärtlichen Worten des Friedens und der Liebe auf den Lippen. So flößten sie allmälig den Trotzigen Vertrauen, durch Geschenke aller Art Zuneigung ein. Der Jesuit ging zuletzt unangefochten durch die Wildnisse, und zähmte mit Worten und Winken Horden, gegen welche sich der portugiesische und spanische Soldat nicht mehr wagte.

Um aber den Wilden das Gut höherer Ideen zu geben, war nothwendig, sie einigermaßen an bleibende Stätten zu binden, ihnen mit den Künsten des Ackerbaues und friedlichen Lebens wenigstens die Gesittung von Halbbarbaren zu ertheilen. Die Jesuiten siedelten sich selbst unter ihnen an, bewogen Einzelne, bei ihnen zu wohnen, unterrichteten die Kinder, fesselten durch Gaben und Geschenke die Alten. So entstanden mitten in Einöden indianische Dörfer; neben den Hütten eine Kirche. Dann wurde von heiligen Dingen geredet; im Christenthum unterrichtet und getauft. So war der Anfang der meisten Missionen in Neugranada, La Plata, Peru, Venezuela und den übrigen Provinzen. Viele vortreffliche Männer aus der Gesellschaft Jesu wären hier zu nennen, welche, von menschenfreundlichem Sinne geleitet, in jenen Wildnissen dem Christenthum und der Menschlichkeit die erste Bahn brachen. Wie groß waren nicht die Verdienste des einzigen Paters Decré, des Apostels der Yameo's, der Itubalis und Inquiavaten, welcher Cuença in Quito zum Hauptsitze einer weit wirkenden Sendanstalt machte (der er noch im Jahre 1727 ruhmvoll vorstand); welcher christliche Lehrbücher für die Wilden in achtzehn ihrer Mundarten übersetzte; und die Neubekehrten, welche er mit ächt-christlicher Liebe vor Bedrückungen sicherte, wieder frei hinaus in die Wälder und Gebirge sandte, Apostel Jesu unter ihren Stammverwandten zu werden.

Zwischen den Strömen des Paraguay und Uraguay, längs den Ufern des Parana- und Vermejo-Stroms, hatte der Orden von Loyola's Jüngern den ausgedehntesten Schauplatz seiner Thätigkeit erwählt. Hier glücklicher und zahlreicher, denn irgendwo, breitete er unter den Guarani's, Charrua's, Chiquito's und andern wilden Völkerschaften der Gebiete vom Rio del la Plata, Paraguay, Tucuman und Tarja, seine zahlreichen Anbauungen aus. Menschenfreundliche, unerschütterliche Güte und Klugheit vermochten mehr als Waffen. Bald verschönte europäischer Anbau des Bodens die Umgebungen der Sendörfer; die elenden Hütten und Kapellen von Baumpfählen und Reisern verwandelten sich in gemauerte Häuser, anfangs von gestampfter Erde, bald von Kalk und Stein. Die Dörfer empfingen durch breite, regelmäßige Straßen städtisches Ansehen. Die Kirchen in jedem Dorfe, hoch und schön gebaut, mit Thürmen von vier bis fünf Glocken geziert, verschönerten sich von innen mit Orgeln, reichvergoldeten Hochaltären, silbernem Kirchengeräth und vielen Bildern. Ein prachtvoller Gottesdienst rührte die Sinne der erstaunten Wilden. Sie wurden im Kirchengesang und auf allerlei Werkzeugen der Tonkunst unterrichtet; nicht minder im Mauern, Zimmern, Uhrmachen und andern Künsten der Lebensbequemlichkeit. Die Geschäfte des Tages waren von der ersten bis zur letzten Stunde unter den Bewohnern jeder Ortschaft mit einer Genauigkeit angeordnet und vollzogen, wie in einem Kloster. Mit Stolz und Lust sahen die Jesuiten auf ihre Schöpfung. So stand sie schon in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts da, und erkennen wir sie aus der Reisebeschreibung (vom Jahre 1692) des Paters Anton Sepp, der aus dem Tyrol dahin zur Seelsorge der Japeyu-Völkerschaft berufen ward.

Die Jesuiten bildeten hier nun eine Staatsverfassung aus, wie Mönche sie geben können, und wie sie eine solche gern noch

heut aller Welt geben würden, wenn die Zeit nicht gewaltiger wäre, als sie. Aber die Eigenthümlichkeiten der Völkerschaften am Paraguay und Uraguay begünstigten das Werk. Die Guarani's und andere Indianer dieser Gegenden waren schon unter dem Sonnendienste der Ynka's mehr oder weniger zur Theokratie gestimmt, und von ziemlich milden Sitten. Durch Ohrenbeichte ward die Theokratie vollendeter, als sie unter den Ynka's sein konnte. Der Priester kannte das Verborgenste in der Brust seiner Unterthanen. Die Indianer, ohne Begriff des Eigenthums, gewöhnt an die Gütergemeinschaft, ließen sich ohne Bedenken gefallen, daß alles Land und alle Arbeit auf dreierlei Art vertheilt ward: für die Tempel, oder wie es Pater Franz Xav. de Charlevoix nennt, „Eigenthum Gottes"; für das Gemeinwesen und für die Einzelnen. Alles, sagt Raynal, was man in der Gesetzgebung der Ynka's bewunderte, fand sich im Priesterstaate von Paraguay wieder, und vollendeter: die Arbeit für Greise, Waisen und Soldaten; Belohnung schöner Thaten; Aufsicht über Sitten, Kriegsübungen, Verwahrung gegen Müßiggang; Ehrfurcht für Religion, Tugend und den Diener Gottes.

Hier kannte man kein Geld, und doch fand man in den Missionsstaaten der Jesuiten mehr Bequemlichkeiten, ja mehr Luxus sogar, als in Cusco und Lima, den Hauptstädten Peru's. Uhrmacher, Schreiner, Goldschmiede, Schlosser, Schneider u. s. w. legten ihre Waaren in die öffentlichen Vorrathshäuser der Priester nieder, und man gab jenen dagegen andere Nothwendigkeiten. Der Landmann hatte für sie gesäet, Weber für sie gewebt. Alle gehorchten mit kindlichem Sinne. Die Jesuiten waren die Väter der Familie, die Lehrer, die Kaufleute, die Kriegsbefehlshaber, die Regenten. Jeder Jesuit stand in seiner Pfarrei, unabhängig von der andern, als geistlicher und weltlicher Oberster, nur unter

einem einzigen Provinzial, und dieser unter dem General des Ordens.

Anfangs sorgte man löblich dafür, daß keine Spanier in diese Kolonien kommen dürften, damit deren zügellose Lebensart den Neubekehrten nicht zum Aergernisse gereiche, oder andere indianische Stämme verhindere, zum Christenthum überzugehen. Nachmals ward aber derselbe Grund zum Mittel gemacht, dem spanischen und portugiesischen Hofe die Einrichtungen des Jesuitenstaates zu verbergen. Indem sich die Jesuiten nämlich erboten, von den bekehrten Indianern jährlich eine Kopfsteuer an die Schatzkammer zu zahlen, und im Kriege eine gewisse Zahl Männer in den Dienst des Königs zu stellen, bewirkten sie ein königliches Verbot, daß ohne Erlaubniß der Jesuiten kein Spanier in das Land ihrer Missionen treten dürfe. Zu diesem Ende hielten sie an den Grenzen strenge Wachtposten. Kein Fremder ward hereingelassen. Die königlichen Statthalter und Bischöfe, wenn sie selten einmal zum Besuch kamen, wurden mit so vielen Festen, Liebkosungen und Geschenken geblendet, daß sie nicht anders, als rühmen konnten. Ohnedem hielt man doppelte Visitationsbücher, andere für die Bischöfe, andere für die Provinzialen.

Um dies jesuitische Reich hermetischer zu verschließen, ward die spanische Sprache in den Kolonien verboten, und nur die guaranische erlaubt. Man nahm von spanischen Jesuiten nur wohlgeprüfte Mitglieder ins Land; lieber ließ man französische und deutsche kommen. Als im Jahre 1640 sich Portugal von Spanien trennte, und Brasilien portugiesisch blieb, benutzten die Jesuiten diesen Anlaß, vom Madrider Hofe Feuergewehr zu verlangen, um sich gegen die Portugiesen zu vertheidigen. Sie richteten das Kriegswesen auf europäische Weise ein; bildeten Regimenter und Kompagnien, Fußvolk und Reiterei. Sie legten befestigte Plätze an, Doktrinen genannt, worin ein oder zwei Jesuiten unbeschränkte Befehlshaber

waren. Sie wiesen jeder Festung einen bestimmten Strich Landes an, dort ihren Unterhalt zu bauen. Der spanische Hof gab dazu weder Geld, noch Kleider, noch Waffen.

So gründeten die Väter der Gesellschaft Jesu sich, unter dem Vorwande das Himmelreich zu gründen, ein behagliches irdisches Leben, und trachteten es mit eben so viel Muth, als Klugheit zu befestigen und zu erweitern. Mit Lebensgefahr und dem Tode vieler der Ihrigen, deren uns Dobrizhoffer mehrere als Märtyrer nennt, hatten sie diesen neuen Staat gestiftet. Er zählte im Jahre 1729 dreißig Ortschaften oder „Reduktionen", wie sie dieselben nannten, davon fünfzehn am Flusse Parana mit 62,263 Seelen, und fünfzehn am Uraguay mit 69,405 Seelen lagen. Doch der Sendstätten am Paraguay- und Vermejo-Flusse waren ebenfalls mehrere, hier noch nicht gezählt.

Man kann nicht läugnen, das Ganze war, wenn thierisches Wohlsein das höchste Gut der Menschheit ist, gut berechnet und klug ausgeführt. Aber der jesuitische Unterthan blieb auch nur abgerichtetes Menschenthier; nicht mehr. Jeder höhere Gedanke, jede Selbstthätigkeit des Geistes ward, als Reiz zum Sündigen, mit Sorgfalt vernichtet. Man klärte die Indianer nur so weit auf, als es für den Priesterstaat nützlich war, und daß es den Leuten nicht beifallen konnte, je über den ihnen angewiesenen Kreis hinauszuschreiten. Unbedingter Gehorsam ward, wie im Orden, so auch bei den Indianern Grundpflicht. Wer gefehlt hatte, begab sich zum Priester, flehte zu seinen Füßen um die verdiente Strafe, und küßte dankbar die Hand, welche ihn gezüchtigt hatte. Man sah hier durch Gewohnheit, Aberglauben, Gottesfurcht, Unwissenheit und bürgerliche Einrichtungen eine Geistesknechtschaft, wie sie die Welt nirgends sonst, als etwa in Klöstern, erblickt hatte. Wundere sich Keiner, daß der Herrschlust ein solches Kunststück an einem ganzen Volke gelang, und so leicht gelang, wie in

Mönchszellen; ein Kunststück, welches allerdings in Europa die Schaaren der kleinen Herrscherlinge, die an Roms Brüsten erzogenen Priester, die im Schatten pergamentner Stammbäume erwachsenen Edelleute, oder die gern großmächtelnden Patrizier kleiner Städte, als unerreichbares Urbild bewundern mochten. Aber das jesuitische Missionenland war allerdings wie ein einziges Kloster anzusehen; jede der sogenannten Reduktionen wie eine Zelle, mit Menschen bevölkert, deren kindische Unwissenheit jedem Eindrucke nachgab; deren Wildheit einerseits durch die Schrecken frommen Wunder- und Aberglaubens, durch die Pracht des neuen Gottesdienstes, durch die Macht der Gewöhnungen, durch die (vermittelst der Beichte erhöhte) Allwissenheit der Priester, anderseits durch den Reiz so vieler Lebensbequemlichkeit und Sorglosigkeit gezähmt war. Der Priester in dem Reduktionsorte war Oberherr, Dollmetsch Gottes, Lehrer, Erzieher, Verwalter, Kriegsmeister, Arzt, Richter, Gesetzgeber, Rathgeber Aller. Die Familien-Angelegenheiten gingen durch ihn ihren Gang, wie er wollte. Selbst die Einrichtung war getroffen, daß nicht der Mann die Braut suchte, sondern das Mädchen den Mann. Hatte eine junge Indianerin also zur Ehe Lust, so begab sie sich zum Pater der Reduktion, vertraute ihm ihre Neigung, und genehmigte er's, so berief er den Erwählten und kündigte ihm sein Loos an, das er selten verwarf. Pater Antonius Sepp, in seiner Beschreibung des Missionenlandes, wunderte sich selbst über diesen merkwürdigen Brauch, durch welchen auch Mädchen und Weiber durch die zartesten Geheimnisse ihres Herzens an die sehr ehrwürdigen Väter des Ordens geknüpft wurden.

So war allerdings in der Republik eine Ruhe, eine Eintracht, ein Gehorsam, eine Ordnung, wie in keinem andern Reiche der Welt zu finden. Mit Recht konnte Pater Charlevoix zu seiner Zeit (in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts) rühmen:

„Hier weiß man nichts von Klagen und Prozessen; das Mein und Dein ist daselbst unbekannt!“ — Es war nur Beten und Arbeiten, schweigender Gehorsam und Gedanken-Armuth.

Dies Reich der Jesuiten blieb lange den Höfen von Spanien und Portugal Geheimniß. Zwar schon der Vizekönig Martino de Barrua hatte (im Jahre 1730) seinem Hofe darüber bedenkliche Berichte abgestattet. Einzelne Schriftsteller hatten von der Sache öffentlich geredet. Aber die Beichtväter in Madrid und Lissabon besänftigten ohne Mühe die Besorgnisse der Könige; jesuitische Schriftsteller zerstörten die Angaben der Plauderer, als Verleumdungen des Neides; selbst den Ludwig Anton Muratorie, als ihnen fremd, bewogen sie, ihr Lobredner zu werden, indem sie ihm den Stoff zu seinem bekannten Werke durch den P. Cataneo lieferten; und durch die Verfolgungen, welche sie gegen den Bischof von Paraguay, Ferdinand von Cardena, verhingen, als er am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts strengere Untersuchungen über die christlichen Gemeinden am Uraguay und Parana anstellen wollte, schreckten sie die Freimüthigkeit Anderer zurück.

Zufällig enthüllte ein zwischen Madrid und Lissabon im Jahre 1750 geschlossener Vertrag über die Grenzen der Kolonien in Südamerika das Geheimniß und zerstörte alle Entwürfe der Loyoliten. Denn um gerade Linien zu ziehen, schonten die Unterhändler des Missionenlandes nicht, zogen die Linien quer durch dasselbe, so daß viele der Reduktionen an Brasilien fielen. Umsonst arbeiteten die ehrwürdigen Väter in Europa gegen Vollziehung des Vertrags. Die Grenzkommissarien beider Mächte erschienen (1752). Das Land der Missionen stand gegen sie in Waffen. Truppen wurden ausgeschickt, die Indianer zu zwingen, und fanden so starken Widerstand, daß sie nichts ausrichteten. Die Jesuiten betheuerten, das sei nicht ihre Schuld; man könne die Wuth der Indianer nicht mehr mäßigen. Allein sie ward gemäßigt, als die spanischen

und portugiesischen Befehlshaber nach erhaltenen Verstärkungen mit vereinter Macht gegen die Reduktionen vorrückten, und im Hornung 1756 die Indianer in regelmäßig gelieferter Schlacht besiegten, worin diese zwölfhundert Mann, viele Kanonen und Fahnen verloren. — Die Grenzscheidung ging vor sich; bald darauf ward der Orden der Jesuiten aufgehoben. Auch in Paraguay verschwand er. Kein Indianer zuckte weiter das Schwert für ihn.

Als die Jesuiten (im Jahr 1767) ihre Sendstätten verließen, hatten sie, nach Dobrizhoffers genauer Angabe, dreizehn derselben am Parana, und neunzehn am Uraguay. Jene waren im Jahr 1732 von 57,649 Seelen, diese von 83,533 Seelen bewohnt, aber bei dem Abzuge der Jesuiten zählte man überall noch kaum eine Bevölkerung von hunderttausend Indianern. Krieg, Pocken und andere Krankheiten hatten viel Volks hinweggerafft. In den zehn Kolonien bei den Chiquito's am rechten Ufer des La Plata gegen die peruanischen Grenzen waren (im Jahr 1766) 23,788 bekehrte Indianer, und in den Kolonien am Rio Vermejo bei den Chako's in gleicher Zeit 5424 Christen, oder wenigstens Getaufte.

Nach Aufhebung des Ordens der Loyoliten vernahm man von den spanischen und portugiesischen Sendwerken in Südamerika wenig Denkwürdiges; wohl aber häufige Klagen über die Missionarien aus dem Dominikaner- und Kapuziner-Orden, daß sie an den Grenzen beträchtlichen Schleichhandel trieben; daß sie die Indianer zu nöthigen wüßten, ihnen, ohne gesetzliche Entschädigung, die Felder zu bauen, oder ihnen Amulette, Rosenkränze, Kruzifixe und andere geistliche Waaren in unmäßigen Preisen abzukaufen u. s. w.

So sind denn noch immer, die unermeßlichen Steppen, Blachfelder oder „Pampen" und Hochlande des innern Südamerika's dem Heidenthum überlassen, südwärts bis zum Feuerland der gutmüthigen Pescheräh's. — Der Abfall des Welttheils vom spanischen Scepter, der fürchterliche Unabhängigkeitskrieg, der vom

breiten Silberflusse oder La Plata bis Darien wüthet, hat das Missionswesen fast gänzlich gestört. Die alten Sendörter zu St. Michael und Santa Teresa de Mayhures am Orinoko, die am Patumayustrom und dem gewaltigen Marannon, viele längs dem La Plata und Uraguay liegen versäumt; andere verbrannt. Die Abiponen, die grausamen Tobas, die freigebliebenen Berg- und Wald-Peruaner und wie jene nie gezähmten Völkerschaften alle heißen, welche dem spanischen und christlichen Namen mit erblicher Scheu feind blieben, freuten sich der großen Verwirrungen, in denen ihre Freiheit gesichert stand. Und viele von den bekehrten Stämmen verwilderten wieder mit den kriegerischen Europäern, denen sie abwechselnd halfen oder schadeten.

Blick auf Brasilien und die Guiana's.

Johann VI. von Portugal, welcher (im Jahr 1807) Rio Janeiro, die brasilische Hauptstadt, zu seinem Wohnort machte, hatte in die ihm unterworfenen Gegenden Südamerika's mit seiner Gegenwart große Hoffnungen des Bessern erregt. Es ist bekannt, wie er sich bestimmt gegen die Einführung der Inquisition erklärt hat; wie er in seinen Staaten allmälige Vernichtung des Sklavenhandels verhieß, und sich der Wiederherstellung des Jesuitenordens widersetzte. Es ist bekannt, mit welcher Großmuth er (seit 1814) europäische Einwanderer und Ansiedler begünstigt, um sein amerikanisches Kaiserthum blühender und stärker zu machen. Inzwischen geht dieses Letztere nur langsam vor sich Die Menge strömt lieber der Freiheit Nordamerika's zu, in der sich jeder Glaube seine unangefochtene Kirche baut, während in Brasilien nur die katholische Kirche als alleinseligmachende gelten darf. Zwar werden Protestanten, wenn sie nicht öffentliches Bekenntniß ihrer kirchlichen Meinungen fordern, unverfolgt geduldet. Aber Duldung ist wohl

ein geringes, und vom Leben und Willen eines Mannes abhangend, ein unsicheres Gut.

Die Ausbreitung des römischen Glaubens unter den Ureinwohnern wird ohne besondern Erfolg, mehr amtsmäßig, als aus innerm Triebe, wie seit alten Zeiten, fortgesetzt. Noch bestehen die ehemaligen Sendörter der Jesuiten am Toncantines und Rio Doca, am Marannon, am Negro bis zu den Grenzen Peru's. Sie sind von andern Mönchen besetzt. Ihre Wirkungen sind nicht glänzend. Weitaus der größere Theil der Indianer, selbst derer, die mitten unter den Europäern wohnen, ja unzählige von den zahlreichen Negern, wissen nichts vom Christenthum. Sie leben friedlich in Verehrung ihrer altväterlichen Gottheiten. Es ist mehr auffallend, als räthselhaft, daß Portugiesen und Spanier lieber Heiden unter sich dulden mögen, als evangelische Christen, oder Verehrer des wahren Gottes nach mosaischer Lehre.

Beinahe mehr noch, als Brasilien, ist in neuern Jahrhunderten das benachbarte Guinea, rücksichtlich der Menschenentwilderung, vernachlässigt worden. Die französischen und holländischen Pflanzörter und Anbauungen längs den Meeresküsten begnügten sich, die schwärmenden, kriegerischen Urbewohner des Landes mit Waffen zu schrecken, oder mit jährlichen Geschenken zu versöhnen, um ihren Zucker, Kaffee, Indigo, Roucou, ihre Baumwolle, Gewürznelken in Sicherheit bauen und verhandeln zu können. Vorzeiten war, besonders in den französischen Besitzungen, mehr Bestrebsamkeit, die Indianer durch Predigt des christlichen Glaubens zu veredeln. Aber was die ersten Missionarien gepflanzt hatten, entartete und verwilderte nachmals, oder ging ganz unter. Noch haben die Karaiben aus der christlichen Dogmatik die entstellte Sage behalten, daß das höchste Wesen seinen Sohn vom Himmel herabgesandt habe, eine ungeheure Schlange zu tödten, nach deren Besiegung Würmer aus den Eingeweiden des Thieres hervorgingen,

von denen jeder einen Karaiben und eine Karaibin erzeugte. Wie abenteuerliche Vorstellungen mögen die christlichen Heilsboten mit ihrer Dogmatik oft im Gehirne ihrer bekehrten Wilden hinterlassen!

Weit edler sind bei ihnen oft die eigenthümlichen Begriffe von göttlichen Dingen, als die von christlichen Priestern empfangenen, mißverstandenen Dogmen. Die Indianer, wie kindisch und albern auch ihre übrigen Vorstellungen sein mögen, glauben in diesen Gegenden (sagt der ungenannte Verfasser einer Reise nach Guiana und Cayenne) dennoch, das höchste Wesen, welches ihnen Alles gibt, wessen sie bedürfen, sei zu erhaben, als daß es Geschenke und Opfer von Menschen empfangen, und zu gut, als daß es Bitten und Gebete verlangen sollte. Sie wissen von Unsterblichkeit der Seele. Doch kennt man beiweitem nur, und nur dunkel, die religiösen Ideen der wenigsten, den Europäern benachbarten Völkerstämme; die Indianer jenseits der Gebirge sind sogar noch großentheils dem Namen nach kaum bekannt.

Seit der französischen Staatsumwälzung verlor sich in den französischen Niederlassungen Amt und Geschäft der Missionarien fast gänzlich. Bis dahin war es von den Jesuiten, darauf von andern Mönchsorden bekleidet gewesen. Im holländischen Guinea hatte man für Verbreitung des Christenthums von jeher ungleich weniger geleistet. Was lag den trägen, wollüstigen und tirannischen Pflanzern am Ausbreiten eines Glaubens, der in ihr eigenes Gemüth so dürftige Wurzeln getrieben hatte! Stedmans Nachrichten von Surinam haben die ganze Abscheulichkeit jener halbmenschlichen Kolonieherren, Verwalter und Krämer, enthüllt. Nicht einmal für ihre Neger, die sie als Thiere behandelten, mochten sie das Geringste thun; und die wenigen lutherischen und evangelischen Prediger zu Paramaribo, Berbice und Essequebo waren viel zu beschränkt, zu abhängig, um mehr zu leisten, als die dringendsten ihrer amtlichen Pfarrpflichten erheischten.

Nur die evangelische Brüderunität allein drang mit Thätigkeit seit dem Jahr 1730 auch hieher; bildete erst zu Paramaribo eine kleine Hausgemeinde, die sich von ihrer Hände Arbeit ernährte; legte dann einen Sendort zu Saron am Strome Saramека, vermittelst einiger getauften Indianer (im Jahr 1757) an, desgleichen zu Hope (1735), am Flusse Corentyn, im Quama, unweit den Saramekaquellen (seit 1765) unter den Freinegern und zu Berbice. Doch von großer Wirksamkeit scheint ihr Thun hier nicht gewesen zu sein.

Seit die Engländer sich der vornehmsten holländischen und französischen Anbauungen in Guiana (1804) bemächtigten, wurden diese Gegenden auch fleißiger von den britischen Missionarien besucht, mit neuen Sendörtern zu Sommelsdyk und Demarara (seit 1807) bereichert, und mit gedruckten Bibeln versorgt. Von letztern kauften aber besonders nur die surinamischen Juden, weil ihre Synagogen das alte Testament in holländischer Uebersetzung gebrauchen.

Die westindischen Eilande. — Die Negersklaven. — Das Reich der Schwarzen auf Haiti. — Thätigkeit der evangelischen Missionarien auf britischen und dänischen Inseln.

Die weitläufigen Inselgruppen, welche zwischen den beiden großen amerikanischen Festlanden unter dem Namen der Antillen und Bahama's zerstreut umherliegen, waren von den Europäern zuerst entdeckt, zuerst erobert, zuerst mit dem Blute der Einwohner gedüngt, dann wieder mit habsüchtigen Pflanzern und afrikanischen Negersklaven bevölkert. Nur auf St. Vincent, Tabago, Martinique und St. Dominica erhielten sich wenige, traurige Ueberbleibsel der Ureinwohner, der Karaiben.

Es bauten die grausamen Eroberer zu ihren Städten und Dörfern zahlreiche Kirchen, Kapellen, Mönchs- und Nonnenklöster. Sie freuten sich, das Kreuz in der neuen Welt aufpflanzen zu können. Aber die Religion des Gekreuzigten ward mit dem Kreuze nicht verbreitet. Die Getauften standen ruchloser, als die ermordeten Ungetauften, oder als die elenden Neger da, welche man Thieren gleich behandelte.

Lange Zeit achtete man es nicht der Mühe werth, den Negern, mit welchen man die Inseln anbaute, christlichen Unterricht zu ertheilen. Genug, wenn sie den Wink der Peitsche verstanden. Ohnehin war schwierig, sie zu bekehren, da ihnen theils die Arbeit zu wenig Muße ließ, theils weil sie oft Ort und Herrn änderten, oder im Elend verdarben. Jährlich mußten über hunderttausend Schwarze aus Afrika herbeigeschleppt werden, die Stelle der Abgegangenen zu ersetzen.

Erst im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts fing man ernstlicher an, die Verchristlichung der Neger zu betreiben, wenigstens der Freigelassenen. Die Jesuiten erwarben sich auch hier, besonders in den französischen Inseln, das meiste Verdienst. Die spanischen Kolonien zeigten für Veredlung ihrer Sklaven weniger Eifer. Politische Schriftsteller, selbst Geistliche, widerriethen es sogar. Die einen ungefähr aus dem Grunde, dessen sich noch in unsern Zeiten die furchtsame Eifersucht europäischer Veziere, Kastenstolz und mönchische Staatsschlauheit gegen die Vermenschlichung der Menschheit bedienen: Aufklärung könne der öffentlichen Wohlfahrt und Ruhe gefährlich werden. Andere widerriethen es, weil der Neger, wenn auch Mensch, doch von geringerer Race, und nicht des geistigen Aufschwungs fähig wäre, wie der Europäer.

Wirklich sind in den spanischen Pflanzungen Westindiens die meisten Neger Fetischanbeter und Heiden geblieben; die Bekehrten aber haben keine andere Pflicht, als einigemal im Jahre die Messe

zu hören. Wer das versäumt, büßt unter Geldstrafen oder Geißelhieben.

In den westindischen Inseln Frankreichs herrschte wenigstens in dieser Hinsicht besserer Geist. Die Thätigkeit der Jesuiten, Kapuziner und anderer Mönchsorden ward ermuntert und unterstützt. Die (im J. 1704) von den Jesuiten auf St. Domingo angelegte Mission zählte im Jahr 1745 neunzehn Pfarreien. Gegenwärtig aber, im unabhängigen Neger-Staate Haiti, ist kein Dorf ohne Kirche. Die vierundfünfzig Pfarrgemeinden des Freistaates wurden unter Aufsicht der Bischöfe von Port au Prince, Leogane, Cap Henry und Sanssouci vertheilt. In Port au Prince wohnt der Erzbischof des Reichs. Kein Dorf ist ohne Anfangsschulen; keine Stadt ohne öffentliche Anstalten für Kunst und Wissenschaft. Mehr Bildung, mehr Kunstfleiß, mehr Wissenschaft, mehr Betriebsamkeit herrscht gegenwärtig in diesem westindischen Negerstaate, als dort je seit der Eroberung gefunden ward, oder noch heut in allen Pflanzstätten erblickt wird, welche der Krone Spanien von ihrer ehemaligen Herrlichkeit geblieben sind.

Noch verdient erwähnt zu werden, daß die britischen Bibelgesellschaften ihren wohlthuenden Einfluß auch auf Haiti ausgedehnt haben.

Auch auf den britischen, dänischen, schwedischen und niederländischen Eilanden Westindiens fing man die christliche Belehrung der Neger erst seit Anfang des achtzehnten Jahrhunderts mit Ernst an. Auf Jamaika erschienen (seit 1754) Herrnhuter, wesleyische Methodisten (1781) und Baptisten, welche zahlreiche Sendörter anlegten. Von mehr denn dreimalhunderttausend schwarzen Bewohnern der Insel sah man binnen dreißig Jahren den sechsten Theil zum Christenthum übergeführt. Die geistvollsten oder frömmsten der freien Neger werden zu Predigern geweiht, bald ihrer

hundert thätig, das göttliche Wort weiter zu verbreiten. Nicht minder glücklich sind die Herrnhuter in ihrem Wirken zu Basse-Terre auf St. Kitts (seit 1774); zu Saron auf Barbados (seit 1765), wo der Statthalter Kobrington, in der Mitte vorigen Jahrhunderts, dreißigtausend Pfund Sterling an Ländereien zur Anlegung einer Bildungsanstalt von Missionarien ausgesetzt hat; zu St. Johns, Gracehil und Gracebai (seit 1756), auf Antigua u. s. w. gewesen.

Neben den Herrnhutern waren die wesleyschen Methodisten in Westindien, besonders auf den britischen Inseln am regsamsten. Sie hatten (seit 1788) auf den Bahama-Inseln und zu Trinidad ihre bleibenden Sendörter; auf letzterm Eilande neben den katholischen Pfarrern, die, aus spanischer Zeit noch, unter dem Namen Missionarien, in den acht Dörfern der eingebornen Indianer wohnen. Auch die Insel Grenada versahen sie (seit 1788) mit Bekehrern, desgleichen St. Vincent, die schwedische Insel St. Barthelemi (seit 1788), die gebirgige Dominica, Antigua u. s. w. Letzteres Eiland enthielt ihre blühendste Sendanstalt, zu der (1817) bei eilftausend Seelen gehörten.

Auf den dänischen Inseln St. Croix, St. Thomas und St. Juan begannen die Herrnhuter die Negerbekehrung schon im Jahr 1732. Vorher war dafür nichts gethan. Ein Deutscher, Leonhard Dober, verließ zuerst Herrnhut, und begab sich zu Erfüllung des heiligen Zwecks, arm, ohne Mittel, ohne Sprachkenntniß, nach St. Thomas, Sklaven ins Christenthum einzuweihen. Ihm folgten Andere in die übrigen westindischen Inseln Dänemarks. Oldendorp, in seiner Missionsgeschichte der evangelischen Brüder zu den karaibischen Inseln, erzählt mit großer Umständlichkeit die Menge der Hindernisse, welche hier zu bekämpfen waren. Viele lagen im bösen Geiste der europäischen Herren selbst, viele in der Zerstreuung der Neger auf den zahl-

reichen Pflanzstätten; die größten aber in der Mannigfaltigkeit der Sprachen. Die Schwarzen stammten von ganz verschiedenen Nationen ab. Die Gebieter derselben waren Dänen, Franzosen, Holländer, Deutsche, und von verschiedenen Glaubensbekenntnissen. Die Katholiken bezeugten den größten Widerwillen, ihre heidnischen Neger durch Protestanten im Christenthum unterweisen zu lassen. Vielmals waren die Missionarien in Lebensgefahr, nicht durch Neger, nein, durch die christlichen Weißen.

Inzwischen bewirkte doch die Standhaftigkeit der Herrnhuter, daß im Jahr 1755 eine königliche Verordnung das Bekehrergeschäft erleichterte, Besoldungen für angestellte Katecheten aussetzte, die Zahl der Missionarien vermehrte, und die Taufe der Sklavenkinder anordnete. Eben diese Verordnung untersagte zwar alle Zwangsmittel bei den Versuchen, die Schwarzen zum Christenthum zu bewegen, bediente sich aber selbst dergleichen, und zwar der kräftigsten. Sie verbot nämlich die Ehe derjenigen Sklaven, die das Christenthum noch nicht angenommen hatten.

Gegenwärtig ist unter den Negern dort der christliche Glaube ziemlich allgemein eingeführt. Die Geistlichen sind thätiger geworden. Die Herrnhuter haben in St. Thomas zwei Niederlassungen, Neuherrnhut und Nierky; eben so viele auf St. Juan, nämlich Bethanien und Emmaus; und drei auf St. Croix, nämlich Friedensthal, Friedensberg und Friedensfeld. Und wir kennen die Frucht des Evangeliums aus den Zeugnissen der dänischen Kolonisten. Die Negersklaven wurden durch die Christuslehre ruhigere, gewissenhaftere Unterthanen, redlichere Bürger, arbeitsamere Diener, frömmere Dulder. — Ja, selbst die Pflanzungsherren wurden menschlichere Menschen durch den Anblick der bessern Neger.

Allgemeine Betrachtungen über die Verchristlichung Amerika's.

Amerika war lange Zeit, von seiner Entdeckung an, in den Augen der Europäer nur als Fundort von Edelsteinen, als Gold- und Silbergrube, als Pflanzland von Baumwolle, Zucker, Indigo, Kaffee, Tabak, Kakao, Vanille, Farbehölzern u. s. w. wichtig. Um den Menschen in Amerika bekümmerte man sich nicht. Vielmehr drängte man ihn zurück, oder mordete ihn, weil der europäische Christ ihn nicht als Waare behandeln konnte.

Nachdem die Kolonien Europa's in der neuen Welt zahlreicher und bevölkerter geworden waren, gewannen jene Gegenden an Werth; nicht weil sich die Mittel vervielfacht hatten, den wilden Urbewohnern näher zu kommen, und ihnen höhere Gesittung zu geben, sondern weil man in Amerika neue Märkte zu Absatz europäischer Fabrikate haben konnte. Es waren nicht europäische Regierungen, sondern entweder menschenfreundliche Privatleute, oder Mönchsorden, welche sich angelegen sein ließen, das Edelste, was der Welttheil trug, den Menschen, zu berücksichtigen und ihn durch Unterricht seiner Bestimmung in der Geisterwelt würdig zu machen. Zwar Hohe und Niedere in Europa rühmten sich der Nachfolge Jesu, aber unter Tausenden dachte kaum einer daran, zu thun, was Jesus und seine heilige Jüngerschaar. Columbus schien nur eine neue Welt entdeckt zu haben, um die alte Welt mit neuen Giften zu verderben. Selbst die in die Kolonien ausgewanderten Europäer wurden knechtischer, und verloren mit Ansiedlung jenseits des atlantischen Meeres gleichsam die europäischen Rechtsansprüche.

Diese empfanden den Druck des alten Mutterlandes mit Unwillen. Sie thaten, was stets geschah und immer geschehen wird, wenn Völker mit Erkenntniß des Bessern durch unverständige Beherrscher mißhandelt und zurückgesetzt werden. Die englischen

Kolonien Nordamerika's rissen sich vom Mutterstaate los, und blühten in Selbstständigkeit auf, als demokratischer Bundesstaat. Fünfundzwanzig Jahre später folgten diesem Beispiele die spanischen Amerika's. Von nun an gewinnt die neue Welt politische Bedeutsamkeit für die alte, nicht bloß kaufmännische. Das Leben Amerika's machte bisher mit dem Leben Europens ein Einiges. Jenes getrennt, dieses wieder isolirt und fast wie vor dem sechszehnten Jahrhundert auf sich selbst beschränkt, müssen die Verwandlungen Amerika's von unzuberechnenden Wirkungen werden. Wie das einst blühende Asien neben Europa veraltete, so droht Europa neben dem jugendlichen Amerika zu verbleichen. In Amerika freie und frische Entfaltung der Vernunft und jeder geistigen Kraft, denen sich häusliche, bürgerliche und staatsthümliche Einrichtungen, wie Mittel zum Zweck, fügen müssen; in Europa mittelalterisches Vorurtheil, herkömmliches Formenwerk, dem in Staat, Kirche, Stadt und Dorf die Geisteskräfte, als Mittel, dienstbar gemacht werden. Dort in mannigfach gestalteten Kirchen freithätiges Christenthum; hier Priestergewalt, Kirchlichkeit und Unduldsamkeit in Glaubens- und Gewissensangelegenheiten.

Als das Christenthum aus Asien in das kältere, klügelnde Europa überging, litt es von Volk zu Volk, von Jahrhundert zu Jahrhundert, von Konzilien zu Konzilien die gewaltsamsten, unnatürlichsten Veränderungen. Hierarchie, Dogmenkram, Cultus und Symbole verdrängten das Göttliche, Lebendige, Einfache der Jesus-Offenbarung.

Neue Veränderungen stehen mit dem Uebergang des europäischen Christenthums nach Amerika dem Christenthum bevor. Es werden bei der Unabhängigkeit der Staaten jenseits des Weltmeers dieselben nicht lange von einem andern Welttheil Entscheidungen und Orakel begehren. Die Kirchen werden andere Formen annehmen, und gewiß, nach der reinern Bildung und bessern Er-

kenntniß des Zeitalters, einfachere. Amerika hat bis jetzt keine Reformatoren hervorgebracht. Es bedarf deren nicht. Die Lebenskraft dieses Welttheils bedarf mehr ihrer ganzen Macht, um die verschiedenartigen, durch neue Einwanderungen von außen her wachsenden Massen der Gesellschaft in ein Einiges zu bilden und aufzulösen.

Was die Europäer bisher dahin brachten, war nur Frucht der europäischen Staats-, Kirchen- und Schulverhältnisse, Nachlaß europäischer Jahrhunderte, kaum für amerikanische Klimate und Ortsverhältnisse passend. Es besteht zum Theil vieles davon, weil die Menschen noch leben, die es dahin trugen und haben. Aber schon jetzt wirkt der amerikanische Himmel merklich auf die fremde Pflanze, um sie zum Kinde seiner Einflüsse zu machen. Gottes Wort wird bleiben, aber nicht die europäische Exegese; Jesu Offenbarung und Lehre wird bleiben, aber es bleiben nicht die Acta conciliorum, die augsburgische Konfession und der Heidelberger Katechismus.

Die Zahl der Menschen, welche heut auf dem ungeheuern Raum von mehr denn achtmalhunderttausend Geviertmeilen Amerika's lebt, ist unbekannt, und, da wir das Innere des Welttheils und seine unstäten Nationen zu wenig kennen, schwer auszumitteln. Immer aber ist gewiß, daß der größere Theil dieses Festlandes noch Heimat des Heidenthums sei.

Die den bekehrten Indianern durch Missionen der katholischen Kirche beigebrachten religiösen Begriffe verlieren sich allzuoft nur in Kirchlichkeit, äußeres Formenwerk und Gewissenszwang. Häufig ist auch in Amerika, weniger der göttliche Geist Jesu, als der irdische Geist der Mönchsorden, sichtbar geworden. Hierarchische Ehre und Vortheil der Kirche arbeiten zu gern hinter dem Schaubilde der Ehre Gottes und des Heils der armen Seelen.

Von der andern Seite waren auch die Missionen der evangeli-

schen Kirche nicht immer zu rühmen. Von Genf aus wanderten im Jahre 1556 die ersten vierzehn protestantischen Bekehrer in die Wildnisse der neuen Welt; seitdem waren ihnen aus mancherlei Ländern in allen Richtungen tausend, mit edelm Willen, aber nicht immer mit ächt-apostolischer Weihe, gefolgt. Am thätigsten bewiesen sich Quäker, Baptisten, Methodisten und evangelische Brüdergemeinden.

Die Gesandten beider Parteien, der Katholiken und Evangelischen (ich rede aber von der Mehrheit der Missionarien, nicht von den hochwürdigen Ausnahmen auf beiden Seiten), schlugen für ihre Zwecke gewissermaßen entgegengesetzte Wege ein. Die katholischen trachteten durch Gewöhnungen, durch äußere Zähmung, durch Bestechung der Sinne, die Wilden erst zu zivilisiren, um sie für das Höhere der göttlichen Offenbarungen vorzubereiten und empfänglich zu machen. Die evangelischen Missionarien dagegen wollten durch das Innere des Gemüths die ganze Veredlung der äußern Verhältnisse bewirken. Sie erzählten den Wilden von Menschwerdung, Leben, Leiden und Tod des göttlichen Sohnes, und hofften mit einem wahren Wunderglauben, daß durch diese Geschichte, durch die Hinweisung der Herzen zum Lamm Gottes und zu seinem Blute Alles gethan, und die Gnade in den Wilden mächtig werde. Alles sollte aus der Liebe zum Heiland entsprießen, jede christliche, jede bürgerliche Tugend aus ihr erblühen.

Beide Wege hatten ihre Vortheile, beide ihre Nachtheile. Auf beiden wurden Seelen gewonnen. Und wenn auch die religiösen Vorstellungen der Getauften, wie es nicht anders sein konnte, höchst mangelhaft, verworren und abenteuerlich waren, wurde der Verwilderte doch damit dem gesitteten Europäer näher geführt, ihm verwandter und menschlicher. Die Bahn zum Bessern ward gebrochen. — Wir sehen in Haiti einen von Negern gegründeten Freistaat, mit Verfassungen, Sitten, Gesetzen und

Einrichtungen, die denen der besten europäischen Staaten gleich stehen. Noch ein Jahrhundert, und unsere Enkel wissen von neuen in christlicher Gesittung aufblühenden Reichen der zimmetfarbenen Urbewohner Amerika's, und die Musen Griechenlands und Roms, Englands, Frankreichs, Italiens, Deutschlands haben ihre Tempel in den heut noch undurchdringlichen Wäldern längs den Cordilleras de los Andes und den Apalachen.

---

5. Süd-Indien.

Neuholland. Die erste christliche Niederlassung bei den Neuseeländern.

Noch bleibt mir übrig, den Blick auf jene zerstreute Inselwelt zu werfen, die sich auf der südlichen Halbkugel, im Osten der asiatischen Eilande bis zum westamerikanischen Meere, verbreitet. Ist Australien nicht das jüngste Erzeugniß des Erdballs, welches er aus dem Schoose des Meeres hervortrieb, ist es doch der jüngste der von Europäern besuchten Theile der Welt. Diesen Namen verdient Australien wohl, da sein und seiner Eilande Flächenraum um den vierten Theil größer, als des gesammten Europa sein mag.

Der Mensch steht hier noch in seiner Urwildheit. Aber wie unbekannt auch noch das roheste Völkchen mit den einfachsten Lebensbequemlichkeiten sein mag, wie arm die Sprache manches Stammes, wie stumpf der Sinn desselben scheinen mag; wie gefühllos, reinthierisch hier oft das Herz schlägt, wo man morden und nach der Gräuelthat in die dumpfeste Gleichgültigkeit übergehen kann, wie das Raubthier, welches sich der That nicht mehr erinnert, wenn es den blutigen Platz verlassen hat; wie grausam das Gemüth einzelner Horden sein mag, die noch Menschen

fressen, und mit einer verstorbenen Mutter deren Säugling lebendig begraben: dennoch haben alle diese Wilden Keime der Religion, Ahnungen höherer Wesen, Glauben der Unsterblichkeit, Gedanken an Geister.

Noch kennt man beiweitem Umfang und Inhalt der größten von den Südinseln, Neuholland, nicht genau genug; geschweige ihre Bewohner und deren religiöse Vorstellungen. Sie wohnen noch größern Theils, den ersten Menschen gleich, in ausgebrannten Baumstämmen, in Hütten von Baumzweigen. Ihre gesellschaftlichen Verhältnisse sind noch die erzväterlichen der Urwelt. Sie haben keine Könige und Fürsten; der Vater der Familie ist ihr Haupt; der Greis hochgeachtet. Sie sind roh, wild, aber nicht ohne Sinn für Kunst. An ihren Felsen sieht man oft Abbildungen von Menschen, Thieren, Waffen, Schilden, wenn gleich mit unvollkommenen Werkzeugen unvollkommen, doch kenntlich, oft in den Umrissen sehr genau eingehauen. Ihre wenigen Geräthe, ihre Fischernetze verrathen Geschicklichkeit.

Seit sich die Briten (im Jahr 1788) hier niederließen, ihre Kolonien von Sidney, Port-Jakson, Paramatta, Hawkesbury, Neucastle u. s. w. gründeten, und zum Theil mit Verbrechern jeder Gattung bevölkerten, gelang es ihnen lange nicht, mit den Eingebornen ein geselligeres Verhältniß anzuknüpfen. Diese waren zu schüchtern oder argwöhnisch gegen die fremden Ankömmlinge. Erst nach und nach gewann man das Vertrauen einiger Stammhäupter, die man mit europäischen Lebensannehmlichkeiten bekannt zu machen suchte, um das Bedürfniß einer bessern Gesittung und Erkenntniß in ihnen zu wecken. Es ging langsam damit. Die Geistlichen in den Kolonien fanden wenig Gelegenheit, den Wilden von göttlichen Dingen Vorstellungen zu geben, und mußten sich meistens auf Belehrung und Bekehrung der zahlreichen zum Anbau der Pflanzungen hieher gelieferten Verbrecher beschränken.

In der That hatten sie der Arbeit mehr als genug, diesem unzüchtigen, diebischen, mörderischen, dem Trunk und Spiel ergebenen Gesindel christliche Begriffe und christlichen Sinn beizubringen. Ihr Wirken auf die Menschen, verbunden mit der Strenge der bürgerlichen Gesetze, war, wie man von Jahr zu Jahr erfährt, nicht ohne Frucht.

Wenn einstweilen der Bekehrungseifer wenig Hoffnung zur Aufklärung der Neuholländer hat, bot sich (1818) desto freundlichere von Seiten der Neuseeländer dar. Wirklich hatte auf Betrieb des vortrefflichen Koloniepredigers Samuel Marsden zu Paramatta in Neusüdwallis die kirchliche Missionsgesellschaft zu London jährlich fünfhundert Pfund Sterling für das Bekehrungswerk in Neuseeland ausgesetzt, und der helldenkende menschenfreundliche Gouverneur von Neusüdwallis, Lord Macquarie, begünstigte das schöne Unternehmen. Unter dem Vorsitze dieses Mannes bildete sich in Neuholland (Anfang des Jahres 1814) eine eigene Gesellschaft, deren Zweck ist, Verbreitung des Christenthums und der Gesittung in den zahllosen Inseln der Südsee zu befördern.

Die mit hohen, waldreichen Gebirgen bedeckten zwei Inseln Neuseelands sind von mehr denn hunderttausend Menschen bewohnt, die von Natur kriegerisch, in den einfachen Bedürfnissen und Verhältnissen ihres Lebens sinnreich sind. Ihre Dörfer, immer auf Anhöhen, mit Pfahlwerk und Graben und Wällen umgürtet, gleichen Festungen. Ihre Schifffahrten erstrecken sich bis Neuholland. Sie haben das von Europäern empfangene Getreide mit Glück angebaut; mahlen es auf ihnen geschenkten Handmühlen. Sie pflanzen schon Kartoffeln, gelbe Rüben, Runkelrüben, Kohl, Zwiebeln u. s. w. Ihre Gärten liegen meistens in Thälern, oder an sanften Abhängen. Die Neuseeländer sind im Rufe der Grausamkeit; aber sie wurden es, gereizt durch Ausschweifungen von Matrosen und Schiffskapitänen, die von Zeit zu Zeit an diesen

Küsten gelandet waren. Vielmehr sind sie gefällig, gastfreundlich und gutmüthig, wie wir aus bisher erschienenen Missionsberichten vernehmen. Sie sind reizbar, aber zur Fröhlichkeit geneigt; Freunde des Tanzes und Gesanges.

Der Himmelsstrich dieser Gegenden ist mild, der Erdboden ungemein fruchtbar. Die neuseeländische Flachspflanze (Phormio tenax), deren Fasern dauerhafter und schöner, als die unsers Hanfes sind, und woraus die Eingebornen ihre Kleider, Schlafmatten, Seile, Körbe, Netze verfertigen, ist die köstliche Gabe, welche die Natur diesen Völkerschaften verlieh. Ehe noch Europäer diese Ufer berührten, hatten die Neuseeländer schon die Staffel bürgerlicher Ausbildung, daß sie staatenweise unter Häuptlingen wohnten, denen die Vorsteher anderer Bezirke gehorchten, und daß sie Gesetze über Mein und Dein besaßen. Ihre Besitzungen waren ausgemarket, selbst ihre Fischereiplätze gegen einander. Diebstahl und Ehebruch wurden von ihnen mit dem Tode bestraft; aber Vielweiberei war erlaubt.

Noch ist ihre religiöse Glaubenswelt nicht ganz erforscht. Aber sie haben Priester und Priesterinnen verschiedener Art. Sie beten. Sie betrachten ihr Glück und Unglück als etwas, das von einem höhern Wesen komme. Dies Wesen, um die Geistigkeit desselben zu bezeichnen, vergleichen sie mit einem Schatten, den Niemand ergreifen und empfinden könne, der Alles geschaffen, selbst unerschaffen und unvergänglich sei.

Der edle Samuel Marsden, Apostel und erster Lehrer des Ackerbaues bei den Neuseeländern, machte bald nach seiner Ankunft in Port-Jakson und Sidney mit einzelnen dahin von Neuseeland gekommenen Häuptlingen Bekanntschaft. Er behandelte sie gütig; lernte von ihrer Sprache; beschenkte sie mit Mais und Waizen zur Aussaat; lehrte sie das Feld bauen und Ackergeräth verfertigen. Als er die Gelehrigkeit der Neuseeländer sah, und

von ihnen vernahm, wie willkommen Lehrer europäischer Kunst bei ihnen sein würden, kaufte er, zum leichtern Verkehr mit ihnen, eine Brigg an, und sandte (im Mai 1814) einige von England zu Missionen unter den Heiden bestimmte Männer dahin, um vorerst die Oertlichkeit zu untersuchen. Dieselben wurden vom Könige Duaterra in Ranghi Huh so freundlich aufgenommen, daß sich Marsden noch dasselbe Jahr entschloß, eine ganze Missionskolonie dahin zu führen. Duaterra war Fürst eines großen Gebietes. Seinem Befehle gehorchten die Häupter von vier Bezirken; viele andere waren ihm bundesverwandt. Es vollzog Marsden seinen Entschluß. Unweit Ranghi Huh, das aus zweihundert Häusern besteht, kaufte er um zwölf Aerte ein Stück Land von mehr denn zweihundert Juchart. Ahudi o Gunna, ein Häuptling, dem das Land gehörte, erklärte vor allem Volke, daß das Land nun ausschließliches Eigenthum der weißen Leute, und zu ihrem Gebrauche tabuirt, das heißt religiös geweiht sei. Den von den Europäern darüber ausgefertigten schriftlichen Aufsatz unterzeichnete der Verkäufer, statt durch Namensunterschrift, mit einer genauen Zeichnung der zwar wunderlichen, doch künstlichen Punktirungen, die in sein Gesicht nach neuseeländischer Art eingeschnitten waren.

So entstand und besteht also in Neuseeland die erste christliche Missionsanstalt. Und freundlich begleiteten nachher den wackern Marsden zehn Neuseeländer nach Port-Jakson zurück. Es waren meistens Häuptlinge ihres Volkes, welche von ihm europäische Künste und Einrichtungen lernen wollten.

Die Verchristlichung der Gesellschaftsinseln. Blick auf die Freundschafts- und Sandwich-Inseln.

Von den Religionen der alten Welt ist zwar früher, als die christliche, schon das Bekenntniß Fohi's und Muhameds in die-

sen Weltgegenden erschollen. Die Oranbadschu's, welche an den Küsten des süd-indischen Neuguinea's, der größten Insel nächst der von Neuholland, umherschwärmen, sind offenbar asiatischer Abkunft. Ihre Gestaltung, ihre Sprache, ihr Glaube, wie sehr dies Alles auch nach und nach Entartungen angenommen hat, verräth es. Und ist der Weg von Malacca bis Neuguinea durchs weite Meer nicht von einer ununterbrochenen Kette benachbarter großer und kleiner Inseln gebaut? Aber eben diese dürftigen Wilden, ohne bleibende Stätte, deren Wohnungen bedeckte Canots sind, auf welchen sie längs den Meergestaden den Mündungen fischreicher Flüsse nachfahren, sorgen wenig um Verbreitung ihrer von Arabien und China stammenden Religionen.

Desto mehr ist durch die fromme Gesellschaft von Neusüdwallis und durch die großen Vereine Londons für das Christenthum dieses insularischen Welttheils zu hoffen, wo, wie in Europa der künstliche, noch der natürlichste Stand der Menschen in allen gedenkbaren Abschattungen zu finden ist; wo, wie in den glückseligen Inseln der Dichter, Völkerschaften im Schoose des Ueberflusses und der Wollust, mit Unschuld und Kindersinn angethan, und wieder menschenfressende Bestien in menschlicher Gestalt angetroffen werden; wo das erste Ankeimen gesellschaftlicher Ordnung durch patriarchalische Verhältnisse, und hinwieder das roheste Gewaltthum auf Erden erblickt wird, wie auf Neugeorgien, wo dem Häuptling des Eilandes Alles, dem Unterthan nichts, selbst das Leben nicht, gehört, und Todesstrafe sogar den trifft, welcher nur auf des Königs Schatten tritt.

Die glänzendsten Fortschritte des Christenthums im süd-indischen Weltheile sind auf den gesellschaftlichen Inseln gethan. Seit Entdeckung derselben waren diese Inseln gleichsam begünstigte Lieblinge Europa's geblieben, durch Anmuth der Landschaften, wie durch Bildung und Sittenmilde der Bewohner. Daß zu Ende des

achtzehnten Jahrhunderts, wegen Meuterei, einige Matrosen des englischen Schiffes the Bounty auf eine dieser Inseln ausgesetzt und ihrem Schicksal überlassen wurden, ward der unerwartete Anfang einer raschen Verbreitung europäischer Ansichten, Begriffe und Einrichtungen. Die Ausgesetzten verbanden sich mit otaheitischen Mädchen, lehrten ihre Verwandte und Bekannte englische Sprache, englische Gebräuche und christlichen Glauben, und sahen sich bald, als Urheber einer glücklichen Kolonie, geachtet.

Seit dem Jahre 1797 nahm die Londoner Missions-Societät sich der Verpflanzung des Christenthums in den Gesellschafts-Inseln ernstlicher an. Papetoai auf dem Eiland Eimeo, weil diese Insel, neben ihrer Größe und Fruchtbarkeit, den bequemsten und sichersten Hafen für europäische Schiffe darbot, wurde zum Hauptsitze der neuen Sendanstalt gewählt. Vorher war es die Hauptinsel Otaheite, wo sie den Schutz des Königs Pomarre genoß. Aber dieser Schutz war lange Zeit nicht hinreichend, die Missionarien gegen den Zorn von den Verehrern der alten Götter, besonders vor denen in den otaheitischen Bezirken von Pare, Hapajano, Matarai, Atahura und Pazara, sicher zu stellen.

Ehe noch ein Europäer diese Weltgegend gesehen hatte, lebte hier schon der Glaube an ein unsichtbares, allmachtsvolles höchstes Wesen. Zu diesem, Eatooa Rahai genannt, dessen Thron die Sonne ist, eine Welt, herrlicher als die irdische, wandten sich ihre Gebete. In der Sonne hoffen sie, nach dem Tode des Leibes, den seligen Aufenthalt frommer Seelen zu finden. Geheimnißvoll und dreieinig ist das Wesen Eeatooa's. Er wird der Weltvater Tane de Medöoa geheißen, auch der Gott im Sohne Tooa tee te Myde gedacht, und der von einem geflügelten Geiste Mannoo te Hooa geredet. Aber Schutzgötter hat jedes Eiland, hat jede Familie, haben die Meere. Die Diener der Gottheiten und Ausleger ihres Willens sind die Priester auf den Inseln. Diese heischen Opfer,

häufig Menschenopfer auf den Begräbnißplätzen oder Morai's, wo die Seelen der Verstorbenen eine Zeit lang in der Nähe ihrer Leichname und zwar verborgen in den hölzernen, neben den Gräbern aufgerichteten Bildnissen, verweilen, und nebenbei ein schadenfroher böser Geist, den nur Priester zähmen und leiten, in einem Behälter hauset, worin man die Todtenschädel sammelt.

König Pomarre selbst, ein geist- und gemüthvoller Mann, zu religiösen Betrachtungen geneigt, und den die Otaheiten für den größten ihrer Fürsten halten, den sie je gehabt, war sonst der eifrigste Verehrer der Götter gewesen. Auf seinen Befehl wurden ihnen vor Zeiten viele Altäre errichtet, zahllose Gaben und Opfer gebracht, selbst Menschen geschlachtet. Einer der britischen Missionarien berechnet, daß er gegen tausend Menschen aus Götterfurcht geopfert habe. Eben so eifrig aber, sobald er von den britischen Lehrern hellere Begriffe über göttliche Dinge empfangen hatte, umarmte er nachher die Lehre von Christo. Er selbst ward thätiger Apostel unter seinem Volke, auch mit Gefahr seines Thrones und Lebens. Mit ihm gleiches Sinnes und in Thätigkeit zur Verbreitung eines heiligern Glaubens wetteifernd, war sein erster Rath, welcher (im Dezember 1814) in der Taufe den Namen Christoph Farefan annahm. Er hatte bei den Missionarien die Kunst des Lesens und Schreibens erlernt, wie auch Pomarre und Jeder, welcher sich zum Christenthume geneigt zeigte.

Die Ratira's oder Häuptlinge in den Bezirken, die Priester der alten Götter, und alle ihre Anhänger sahen mit unwilligem Erstaunen die Anzahl der „Bure Atua" oder der betenden Leute, wie sie die Christen nannten, überall wachsen. Sie beschlossen Ausrottung derselben, während Farefan kühn den alten Glauben durch Wort und That zu vertilgen trachtete, und die Oberhäupter mehrerer benachbarter Inseln für seine heilige Sache gewann. Es kam zum Religionskriege (im Sommer 1815). Aber die Verfechter

des Alten, bald unter sich selbst entzweit, unterlagen im Kampfe, indem sie sich zum Theil unter einander selbst aufrieben. Farefan zerstörte, auf Pomarre's Befehl, die Morai's, die geweihten Götterbilder, die heiligen Bäume. Es offenbarte sich in diesem Kampfe, daß der christliche Glaube unter den Völkerschaften tiefere Wurzeln geschlagen, und größere Verbreitung gehabt habe, als die Feinde desselben ahneten und die britischen Missionarien selbst wußten. Viele Häuptlinge, viele Priester entsagten öffentlich und fest dem veralteten Götterdienste und bekannten ihre bessern Ueberzeugungen. König Pomarre ließ sich öffentlich (16. Mai 1818) taufen, gründete zur Bekehrung der Heiden im Südmeere eine neue Sendanstalt (13. Mai 1818), deren Vorsteher er wurde. Die Menschenopfer wurden aufgehoben. Der größere Theil des Volkes auf den Inseln Otaheite, Eimeo, Rajatea, Tahaa, Paparra oder Borabora (dem Vaterlande Farefans, der am 29. Juli 1818 zu Otaheite starb) Huhaeine, Tapua-Manu und Maura nahm das Christenthum an. Statt der zerstörten Morai's erhoben sich Kirchen und Bethäuser (sechszig waren in den Jahren 1816 und 1817 auf Otaheite, achtzehn auf Eimeo erbaut). Die von Pomarre gebaute Hauptkirche (im Mai 1819 vollendet) konnte selbst mit den vorzüglichern in Europa an Größe und Zierlichkeit wetteifern.

Der ehrwürdige Marsden unterstützte das große Werk mit seiner vielumfassenden Thätigkeit. Von Port-Jakson sandte er (schon 1815) in der Sprache dieser Inseln gedruckte neutestamentliche Geschichten, Katechismen und Liederbücher; von der alttestamentlichen Geschichte ließ er zu Sidney in Neusüdwallis viele Exemplare in taheitischer Sprache abdrucken. Die Londner Missionsgesellschaft rüstete acht neue Missionarien (im J. 1816) aus, die mit ihren Gattinnen gen Otaheite segelten, und eine eigene Buchdruckerei dahin nahmen. Dadurch, und durch Vermehrung der

Buchdruckerpressen, und Einrichtung zahlreicher Schulen, beschleunigte die Volksbildung ihren Gang fast unglaublich.

Billig werden die Namen eines John Davies, William Scott, Harry Nott, James Hayward, Sam. Tessier, William Henry, Charles Wilson, Harry Bicknell in der Geschichte, als die Namen der ersten glücklichen Apostel christlichen Glaubens auf den gesellschaftlichen Inseln bewahrt.

Zwischen diesen Inseln und Neuholland, oder auch den neuen Hebriden, verbreitet sich der große Archipel der Fidschi-, Schiffer- und Freundschafts-Inseln. Vielleicht hieher zuerst wird nun von Otaheite und Eimeo das Christenthum übergepflanzt werden. Der Missionär Crook, welcher in Neusüdwallis mehrere Jahre lebte, um Arzeneikenntnisse und Geschicklichkeit in der Buchdruckerei zu erwerben, und der auf Eimeo lebte, hatte durch seinen Aufenthalt in jenem Archipel Gelegenheit, den Geist der Völkerschaften genauer zu beobachten. Von der Fruchtbarkeit der Insel Tonga rühmt er, daß sie Alles übertreffe, was er je Aehnliches in der Welt gesehen habe; von den Einwohnern die hohe Reinlichkeit, ungemeine Kunstgeschicklichkeit und Gutmüthigkeit. Hier bestanden schon streng geordnete gesellschaftliche Verhältnisse, Fürsten, stufenweise untergeordnete Stände mit mannigfaltigen Ehrenbezeugungen, regelmäßiger Landbau, Tauschhandel, Ehrfurcht vor fremdem Eigenthum. Hier fand man Glauben an höhere und niedere Götter, an Unsterblichkeit; aber auch ehrgeizige und habsüchtige Priester, und Menschenopfer.

Bisher hatte zwischen den Europäern und diesen Eilanden wenig Verkehr statt; mehr schon mit den Bewohnern der dreizehn Sandwich-Inseln, davon die größte Owaihi, berühmt durch des Weltumseglers Cook Tod, im Besitze der Briten (seit 1794) ist. Doch kamen die Engländer hieher nur als Kaufleute; nicht anders die nordamerikanischen Schiffer auf ihren jährlichen Fahrten

nach China und den amerikanischen Nordwestküsten. Der beständige immer wachsende Verkehr zwischen Amerika und Asien machte Owaihi bald zum bedeutendsten Platze der Südsee, und brachte europäische Einrichtung, Kunst und Verderbtheit zu diesen Völkerschaften. Schon sprechen die Häuptlinge der Insel und ihre vornehmsten Beamten, der König selbst, englisch. Dieser lebt auf europäische Art; hat Engländer und Amerikaner in seinem Dienste, die er mit Ländereien bezahlt; wohnt in einem gemauerten Palaste, der auf der Landseite mit Pfahlwerk und Schanzwällen, von Sechszehnpfündern besetzt, umgeben ist, und Tag und Nacht von zweihundert Mann bewacht wird. Das Volk ahmt seinen Großen nach, aber nicht allzeit zum Vortheile der Sittenreinigkeit. Das Destilliren geistiger Getränke aus der Theewurzel hat das Laster der Trunkenheit und alle übeln Folgen desselben in Schwung gebracht, und selbst nach Otaheite verbreitet. Denn die unternehmenden Sandwich-Insulaner fahren schon handelnd und häufig zu den gesellschaftlichen Inseln und den amerikanischen und asiatischen Küsten; ja fangen an Seeräuberei zu treiben. Schon einige europäische Schiffe sind von ihnen überfallen und ausgeplündert worden.

Während den Bewohnern der Sandwich-Inseln durch europäischen Handelsverkehr nur europäischer Luxus und Leidenschaftskitzel gebracht wurde, blieb die Veredlung ihrer religiösen Begriffe vergessen. Der König der Eilande hatte sich die Unantastbarkeit des alten Glaubens vorbehalten, den ein zahlreicher Priesterstand, feierliche Götterdienste, selbst eine Art Mönch- und Einsiedlerthums schützten. Schwer blieb hier das Heidenthum zu erschüttern, an dessen Altären, bei allen großen Gelegenheiten, selbst Menschenopfer bluten. Denn wo zur Religion auch schon Kirchlichkeit, mit priesterlichem Gepränge, mit den Schrecken des Todes und der Ewigkeit, getreten ist: da gilt es nicht mehr die höhern Ueberzeugungen, sondern es gilt die Stellung eines bürgerlichen Standes im Staate,

dessen Rechtsame im Spiele liegen, deren Genuß er um keinen Preis opfern will.

Die übrige süd-indische Welt, theils von Asiaten und Europäern selten oder nicht besucht, theils unbekannt, gehört wahrscheinlich noch manches Jahrhundert der alten Finsterniß, in welcher sie sich gegenwärtig thierisch, wie im Schlamme, regt. Steht dereinst das weitläufige Amerika, jetzt schon im Morgenrothe eines göttlichen Lichtes glänzend, im vollen Tagesschimmer, wird auch für Australien die Geistessonne aufgehen, wo heute sich einzelne Punkte nur, an den Küsten Neuhollands und im Südmeere, gleich einzelnen Gebirgsgipfeln in Nacht begrabener Länder, vom ersten Dämmern heller zu färben beginnen.

Beschluß der Uebersicht.

Wir haben mit schnellem Blick die Welttheile, die Mengen der Völker durchflogen, um die gegenwärtige Verbreitung des christlichen Glaubens auf dem Erdballe, als ein Ganzes, überschauen zu können. Dies Bild, geschichtlich anziehend, ist für den christlichen Weltweisen so niederschlagend als erhebend, Anregung großer Ahnungen, tieferer Ueberzeugungen, menschenfreundlicher Wünsche.

Theures Heiligthum jedes Sterblichen ist sein Glauben und Wissen vom Ueberirdischen, von göttlichen Dingen. Der Weiseste hat es; der stumpfsinnige Wilde hält es und erhebt sich an ihm. Das ist die ewige Selbstoffenbarung Gottes in seinen Kindern; das die unverkennbare Urkunde: wir sind seines Geschlechtes, Geister, dem heiligen, unendlichen Urgeist des Weltalls entsprungen; das die göttliche Inspiration, daß wir unsere Unvergänglichkeit wissen.

Keiner von allen, die je auf Erden lebten, hat die Tiefe der Gottes-Urkunde so hell erblickt, Verhältniß und Verbindung der Geisterwelt zum höchsten Wesen so offen enthüllt, Keiner unter

den Weisen Indiens, Aegyptens, Griechenlands, Roms, Arabiens, als Jesus von Nazareth. In ihm war die Fülle der Gottheit. Und seine Offenbarungen zucken, wie Lichtstrahlen, durch die Finsterniß des Geisterreichs. Er konnte sagen: Die Welt wird vergehen, mein Wort vergeht nicht.

Die jetzt bestehenden mannigfaltigen Kirchen, so viel deren sind, werden, wie sie allmälig entstanden, allmälig wieder veralten; das Licht aus Gott bleibt unwandelbar. Kirchen sind Erzeugnisse der Zeitalter und verändern in diesen, gleich ihnen, die Gestalten; aber die Religion (der Geisterstand zu Gott) ist wie das Gesetz, welches die Erscheinungen der Natur bewegt, über den Wechsel der Zeit und ihrer Erscheinungen erhaben, aus Gott und in Gott selbst.

Inzwischen was immer der Missionär den Heiden bringe, wie immer der kluge Jesuit, der fromme Quäker, der ernste Methodist, der gemüthliche Herrnhuter lehre: jedesmal ist in der äußern Schale seiner Dogmen Göttliches eingeschlossen. Dies wird bleiben, dies leise fortwirken und erleuchten, während die Schule wieder verwittert und zerfällt.

Wir Geister sind nicht Bürger der Erde, sondern der Stadt Gottes, die Weltall heißt, und unser Leben füllt nicht den Augenblick, sondern die Ewigkeit. Was können wir, in dieser erhabenen Stellung, unserer Bestimmung Würdigeres verrichten, als gleich Christo und durch sein Wort, die vom Irrthum gefesselten Geister befreien, und Gott näher bringen? Wie sich jeder freut, nicht Thier zu sein, nicht Säugling geblieben zu sein; wie es Aeltern freut, ihre Kinder in Erkenntniß zu heben: so soll es die Wollust aller mündigern Geister sein, die unmündigern emporzuheben.

Religiöse Verfinsterung deckt noch einen großen Theil selbst der europäischen Menschheit, ein christlich-kirchliches Heidenthum betäubt noch die Menge der untern Volksklassen! Denket an Asiens

Barbarei, an die Verwilderung der Afrikaner, an die Verlassenheit des innern Amerika's, an die mit Menschenblut befleckten Altäre Süd-Indiens. — Es fehlt nicht am Spielraum für göttliche Glaubensheldеn, es fehlt nicht den Fürsten, den Nationen, den Kirchparteien, den zahlreichen Gesellschaften, deren Zweck Beförderung des Guten ist, an Mitteln zur Unterstützung zahlreicherer Missionen; nein, es fehlt an Ermunterung, selbst am Gedanken daran!

Sollte dieser Gedanke durch das hier gelieferte Bild vom gegenwärtigen Stande der Verbreitung des Christenthums im Gemüthe irgend eines Fürsten, irgend einer Gemeinde, irgend eines großsinnigen Mannes zum Leben geweckt worden sein: ich würde die Stunden segnen, in denen ich das flüchtige Bild zeichnete.

Schicksale der Freimaurerei

in

Europa.

Ein geschichtlicher Umriß.

Eingang. — Herkommen und ursprünglicher Zustand der Freimaurerei. — Ihre Verbreitung von England und Schottland in das übrige Europa. — Schicksale und allmälige Entartung der Freimaurerei und deren Ursachen. — Inneres Wesen des Maurerthums und dessen Geschichte.

Die Schicksale einer Gesellschaft kennen zu lernen, deren Dasein man seit Jahrhunderten weiß, deren Genossenschaft sich über den größten Theil Europens und alle übrigen Welttheile verbreitet hat, zu welcher Fürsten und Landleute, Gelehrte und Ungelehrte treten; einer Gesellschaft, die von jeher von vielen Unkundigen mit ungemessener Ehrfurcht oder Feindschaft, abergläubiger Scheu oder Spottsucht behandelt worden: wäre für die Geschichte der Menschheit allerdings bedeutend. Doch solche Darstellung ist schwieriger, als die jeder andern menschlichen Stiftung, man sehe nun auf die äußern Schicksale der großen Verbrüderung, oder auf die Verwandlung ihres innern Wesens. Theils das Alterthum der maurerischen Bauhütten, da noch wenig aufgezeichnet ward; theils die Ruhmredigkeit der Jüngern von ihrer Vorzeit; theils die Zerstreuungen ihrer Genossenschaft in von einander entfernte Länder; theils das absichtliche Dunkel, in welches sie sich alle so gern, und meistens ohne Noth verhüllen; theils die Mißdeutungen und mannigfaltigen Auslegungen, welche ihre gewohnten sinnbildlichen Gebräuche von ihnen selbst erfuhren; theils die Vernichtung vieler Schriften einzelner Logen bei deren Aufhebung, und andere Umstände mehr machen eine vollständige und zuverlässige Geschichte der Freimaurerei ungemein schwierig.

Weder die Verbrüderung an sich selbst, mit ihren Logen und Systemen, noch der Inhalt ihrer Beschäftigungen ist aber in unsern Zeiten ein Geheimniß. Das ist längst in vielen gedruckten Schriften verschiedener Länder aufgedeckt, und wer z. B. in Deutschland die sogenannten Maurergeheimnisse kennen lernen will, findet sie sammt und sonders in bändereichen Schriften: größtentheils indessen rohe und geistlose Sammlungen sogenannter „Legenden und Ritualien." Und wenn sie schon die in den Logen üblichen Förmlichkeiten beschreiben, werden sie dennoch für die große Masse der Leser unverständlich bleiben. Vermittelst solcher Bücher ist der Ungeweihte freilich in sogenannten maurerischen Dingen so wohl erfahren, als der siebenfach geweihte und viermal ehrwürdige Bruder. Er kann sich, wenn er Betrug spielen will, sogar bei Maurern als Bruder geltend zu machen suchen, und sich selbst in die Logen drängen, wenn man etwa nicht zu strenge auf Vorweisung des Diploms hält; aber was Maurerei im höhern Sinne des Wortes ist und sein soll: das ahnen wohl wenige bei aller Leserei solcher Schriften.

Zwar haben seit geraumer Zeit die bessern Köpfe, die in den Bund getreten, die Maurerei in ihrer gegenwärtigen Entartung für eine zeitversplitternde feierliche Spielerei großer Kinder mit Bärten gehalten; allein diese üble Meinung mußte bei manchen durch den wahrhaft großen Unfug erzeugt werden, der in französischen, englischen und selbst in mehrern deutschen Logen bei Aufnahme u. dgl. getrieben ward, wo man nichts weniger als sich vom hohen Geist des Maurerthums ergriffen fühlte, und eine oft langweilige Feierlichkeit für das Wesen der Sache selbst hielt. Darum zogen sich auch viele denkende Männer mit Verdruß zurück, oder strebten auf das Bessere hin, wie Schröder in Hamburg, wie Feßler, Krause und andere. Doch die meisten leuchtenden Brüder blieben leider sehr oft Unerleuchtete, und freuten

sich lieber ihres Spiels mit Titeln, Bändern und bequasteten blau-, grün- oder rothgefütterten Schurzfellen.

Bleibt nun nach vollkommener Offenkundigkeit solchen Tandes, der keinem ernsten denkenden Manne wohlthut, die Freimaurerei in bisheriger Beschaffenheit, so wird sie Gegenstand des Achselzuckens und ihre Fortdauer ein trauriger Beitrag zur Geschichte menschlicher Schwachheiten. Aber das Maurerthum selbst, verkannt von seinen meisten Priestern, hört darum nicht auf, ehrwürdiger an sich und unvergänglich zu sein, wie die ewige Wahrheit.

Das heutige Freimaurerwesen (Ceremoniel, Ordenssucht) ist eine von jenen menschlichen Stiftungen, die mit der Zeit überall und den Verhältnissen des Jahrhunderts fremd geworden sind. Es kann und wird freilich noch eine Zeit lang fortbestehen, wie es bisher bestand, so wie in manchen Ländern, was zu seiner Zeit löblich gewesen: Feudalwesen, Mönchthum, Inquisition, Vorzug des Geburtsadels, Leibeigenschaft u. s. w. fortdauern, aber schwächlich, vom edlern Theile der Welt gering geschätzt, oder mit Unwillen erblickt, gänzlicher Auflösung mit starken Schritten entgegen eilend. Entweder muß die Freimaurerei, die, wie sie jetzt ist, nichts Geheimes, nichts Eigenthümliches mehr hat, aufhören, weil sie des Aufhörens würdig geworden, oder sich in ihrem innersten Wesen zu dem, was sie war und sein soll, verjüngen. Abänderung der Handgriffe, Paßworte, Logenzeichen und selbst der alterthümlichen Gebräuche sind aber keine Verjüngung, sondern nur eine Schminke oder Larve über das alte, welke Gesicht.

In ältern Zeiten ist die Freimaurerei allerdings etwas Hochehrwürdiges und Schätzbares gewesen, da sie in ihrem Heiligthume einen Schatz von Wahrheiten aufbewahrte, von denen sich durch-

dringen zu lassen jeden edlen Sterblichen erquickte und die unter das noch zu tief stehende Volk verbreiten zu lassen, höchst gefährlich gewesen sein würde. Damals waren wirkliche und würdige Geheimnisse; damals Erhebung der Geweihten.

Die Mysterien der alten Völker gehörten dahin. Sie empfingen höhere Erkenntnisse in der Natur und Religion, welche die Priester entweder aus ehrgeizigem Kastengeist oder Eigennutz, oder aus Furcht vor der Wildheit des abergläubigen Pöbels verbargen. Wer hätte ohne Todesgefahr den Anbetern der Götter die Altäre derselben umstürzen und die Wahrheit vom Dasein eines einzigen unsichtbaren Gottes, von einem vergeltungsvollen Fortleben des Geistes nach dem körperlichen Tode predigen mögen? Moses benutzte die Geheimnisse der ägyptischen Priesterschaft und versuchte es, ihre Lehren und Vorstellungen ins wirkliche Leben einzuführen. Aber welche Vorsicht wandte er dazu bei den Israeliten an, und wie gern kehrten sie immer wieder zum Götzendienst des gemeinen ägyptischen Volkes zurück. Und als der Glaube an den unsichtbaren Gott Jehova endlich Wurzel gefaßt hatte, welche Schicksale mußte Christus erfahren, da er die reinsten und erhabensten Begriffe an die Stelle des Volksglaubens stellen wollte; was mußten seine Jünger dulden, da sie den Heiden das unsichtbare Reich der Gottheit verkündeten!

Es konnte nur die abgeschmackteste Ahnensucht in ihrer Unwissenheit die heilige Ordens-Freimaurerei von jenen Mysterien der alten Indier, Aegypter und Griechen abstammen lassen. Möglicher ist, wie Br. Krause im zweiten Bande seiner „drei Urkunden der Freimaurerbruderschaft“ nachzuweisen sucht, daß sich bis zu den Werkmaurer-Innungen oder Baugesellschaften des Mittelalters Erinnerungen von den altrömischen Baukorporationen oder Collegien erhielten, die mit den weltbesiegenden Heeren den wilden Völkern Gesittung brachten.

Auch Br. Heldmann hat diesen Gedanken in seinen „drei ältesten geschichtlichen Denkmalen der deutschen Freimaurerbrüderschaft" aufgenommen, führt diese Idee umständlicher, mit vielen geschichtlichen Belegen verstärkt, aus, und gibt uns von dem Schicksal und der Beschaffenheit der Baugesellschaften und Kunstverbrüderungen der mittlern Jahrhunderte deutlichen Begriff. Er zeigt, wie die Baukünstler damaliger Zeit noch manche Aehnlichkeit mit den römischen Baucollegien, zum Theil mit den heutigen Freimaurer-Logeneinrichtungen hatten. Sie genossen, wie in Frankreich, Italien und England, auch in Deutschland große Freiheiten, hatten in Sachen ihres Gewerbes eigenes Recht und Gericht, und standen in engem Verbande, also, daß die Bauhütten von zwei und zwanzig Städten: in Ansbach, Augsburg, Basel, Constanz, Dresden, Frankfurt, Freiburg, Hanau, Heidelberg, Heilbronn, Mainz, Meisenheim, München, Nürnberg, Plassenburg, Regensburg, Salzburg, Schlettstadt, Speier, Stuttgart, Ulm und Zürich, nebst deren Zubehörden von der großen Bauhütte in Straßburg abhängig waren. Erst ein Beschluß des Regensburger Reichstages hob am 16. März 1707 diese Verbindung der deutschen Werkhütten mit der straßburgischen auf.

Die gefreiten Werkmaurer und Bauleute des Mittelalters waren freilich nichts weniger, als Freimaurer im heutigen Sinne des Worts. Künstler und Handwerker waren sie mit großen Vorrechten ausgestattet, gleich andern zünftigen Gewerben, und reich begabt mit zünftigen wunderbaren Gebräuchen, die durch Ueberlieferung aus ältern Zeiten stammten. Inzwischen hatten sich bei ihnen, mehr als bei andern Gewerben, selbst in den finstersten Zeitaltern, physikalische und mathematische Künste erhalten. Wie hätten sie ohne alle Kunde von denselben die Riesengebäude des Straßburger Münsters, der hohen Dome zu Magdeburg,

Cöln, Freiburg, Zürich, Regensburg, Wien u. s. w. aufführen mögen? Solche Einsichten konnten aber nicht leicht ohne eine Geistesbildung bestehen, welche höher als die gewöhnliche der Zeitgenossen war. Wie hell sie über den Aberglauben und Mönchsgeist ihrer Jahrhunderte hinwegsahen, bezeugen die von den englischen noch vorhandenen ältesten Urkunden und viele in den Gebäuden angebrachte Steinbilder, welche den Handwerksburschen auf Wanderungen zum Wahrzeichen dienten. Jene Kunstvortheile und Kunstlehren, wie diese Einsichten, die zu offenbaren nicht rathsam war, konnten mit Recht wohl als Geheimnisse gelten. Auch achtbare Männer aus andern und höhern Ständen ließen sich darum gern der gefreiten Maurergenossenschaft beizählen, wie das schon bei den altrömischen Baukorporationen oder Collegien der Fall gewesen, denen sie treu nachgebildet waren.

In England herrschte, rücksichtlich der Maurer und Bauleute, ähnliches Verhältniß, wie in Deutschland. Sie hatten ihre besondern Verbindungen, Gebräuche, Versammlungen und große Rechtsame. Die alte Maurer-Einrichtung, welche im Jahre 926 in der Bauhütte zu York angenommen ward, und von Br. Krause als älteste schriftliche Urkunde der Freimaurer mitgetheilt worden ist, belehrt uns von der damaligen Ordnung der gefreiten Werkmaurer auf der Insel, von ihren sinnbildlichen Gebräuchen bei Aufnahmen u. s. w. in ihren Bauhütten, und zugleich von ihrem hellen Sinn in kirchlichen oder vielmehr in religiösen Dingen. Es wehte in ihren Stiftungen etwas Reinmenschliches, Hohes. Auch hier gehörten gebildete und angesehene Männer anderer Stände zu ihnen, und Fürsten, selbst Könige, waren ihre Patrone. Sie rechneten ihre freie, doch in sich selbst abgeschlossene Genossenschaft von Adam und Pythagoras her, und lehrten: „ihr Zweck und Wesen sei, die Wissenschaft der Natur,

das Verständniß der Kraft, die in ihr ist, und ihrer besondern Wirkungen, besonders die Wissenschaft von Zahl, Maaß und Gewicht, und die rechte Art, alle Dinge zum Gebrauch der Menschen einzurichten, hauptsächlich Wohnungen und Gebäude aller Art und alle andern Dinge, welche dem Menschen wohlthätig sind."

Man erkennt überhaupt bestimmt im Maurerthum des Mittelalters den Uebergang und die Verbindung zwischen den alten Baucollegien Roms und den Baugesellschaften der christlichen Jahrhunderte. Sie hatten neben der Vitruvischen Kunst auch die höhern Lebensansichten und die reinmenschliche Lehre (wie schön stellt sie Vitruv in seinem Buche dar!) des edeln Alterthums bewahrt und mit christlichem Sinne gesteigert. So war von jeher in der Maurerei ein Doppeltes: ein Irdisches und Göttliches. Jenes ward das verkörperte Sinnbild von diesem; dieses das Vergeistigende und Verklärende von jenem.

Die Menge der britischen Bauhütten und die große Anzahl gebildeter und vornehmer Personen, welche sich in die Genossenschaft der gefreiten Maurer (Free-Masons) aufnehmen ließ, gaben derselben nach Jahrhunderten auch in den bürgerlichen Unruhen Englands Ansehen und Einfluß. Und eben diese Unruhen verwandelten zuerst das, was an sich bloße Gewerkschaft uranfänglich gewesen, in das, was die Freimaurerei endlich heutiges Tages geworden ist. Die Versammlungen der Maurerverbrüderungen entarteten zuletzt in wahre politische Clubbs; oder vielmehr: die achtbaren Großen, welche keine Werkmaurer waren, verbanden sich unter einander enger, behielten zwar die alterthümlichen Gebräuche der Bauhütten bei, um unter diesem Aeußern desto sicherer zu bestehen, schieden sich aber von den gemeinen und minder gebildeten Werkmaurern. Nach der Enthauptnng Karls I. (30. Jänner 1649)

ergriffen sie die Partei der verfolgten Stuarte, und so, indem sie für Wiederherstellung des von Cromwell zerstörten Königthums arbeiteten, ward ihre Maurerkunst eine königliche Kunst, wie sie noch heute in den Logen heißt.

Die Fortdauer der bürgerlichen Verwirrnungen, welche die ganze Nation entzweiten, brachte den Zwiespalt auch in die Logen der Freimaurer, die sich fortan bestimmt von den Werkmaurern unterschieden, doch selbst beim Heere ihre Logen mit alterthümlichen Maurergebräuchen hielten. Dem König Jakob II. hingen die Schottischen in seinem Unglück an; für die Thronbesteigung des Fürsten Wilhelm von Oranien waren die Englischen. Diese Trennung der englischen und schottischen Maurerei dauert, seltsam genug, mit eigensinniger Vorliebe für, unter einander abweichende Einrichtungen und Formeln, bis zum heutigen Tage fort, ohne daß sich die wesentlichen Bedeutungen erhalten hätten, oder daß sie für Frankreich, Deutschland und andere Staaten wichtig gewesen wären.

In ruhigern Zeiten verschwand selbst in Britannien diese Bedeutung; ja die englischen Logen geriethen, mit Abgang staatsbürgerlicher Zwecke, nach und nach in beinahe gänzlichen Verfall. Man schrieb dies der Entfernung der Hauptloge in York von London und den übrigen Städten des Reichs zu. Denn die Loge zu York war, nach altmaurerischer Einrichtung, noch immer das Haupt der andern geblieben, wie es die Bauhütte zu Straßburg lange Zeit über die meisten in Deutschland gewesen. Zur Wiederbelebung der Freimaurerei vereinigten sich die in London damals noch befindlichen vier Logen im Jahre 1717 zu einer Großloge und ernannten einen Großmeister. So entsprang das urenglische Großmeisterthum, welches die eigentliche gemeine Werkmaurerei wiederholt von der Freimaurerei trennte, und dieser allein die höhern Angelegenheiten der Menschheit zum Wirkungskreise

anwies. Die alterthümlichen sinnbildlichen Formen wurden jedoch treulich beibehalten. Ehemals war der Großmeister ein, vom Staate ernannter, Obermeister oder Oberaufseher der Baugesellschaften gewesen. Nun ernannte die Londoner Großloge ihren Großmeister selbst, gab Großgesetze, nahm die Gestalt eines Ordens an, und entfernte sich damit vom alten Herkommen, indem sie obrigkeitliches Ansehen über die andern Logen und ganz hierarchische Verfassung annahm.

Nicht ohne Unwillen sah die uralte Hauptloge zu York diese Anmaßungen, Verwandlungen und Verfälschungen. Es entstand neue Spaltung. Viele hielten zur alten Ordnung und York; andere zum neuenglischen Großmeisterthum. — Die schottischen Logen dagegen blieben wieder für sich. Auch sie waren längst, seit König Jakob II., nicht mehr des alten reinen Geistes voll. Dieser gutkatholische König, welcher die Wirkungen der Reformation gern unterdrückt hätte, würde auch gern den, durch sie verschwundenen Orden des heiligen Andreas von der Distel wieder hergestellt haben. Aber schwer waren dessen Güter und Ländereien wieder zu gewinnen. Er ließ seinen Freunden in den Logen den Orden spenden und die Anwartschaft auf die Ordensgüter. Letztere wurden zwar nie erhalten, aber die Rittertitel dennoch beibehalten, und der Freimaurerei eingeimpft; und noch jetzt haben die schottischen Freimaurerbrüder, selbst in Deutschland, ihren Andreasrittergrad, ohne von Ansprüchen auf Ordensgüter in England zu träumen. Ihrer Eitelkeit genügen die im Verborgenen getragenen Namen, so wie Friedrich der Große einst einen Titelsüchtigen zum geheimen Rath ernennen wollte, unter der Bedingung, daß er den Titel des Raths geheim und verschwiegen halten sollte.

Gleichwie die alt- und neuenglischen Logen sich in und außer England verbreiteten, so dehnte sich auch allmälig die schottische

Freimaurerei aus. Im Jahre 1743 wurde sie nach Dänemark, 1754 nach Schweden gebracht. Im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts befanden sich unter Constitution der schottischen Großloge und unter Leitung von sechszehn Provinzial-Großmeistern zweihundert und sieben Logen in Schottland selbst, und außer diesen noch fünf und sechszig in Frankreich, Deutschland und Amerika.

Weit größer noch war in England, Irland und andern Reichen in und außer Europa die Verbreitung der alt- und neuenglischen Maurerei. Im britischen Reiche selbst ward aber die Vervielfältigung der Logen durch eine Parlamentsakte vom 12. Juli 1799 sehr beschränkt, welche die Unterdrückung aller, zu aufwieglerischen und aufrührerischen Zwecken errichteten geheimen Gesellschaften beabsichtigte. Zwar wurden die Freimaurer namentlich in der Parlamentsakte ausgenommen, „als deren Zusammenkünfte in vorzüglichem Maße auf mildthätige Zwecke gerichtet sind," doch nur diejenigen Logen dem gesetzlichen Schutze untergeben, „die vor dieser Akte schon bestanden, und übereinstimmend mit den unter den Freimaurergesellschaften geltenden Regeln gehalten wurden."

In Frankreich waren die Baugesellschaften des Mittelalters schon um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts aufgehoben worden. Mochten auch Maurer-Innungen bestehen, es waren doch keine Vereine, worin die gedoppelte höhere Kunst in den überlieferten alterthümlichen Formen fortgepflanzt, oder Nichtmaurer zur Verbrüderung aufgenommen wurden, wie in England. Erst im zweiten oder dritten Zehend des vorigen Jahrhunderts stifteten einige englische Edelleute zu Paris eine Loge, die sich bald die große englische Loge von Frankreich nannte,

weil von ihr sowohl in der Hauptstadt, als in den Provinzen andere Logen ausgingen. Im Jahre 1756 nahm sie den Namen der Großloge von Frankreich und damit das Recht einer obersten maurerischen Behörde an.

Das Wunderbare, Glänzende, Geheimnißvolle, die Bänder, Schurzfelle, Rittertitel, fanden bei den Franzosen ungemein erfreuliche Aufnahme. Man zahlte gerne reiche Einweihungsgebühren. Dies verursachte, daß die Logenmeister, oder Meister vom Stuhl, ihre Würde auf Lebenszeit und gewissermaßen erblich sich zusprechen ließen, so daß sie ihre Nachfolger selber ernennen konnten; weil sie ihre Würde und Rechtsame für ihr Geld und nur für ihre Person vom alt- oder neuenglischen Großmeisterthume erkauft hatten, verlangten sie auch den Geldgenuß aus den Beiträgen der gesammten Brüder. Besonders ward dies in Frankreich eine Spekulation der Speisewirthe, in deren Häusern gewöhnlich Logen, oder doch sogenannte Tafellogen, das heißt, maurerische Gastmähler gehalten zu werden pflegten. Sie ließen sich als Logenmeister patentiren, stifteten eine Loge, und nahmen ohne Unterschied auf, wer nur bezahlte. Es kam darüber zu Zerwürfnissen zwischen den alten und auf diese Weise zahlreich gewordenen neuen Logen; man schrieb Schmähschriften wider einander, bis die Regierung dem Lärm ein Ende machte und im Jahre 1762 die große Loge aufhob. Die alten Logen gehorchten; die neuen Meister aber behielten, sowohl in der Hauptstadt, als in den Provinzen ihre Logen im größten Geheimniß. Die Maurerei war in Frankreich ihrer Herkunft und ihrem Wesen nach ganz fremd geworden, in bloße geheimnißkrämerische Charlatanerie ausgeartet. Darum wurden immer höhere und höhere Grade, mit immer neuen Verzierungen, Titeln und Geheimnissen erfunden, in welche einzugehen, ein stattliches Stück Geld kostete. Eines solcher maurerischen Collegien, welches über andere Logen erhoben stand, nannte

sich im Jahr 1758 zu Paris: **Conseil des Empereurs d'Orient et d'Occident, souverains princes Masons.**

Die französische Großloge wurde zwar nachher wieder hergestellt, aber der thörichte Unfug dauerte fort. Jeder von den unabänderlichen Logenmeistern mußte aus den Einweihungsgebühren und Beiträgen seiner Loge eine gewisse Summe Geldes an den Schatz der großen Loge entrichten, die sich, um die ehemalige unbekümmert, als großer Orient von Frankreich konstituirte, und sich zugleich das Recht der Gesetzgebung im Orden vorbehielt. So bildete sich im Jahr 1772 die festere Gestalt der französischen Freimaurerschaft. Darüber wieder Streit zwischen der alten Großloge von Frankreich und dem neu aufgegangenen großen Orient Jene machte den Herzog von Chartres (nachmaligen Philipp Egalité) zu ihrem Großmeister. Sie zählte im Jahre 1778 nur in Paris allein, was fast unglaublich scheint, einhundert neun und zwanzig Logen, und außer diesen noch zweihundert sieben und vierzig in den Provinzen, die sämmtlich sie als ihre oberste Behörde anerkannten.

Außer der alten Großloge strebten dem neuen Orient noch andere Maurerschaften entgegen, die sich von beiden unabhängig betrachteten: zu Lyon, Bordeaux und Straßburg seit 1774, sogenannte schottische Direktorien von der Dresdner Reform; zu Paris selbst eine Mutterloge **du contrat social**; eine ähnliche zu Marseille, von einem reisenden Schottländer gestiftet; zu Metz das Kapitel St. Theodor, das sich zum Ritus von Saint Martin bekannte; zu Arras seit 1745 ein schottisch-jakobitisches Kapitel; zu Montpellier neben einer **Académie de vrais Maçons** ein Rosenkreuzer Kapitel; zu Narbonne die Loge der Philadelphier, die sich zum sogenannten **Rite primitif** bekannte; zu Rennes der Verein der **sublimes élus de la vérité**; im

nördlichen Frankreich manche Loge der sogenannten eklektischen Maurerei, und andere ähnliche Stiftungen mehr.

Dem Orient ward dabei um seine Ehre bange. Er wollte seine Sache verbessern, nahm aus den verschiedenen Einrichtungen und höhern Graden der andern etwas, und bildete daraus im Jahre 1756 vier höhere Grade neuer Art: **Elu, Chevalier d'Orient, Ecossais chevalier** und **Rose-croix.** Allein dies verschlimmerte sein Spiel. Die vier neuen Ordnungen wurden fast in allen Ländern maurerisch geächtet. Die Logen von England, Holland, Deutschland, Dänemark und Rußland wollten keinem Genossen derselben mehr Zutritt bei sich gestatten. — Der Streit währte, bis die französische Staatsumwälzung eintrat. Da hörten alle maurerischen Versammlungen unter den Verwirrungen und Schrecken der Zeit auf, oder dauerten hin und wieder nur sehr verborgen und schwach fort. Erst als die furchtbarsten innern Stürme des Staates vorüber waren, traten die noch vorhandenen Beamten des Orients aus der alten Großloge wieder zusammen, und stifteten am 22. Juni 1799 einen vereinigten großen Orient von Frankreich. Aber auch ihm zeigte sich aus der schottischen Maurerei bald wieder ein neuer Gegner. Dies war im Jahre 1804 die neue schottische Großloge von Frankreich, welche mit dem glänzenden Gefolge von drei und dreißig Graden auftrat, und an deren Spitze viele Personen von hohem Range standen. Die im Orient aber beschworen das Ungewitter, indem sie noch in demselben Jahre sich mit der schottischen Großloge vereinigten, zwar deren drei und dreißig Grade ehrerbietig annahmen, aber doch ihren Namen als großer Orient beibehielten und retteten.

Napoleon war schlau genug, es mit den Freimaurern nicht zu verderben, zu denen doch auch zum Theil die gebildetsten Männer von Frankreich gehörten. Zudem konnte das Institut der Frei-

maurerei auf ansehnliche Geldeinnahmen benutzt werden. Er erklärte also die Gesellschaft nicht nur unter seinem Schutze stehend, sondern ernannte auch seinen Bruder Joseph zum Großmeister des Ordens, welcher nachmals als König von Spanien den Erzkanzler Cambacéres zum Vorsteher des großen Orients mit dem Titel eines prémier grand maître adjoint à sa Majesté le Roi d'Espagne aufstellte.

Die Sache war auch allerdings der Mühe werth, denn da alle Logen von Frankreich über ihren Finanzzustand dem großen Orient jährliche Rechnung ablegen, ihm unter allerlei Anlässen Steuern und Abgaben zahlen, oder sich die freie Verfügung über ihr Eigenthum durch eine bestimmte jährliche Entrichtung an Geld loskaufen mußten: so flossen ungeheure Summen durch die klug benutzte Eitelkeit und Thorheit der Menschen zusammen, die dem Großmeister und seinen Gehilfen wohl zu statten kamen. Auch trieb der Großmeistergehilfe Cambacéres die nun recht königliche Kunst meisterlich. Je mehr Logen, je mehr Steuern. Er erklärte also Freiheit und Anerkennung aller maurerischen Ordnungen, Sekten und Systeme in Frankreich; ließ alle Arten maurerischer Direktorien, Kapiteln, unabhängig neben sich bestehen, ohne sich Herrschaft in ihren Heiligthümern anzumaßen, und gewann damit, daß sich allesammt um den großen Orient vereinigten, in welchem sie ihren Schutzpatron dankbar und ehrerbietig anerkannten. Die Folge davon war, daß, nach Angabe des Verfassers der Maçonnerie militaire die Einkünfte von der Freimaurerei dem Großmeister zwei Millionen Francs eintrugen und einmal hunderttausend dem Gehilfen Cambacéres. Man wird sich darüber nicht zu sehr wundern, sobald man weiß, daß im Jahre 1812 vom großen Orient von Frankreich eintausend neun und achtzig Logen und Kapitel abhingen.

Zu diesen Logen gehörten auch die Militärlogen beim fran-

zösischen Kriegsheer. Im Jahr 1809 hatten schon neun und sechszig Regimenter dergleichen, in denen die Versammlungen mit einem: „Es lebe der Kaiser" eröffnet und geschlossen wurden, und oft ein Armeebülletin, oder eine Kundmachung des Kaisers der einzige Gegenstand der Verhandlungen war. Nicht wenig trugen diese Militärlogen zur Anhänglichkeit der Offiziere an ihren Kaiser bei.

Mit dem großen Orient von Frankreich waren auch die Großoriente von Italien, Neapel und Spanien verbunden. Alle hatten sie die französischen Maurergebräuche und Grade. Aber mit dem Sturze des französischen Kaiserthums hörte auch das Reich des großen Orients zu Paris auf. Die meisten einheimischen Logen schlossen, oder, nach dem Kunstausdrucke, sie deckten; die meisten auswärtigen sagten sich vom Pariser Orient los. Im gesammten Spanien und Italien wurde der Orden verboten, der Name der Freimaurer geächtet. Einige Zeit nach der Wiedereinsetzung der Bourbonen erwachte zwar die Freimaurerei in Frankreich wieder zu einigem Leben; der ächte Geist derselben aber ist in den dortigen Logen nach wie vor fremd geblieben.

Kräftig blühte dagegen, auch unter und nach den großen Kriegsstürmen, die königliche Kunst in den britischen Reichen, in Schweden, Dänemark und Rußland, in den Niederlanden und in Deutschland fort. Mit Ausnahme von Schweden und Dänemark, welche die Maurerei von Schottland aus empfingen, wurden dieselben in den übrigen Reichen von England aus eingeführt. In Schweden steht solche unter dem unmittelbaren Schutze des Königs. Karl XIII. stiftete im Jahre 1811 für die ersten Beamten derselben sogar einen Ritterorden, der seinen Namen führt und von dem der König selbst Ordensmeister ist, und zugleich als Großmeister an der Spitze der großen Landesloge

zu Stockholm steht, zu welcher alle Logen Schwedens gehören. — In Dänemark hängen sämmtliche maurerische Vereine von der dänischen Großloge in Kopenhagen ab, sind aber nicht sehr zahlreich. — In Polen wurde die Freimaurerei sehr früh schon, unbekannt durch wen und woher, eingeführt, gerieth aber kurz vor Ausbruch der ersten polnischen Revolution fast ganz in Verfall, wurde hierauf von dem, 1819 verstorbenen Bruder P. Moritz Glayre im Jahre 1764 wieder hergestellt, verfiel aber zum zweitenmale bei der Theilung Polens. Im Jahre 1809 entstand auf Antrieb der Franzosen ein polnischer Großorient zu Warschau, von welchem auch eine Provinzial-Großloge zu Wilna abhing. Von dem gegenwärtigen Zustande der Freimaurerei in Polen ist nur so viel bekannt, daß die im russischen Antheile bestandenen Logen sämmtlich auf kaiserlichen Befehl ihre Arbeiten einstellen mußten, die Logen in preußisch Polen aber der großen Landesloge zu den drei Weltkugeln in Berlin huldigen. — In Rußland erreichte die Maurerei unter der Regierung der Kaiserin Katharina II. ihre höchste Blüthe. Unter ihrem Nachfolger Paul I. mußten alle Logen decken, erwachten hierauf 1804 wieder zu neuem Leben, erfreuten sich sogar der Anerkennung und des Schutzes der Landesregierung und vereinigten sich 1809 zur Stiftung einer Direktorial-Großloge unter dem Namen Wladimir zur Ordnung, zu welcher sieben Logen gehörten, die sich zu drei verschiedenen maurerischen Systemen bekannten. Im Jahre 1813 wurde die bisherige Direktorial-Großloge aufgelöst, an deren Stelle zwei neue Großlogen: Asträa, welche Logen aller anerkannten maurerischen Systeme mit sich affiliirte, und die schwedische Provinzial-Großloge von Rußland traten, die ausschließlich nur das schwedische System anerkannte. Noch unter Kaiser Alexander wurden auf seinen Befehl alle maurerische Vereine im ganzen Lande aufgelöst, so daß, so viel bekannt, gegen-

wärtig keine einzige Loge mehr daselbst in Thätigkeit ist. — Nach der Trennung der Niederlande von Frankreich trennten sich auch die holländischen Logen von dem französischen Großorient zu Paris und vereinigten sich unter der niederländischen Großloge im Haag, zu welcher nun alle in Holland befindlichen Logen gehören. — Von dem gegenwärtigen Zustande der Maurerei im Königreiche Belgien ist bis jetzt noch wenig bekannt.

Die älteste Loge in Deutschland ist die zu Hamburg; sie ward 1733 von englischen Abgeordneten gestiftet, nachdem schon 1730 ein Großmeister für Niedersachsen ernannt worden war. In Obersachsen wurde zu Altenburg seit 1741 die erste Loge errichtet; gleichzeitig eine zu Leipzig. In Berlin bestand die zu den drei Weltkugeln schon ein Jahr vorher.

Die Freimaurerei verbreitete sich schnell durch die meisten deutschen Staaten, ohne, bis zum Jahr 1757 mehr, als die drei Johannisgrade nach englischem Brauche zu kennen. Erst im siebenjährigen Kriege kam mit den französischen Kriegsgefangenen, besonders durch einen gewissen Marquis de Lornai, mit seinen vollständigen Verhandlungen des clermontischen Hochkapitels, französischer Unfug der höhern Grade nach Berlin, und von da in die übrigen Gegenden Deutschlands. Ein Baron von Prinzen errichtete noch während jenes Krieges zu Berlin ein Kapitel der sogenannten stricten Observanz und des Tempelherrnordens.

Nun begann maurerischer Sekten- und Reformgeist in Deutschland ebenfalls bald sein Unwesen. Man wollte das Bessere geben und brachte Schlechteres in Umlauf und Verwirrung aller Orten. Johnson, ein Deutscher, der sich gern für einen Engländer und Abgesandten der großen englischen Loge halten ließ, verketzerte mit vieler Großprahlerei das Treiben der Loge zu Berlin, schrieb eine maurerische Zusammenkunft nach Altenburg aus, und dort

war es auch, wo der Freiherr von Hund aus der Lausitz erschien. Dieser nicht minder Charlatan, als Johnson, gab sich die Miene tieferen Wissens, höherer maurerischer Verbindungen; sprach gar wichtig vom Abstammen der Maurer aus der Tempelherrschaft, und ward als Oberhaupt der deutschen Logen anerkannt; aber nicht von allen; denn z. B. die in Frankfurt am Main blieb ihrer ältern Ordnung treu, nämlich der englischen; und die große Loge von London schrieb ihr ganz ehrlich zu: daß es in der Maurerei nur drei Grade gebe, und die vermeinten höhern Grade nur Erfindungen, und Geldschneidereien wären.

Zum Beispiel hatte man in Deutschland dreierlei Maurerei: eine englische, französische und templerische. Die letztere ward in kurzem die herrschende der vereinigten Logen, hieß auch die stricte Observanz, weil Hund bei ihr eine mönchische Subordination eingeführt. Die Anhänger der andern Sekten nannte man nur verächtlich Maurer der laten Observanz.

Während sich die Templer noch mit recht „kindlichem Gemüthe“ über ihre Kreuze, Mäntel, Commenden und Ritterschaften in partibus infidelium ergötzten, kam ein gewisser Zinnendorf, Arzt bei dem Generalstab des preußischen Heers; brachte höhere Grade und mystischen Kram aus der schwedischen Maurerei (mit einigen Abänderungen das System der stricten Observanz), stiftete zu Berlin selbst mehrere Logen in diesem Geiste, von denen eine im Jahr 1773 Friedrich der Große zur großen Hauptloge aller preußischen Staaten erklärte. Viele von der stricten Observanz traten hinzu, welche 1772 den Herzog Ferdinand von Braunschweig zu ihrem allgemeinen Großmeister auf dem Konvent zu Kohlo in der Lausitz erwählten. Der Herzog erhielt den Namen: Eques a victoria.

Zu diesen allen mengte sich endlich noch die Maurerei der Rosenkreuzer. Schon die Franzosen besaßen bei ihren höhern

Graden einen des Rosenkreuzers. Die neuaufstehenden Rosenkreuzer hatten aber mit jenem französischen Grade nichts gemein, nannten sich dagegen ausschließlich die wahren Maurer, und gaben vor, allein den Schlüssel zu allen maurerischen Hieroglyphen zu besitzen. Kabbala, Theosophie, Goldmacherei, Geistererscheinungen, Stein der Weisen, ewige Jugend u. s. w. waren die Tummelplätze ihrer geheimnißvollen und lächerlichen Bestrebungen.

Herzog Ferdinand von Braunschweig, vielen Verwirrungen ein Ende zu machen, schrieb eine Art allgemeinen Reichstags gesammter Freimaurer nach Wilhelmsbad bei Hanau aus, der im Jahre 1782 gehalten wurde. Unter andern dort zu behandelnden Fragen war eine der ersten nach Ursprung und Zweck der Freimaurerei. Die Frage, so auffallend sie klang, war doch unter diesen Umständen sehr natürlich, weil eigentlich in Deutschland niemand recht begriff, woher das bunte Wesen komme und wohin es führe? Weil nun jeder von den Abgeordneten in Wilhelmsbad seine Ansicht geltend machen wollte, wuchs die Verwirrung und Unzufriedenheit; es entstanden neue Vereinigungen, neue Spaltungen, neue gegenseitige Verketzerungen. Endlich entschloß man sich, allgemeine maurerische Toleranz einzuführen, des achtzehnten Jahrhunderts würdig, und jeden, der sich über den Besitz der drei ersten Grade ausweisen könne, als Maurer anzuerkennen, ihm übrigens alle vermeinten höhern Grade und Geheimnisse zur erlaubten Gemüthsergötzung zu überlassen. Solche Vereinigung, oder den Grundsatz derselben, machte man zum Wesen der sogenannten eklektischen Maurerei.

Dieser Wirrwarr schien den Illuminaten günstig, deren auf politisches Einwirken berechnete Verbindung im Jahre 1776 vom Professor Weishaupt zu Ingolstadt gestiftet wurde. Die Idee des Illuminatenthums ist eine verunglückte Nachbildung des politischen Treibens im Jesuitenorden, hing ursprünglich mit der

Freimaurerei gar nicht zusammen, ward ihr aber eingepfropft. Der Freiherr von Knigge trug dazu viel bei. Es war das gesammte Illuminatenwesen ein tönendes Erz und eine klingende Schelle. Menschen mit schwindelnden, jünglingshaften Entwürfen des Ehrgeizes spielten frevelnd mit den wichtigsten Verhältnissen der bürgerlichen Gesellschaft, ohne Kraft des Geistes und Herzens, wie Knaben mit Jupiters Donnerkeilen. Die Erbärmlichkeit und Kleinlichkeit der Leute, die dabei ihr Wesen haben wollten, reichte hin, das Ganze zur leeren Posse zu machen. Die alten eifersüchtigen Freimaurer halfen nicht wenig dazu, den illuminatischen Unfug zu enthüllen. So ward derselbe in Bayern, wo er angehoben hatte, in den Jahren 1785 und 1786 vom Kurfürsten Karl Theodor wieder zerstört. Man hat den Illuminaten mehr Einfluß auf die französische Staatsumwälzung beigemessen, als sie verdienten.

Seitdem haben mehrere achtungswürdige Männer, vertrauter mit der Geschichte des Maurerthums, die hehre Verbindung zu ihrer alterthümlichen Einfalt und Würde zurückzuführen sich bebemüht. Aber nur theilweis gelang es ihnen hier und da. Denn wider sie lehnte sich immer und immer die kindische Lust an Ordenstiteln, Bändern und Flitterwerk, die hohle Geheimnißkrämerei und Geheimnißsucht, die Schwärmerei und abergläubige Ehrfurcht für das Bestehende auf.

In Deutschland befinden sich an 200 St. Johannis-Logen, alt schottische gegen 50. — Fortdauernd blühte die maurerische Kunst, mehr oder minder rein, bis zum heutigen Tag, ohne Gefahr für den Staat, ohne Gefahr für die Kirche (und welche Gefahren man sich sonst von diesen harmlosen Vereinen geträumt haben mag); so in den Niederlanden, so in den preußischen Staaten und im ganzen nördlichen Deutschland. Im südlichen hingegen, in den Gebieten des Hauses Oesterreich, im Großherzogthum Baden und im Kurfürstenthum Hessen (nicht aber im Großherzog-

thum Hessen, wo in Darmstadt, Gießen, Mainz, Worms und Alzei Logen bestehen) ist sie durch höhere Befehle niedergedrückt und mit ihr viel Gutes, was sie leistete. Im Königreiche Bayern sind zwar noch an mehrern Orten Logen vorhanden, denen aber weder Civil- noch Militärbeamte angehören dürfen. Auch im Königreiche Würtemberg waren, bis vor kurzem, alle maurerischen Logen auf königlichen Befehl geschlossen; im vorigen Jahre aber wurde wieder eine solche in Stuttgart eröffnet, welcher wahrscheinlich bald noch andere folgen werden. Von dem Schädlichen der Maurerei weiß man in der That nichts Erhebliches zu sagen. Desto auffallender ist ihre Unterdrückung in den meisten süddeutschen Staaten, während sie in den nördlichen ungekränkt und, wie in Preußen, sogar auch unter Autorisation der Regierung fortwährend in Thätigkeit ist. — Diese Scheidelinie in Deutschland ist aber sehr bedeutend.

Auch in die schweizerischen Thäler verbreitete sich das Maurerthum schon seit Anfang des achtzehnten Jahrhunderts. Der Brite Georg Hamilton, welcher bereits im Jahre 1737 von dem neuenglischen Großmeister Vicomte von Darnley zum Provinzial-Großmeister von Genf ernannt worden war, stiftete dort einen sogenannten großen Orient, von dem mehrere Logen in und um Genf ausgingen. Im Jahre 1739 legten Engländer zu Lausanne eine Loge an; mehrere wurden im damaligen Umfange des Kantons Bern gegründet. Aber schon im Jahre 1745 untersagten Schultheiß, Rath und Bürger von Bern in ihrem Gebiete alle freimaurerische Verbindungen, weil damals der republikanische Magistrat voll Argwohns gegen die Heimlichkeiten der Unterthanen zu sein schien.

Erst im Jahre 1764 erwachte die alte Loge zu Lausanne

wieder aus ihrem Todesschlafe und weckte nach und nach ihre übrigen Schwestern. Ein neues Verbot von 1769 unterdrückte sie abermals, bis sie, wahrscheinlich mit Erlaubniß einer aufgeklärtern Regierung zu Bern, im Jahre 1775 noch einmal thätig wurden.

Unterdessen hatte sich im Jahre 1765 auch zu Basel und 1772 zu Zürich eine Loge aufgethan, die beide zum schottischen Systeme gehörten, und von denen Basel im Jahre 1775 auch die höhern Grade von der sogenannten stricten Observanz annahm. Nach dem maurerischen Congresse in Wiesbaden im Jahre 1786, bei welchem auch Eidgenossen waren, empfing die französische Schweiz ein Directoire helvetique roman zu Lausanne, die deutsche ein schweizerisches Direktorium zu Zürich. — Der Congreß zu Wilhelmsbad war ebenfalls von Schweizern besucht, von ihnen aber nichts dabei angenommen, als daß sie glauben lernten, die Maurer seien keine Abkömmlinge der Tempelherrn; der Zweck des Ordens Wohlthätigkeit, und die neue Legende heiße: Nunc sumus equites beneficii civitatis sanctæ, religionis christianæ strenui defensores, fidem et charitatem colentes. Der schottische Orient von Burgund nahm diese Rectifikation an.

Die Regierung von Bern verbot im Jahre 1782 zum drittenmale alle Freimaurerei in ihrem Kanton. Auch zu Basel, wo sich zwei Logen befanden, nahmen dieselben im Jahre 1785 Endschaft, und im Jahre 1793 folgte die einsame zu Zürich dem Beispiele der andern, bis nach der schweizerischen Staatsumwälzung für das Maurerthum ein heiterer Geist in der Schweiz erwachte.

Im Jahre 1803 wurde nun in der Stadt Bern selbst die erste Maurerloge errichtet und vom großen Orient zu Paris konstituirt, zwei Jahre später eine Loge zu Lausanne auf ähnliche Weise. Alle übrigen maurerischen Werkstätten in der Schweiz blieben, wie Bern, mit dem Pariser Orient in Verbindung. Dahin waren auch während

Napoleons Herrschaft die Logen von Neufchatel und Locle zu zählen, welche jedoch, sobald Preußen wieder in Besitz des Landes kam, zu ihrer Mutterloge in Berlin, von der sie im Jahre 1791 und 1797 gestiftet waren, zurückkehrten. In Lausanne erhob sich seit 1810 das alte maurerische Direktorium sogar zu einem Grand orient helvétique roman. — Auch für die deutsche Schweiz richtete sich darauf 1811 das ehemalige helvetisch-schottische Direktorium der rectifizirten Maurerei, das sonst zu Zürich gewesen, zu Basel wieder empor, und die Bauhütten von Basel und Zürich verjüngten ihre Thätigkeit. Seitdem vereinigten sich mit ihnen im Jahre 1811 eine Loge in Aarau, 1816 eine zu Genf, 1817 die Loge in Chur und 1818 eine zu St. Gallen. — In dem letztgenannten Jahre trennte sich die Loge zur Hoffnung in Bern von dem großen Orient zu Paris und ging zum englischen System über. Durch Patent des englischen Großmeisters, Herzogs von Sussex, vom 27. Juli 1818 wurde der damalige Meister vom Stuhl, Br. Peter Ludwig von Tavel von Kruiningen, zum englischen Provinzial-Großmeister in Helvetien ernannt, und, gleich der Berner Loge, zur Selbstinstallation bevollmächtigt, welche am St. Johannesfeste, 24. Juni 1819 in der dasigen Loge feierlichst vollzogen wurde. — Es befinden sich gegenwärtig in der Schweiz Logen von vier verschiedenen maurerischen Systemen und zwar vom französisch-schottischen, vom altschottischen, vom rectifizirten schottischen und vom neuenglischen Ritus.

Von keinem Kantone gesetzlich anerkannt, aber auch nirgends verfolgt, sondern in der Ueberzeugung von ihrer Unschädlichkeit und selbst von ihrem wohlthätigen Einflusse allenthalben geduldet, hat sich die Maurerei ungestört fast über die meisten Kantone verbreitet. Was den innern Zustand derselben in der Schweiz betrifft, so ist derselbe, wie in andern Ländern, auch hier nicht überall der nämliche. Während man sich an manchen Orten noch an bunter-

Bildern und Formen erfreut, erwacht hingegen, besonders in den neuern Logen, ein hellerer Geist, ein reges Streben zum Bessern, das der Maurerei in der Schweiz eine baldige schönere Blüthe verkündigt.

Dieser kurze Umriß der Geschichte, des Ursprungs, Schicksals und gegenwärtigen Standes der Freimaurerei in Europa enthüllt uns, mit dem Herkommen, zugleich die seltsamen, oft abenteuerlichen Umgestaltungen einer Gesellschaft, die allerdings in der Geschichte der Menschheit eine immerdar merkwürdige Geschichte bleibt. Jede Nation, bei der sie einheimisch ward, gab ihr aus ihrer eigentlichen Gemüthsart einen Grundzug. In England ward sie politisch, in Frankreich schauspielerhaft und prunkreich, in Deutschland rosenkreuzerisch, wundersüchtig und moralisch.

Es ist außer allem Zweifel, daß bisher, selbst vielen tausenden eingeweihten Maurern, Herkunft und eigentlicher Zweck ihrer Anstalt unbekannt oder dunkel gewesen. Man unterhielt sich mit Sittensprüchen und schlechtersonnenen Fabeleien und Legenden, welche mit der wirklichen Geschichte der Welt außer allem Zusammenhange standen, und verwandelte die Logen in Bühnen kindischer Mummerei, bald in mystische Schwärmerkämmerlein, bald in barmherzige Hilfsgesellschaften, bald in eine Art trockener moralischer Andachtsstunden. Und in der That, mehr sind sie in manchen Gegenden nicht. Wenige haben den bessern Geist erfaßt und das ursprüngliche Wesen.

Darum ist es wohlgethan, daß des Maurerthums Geschichte und Zweck vor aller Welt offenkundig werde, und die unbelehrten Ordensglieder ihn, statt den nachgebildeten Märchen, kennen lernen. Es ist allerdings unschicklich und verächtlich, einer geschlossenen Gesellschaft Losungsworte und Erkennungszeichen zu verrathen.

Aber das, was eine Gesellschaft war und erfuhr seit ihrem Beginn, das gehört der Geschichte an und soll kein Geheimniß sein. Die Freimaurer haben darüber so wenig zu klagen, als Könige, deren verborgenste Staatsgeheimnisse endlich ebenfalls der offenen Weltgeschichte anheim fallen. Die Brüder Feßler und Krause haben schon viel zur Geschichte der Freimaurerei geleistet; doch schienen sie noch damit geheim zu thun, um des Vorurtheils der gern Geheimnisse haben wollenden Brüder zu schonen. Sie thun Unrecht, der Gesammtwelt geschichtliche Wahrheiten vorzuenthalten, die keinem schaden. Gleicher Tadel kann den Br. Heldmann treffen, welcher sein Werk nur als Handschrift für Geweihte abdrucken ließ, ungeachtet er, bescheiden genug, nichts von dem, was geheim zu halten ist, kund thut. Aber man vernimmt, daß auch deßwillen, was er geleistet, von verschiedener Seite gegen ihn geeifert worden ist. Ein neuer Beweis, daß die Freimaurerei, welche ihrer Natur nach höher, als der große Haufe der Zeitgenossen stehen soll, an manchen Orten tiefer liegt, als diese, und deßwegen als entartet, als von ihrem eigenen Wesen abgefallen anzusehen ist. Darum ist es Zeit, daß es Licht werde auch in dieser Gegend menschlichen Strebens.

Der Verfasser dieser geschichtlichen Uebersicht vom Schicksal und Verfall der Freimaurerei zweifelt keineswegs, daß unter den Geweihten Einzelne sein werden, welche ihm in blöder Andacht verargen können, ihre Angelegenheiten zur öffentlichen Sprache zu bringen. Er aber, selber ein Geweihter, weiß, daß nie ein Gelübde oder ein Eid in irgend einer Loge abgelegt worden ist, und abgelegt wird, die Geschichte des Ordens geheim zu halten. Ein Gelübde solcher Art kann auch nicht gehalten werden, weil in den wenigsten Logen den wenigsten Mitgliedern wirklich bisher die Geschichte der Anstalt bekannt war. Was aber je Denkwürdiges in der Welt geschehen ist, das gehört der Geschichte

an; und was die Welt in ihrem Schooße trug und hegte, das hat sie zu richten und zu besprechen das volle Recht. Werfen wir endlich das kindische Vorurtheil ab, das lange genug verehrt ward, und erkennen wir, daß das neunzehnte Jahrhundert nicht mehr das achtzehnte Jahrhundert ist, nicht sein kann, nicht sein soll und, wie man sich auch schaudernd sträube, nicht sein wird! — Zu allem Bessern muß die Bahn gebrochen sein, wenn auch die Zeit noch nicht zum Besten reif ist.

Das mag der Freimaurerei keineswegs zum Vorwurf gereichen, daß ihre Anstalt, wie jede andere menschliche Stiftung, entartete. Ist nicht die christliche Kirche selbst ihrer ursprünglichen Einfalt und Würde abtrünnig geworden? Aber zum Vorwurf gereicht es allerdings, wenn unwissender Stolz, oder Eigennutz, oder Geheimthuerei die Wiederherstellung des Bessern verhindern wollen.

Die Verunstaltung des höhern Maurerthums begann in England, als es daselbst, mit Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts, in den staatsbürgerlichen Händeln der Briten zur königlichen Kunst verkehrt, und eine solche achtbare Verbindung zum Ordensgetändel erniedrigt wurde. Da Franzosen, Deutsche, Russen, Dänen, Schweden, Schweizer, Italiener und andere Welttheile die Maurerei empfingen, war sie schon großentheils, ihrem Wesen und Herkommen nach, unkenntlich geworden. Deßwillen wird es den neuern Logen so leicht und einladend, der Freimaurerei allerlei beliebige Zwecke einzuimpfen, und dunkeln, sinnbildlichen Gebräuchen, oder unverständlich gewordenen Redensarten diejenigen Auslegungen zu geben, welche die gefälligsten waren. Jeder, welchem behagte, von Zeit zu Zeit einmal in einer zahlreichen Gesellschaft mit Bändern, Ordenszeichen und pomphaften

Titeln zu prangen; jedem, welchem es um Einfluß oder Bekanntschaft mit Menschen verschiedenen Standes, oder um einen frohen Abend, oder um Empfehlungen auf Reisen zu thun war; jeder, dessen kleiner Eitelkeit es gar schmeichelhaft dünkte, mit wichtiger Miene von geheimen Dingen zu flüstern; jeder, den halbe Bildung wundersüchtig und abergläubig gemacht hatte, und noch mancher andere, fand hier seine Rechnung. Es wurden Grade auf Grade geschaffen, und einer übertraf den andern an abenteuerlichen Feierlichkeiten. Alle stimmten darin überein, daß sie neues Geld kosteten und dafür neue Hoffnungen spendeten, in noch höhern Graden endlich die Enthüllung der großen Geheimnisse zu erfahren. Auf der höchsten Stufe vernahm man endlich für sein Geld, daß man nichts wisse und nichts Wissenswerthes erfahren könne; daß Alles schon gedruckt sei.

Es mag freilich befremden, wenn redliche, achtungswürdige, angesehene, gelehrte und weise Männer das bunte, leere Spiel ganz ernsthaft mitspielen. Wenn man aber weiß, welche Zaubermacht die bloße Neugier oder Wißbegier, die Eitelkeit oder der Hang zum Wunderhaften und Geheimnißvollen über das Gemüth der Sterblichen übt, so wird man vom Erstaunen leicht genesen. Auch ist es in der That für sinn- und gemüthvolle Männer anziehend, in einer Gesellschaft Abende zu verleben, wo man sich, in vorgeschriebenen alterthümlichen Formen bewegend, die mit denen des gemeinen Lebens nichts Aehnliches haben, vom gemeinen Treiben der Alltagswelt scheidet; wo man, und wäre es auch zuweilen nur Täuschung, die Freuden einer vertrauten Freundschaft genießt, und sich mit Personen umringt sieht, welche dem Bessern und Edlern nachringen; wo so manche milde That für Unglückliche vorbereitet wird in rühmlicher Verborgenheit, und die Reden geistreicher Personen höhere Gefühle entzünden und unvergeßliche Rührungen erwecken. Der Mensch ist freilich des Menschen größte

Plage; aber auch des Menschen süßestes Bedürfen; der Umgang mit wohlwollenden Seelen das reizendste unter den Erdenglücken.

Eben weil die Freimaurerei so allgemein verbreitet ist in allen Welttheilen; eben weil ihre Genossenschaft aus Männern von den verschiedensten Verhältnissen, Ständen, Kirchen, Ansichten und Neigungen allzugemischt ist, kann sie selber niemals den Staaten gefährlich werden, und ist es im Grund noch nie gewesen. Aus dieser Ursache ward sie von jeher von weisen Regierungen geduldet, und nur da mit unverdienter Aengstlichkeit unterdrückt, wo sie von Unwissenden verkannt ward.

Indem ich vom gegenwärtigen Stand des Aeußern der Freimaurerschaft in geschichtlicher Absicht geredet habe, bleibt mir noch übrig, von ihrem innern Wesen zu sprechen, welches wirklich in den meisten Logen verkannt, oder gar nicht gekannt ist. Der hochehrwürdige Geist des Maurerthums ist längst den alten Formen entfahren. Daher steht dieser edeln Anstalt von der einen Seite, neben den gegenwärtigen Bildungsstufen der Menschheit, gänzlicher Verfall, von der andern Seite eine große Verjüngung bevor. Denn verschwinden von der Erde wird der Geist des Maurerthums nie, weil er es nicht kann. Man mag die Namen, die Formen vernichten: das Maurerthum an sich wird in allen Ländern fortbestehen, wie es bestand, ehe es aus dem Mittelalter und den Baugesellschaften seinen heutigen Namen empfing.

Man kann über Natur und Zweck des Maurerthums ohne Scheu offen reden; denn lächerlich wäre es, über irgend eine Angelegenheit der Menschheit nicht öffentlich verhandeln zu wollen. Diese Oeffentlichkeit schadet nur dem Schlechten, nicht dem Guten einer Sache. Das wahre Maurerthum hat keine Ursache, das Licht zu

scheuen, und bleibt auch bei vollem Tageslicht denen verborgen, die zur Erkenntniß die Reife nicht haben.

Es haben zu allen Zeiten Männer gelebt, die in ihren Gesinnungen und Einsichten über ihr Zeitalter erhaben waren, aber gerade deßwegen, um nicht die blinde Menge wider sich zu empören, schweigen lernen mußten. Sie waren gebunden, sich den bestehenden öffentlichen Verhältnissen zu unterwerfen, an denen zu ändern höchst gefahrvoll und wahrer Frevel an Glück und Frieden von Millionen gewesen sein würde. Sie mußten vor jenen Vorurtheilen und Götzen des Zeitalters knieen, denen einen offenen Krieg zu machen, jederzeit thörichtes und fruchtloses Unterfangen ist. Der Geist der Menschheit reift langsam und durch seine eigene Natur unter den ewigen Weltgesetzen Gottes aus; nicht durch Treibhausanstalten, die menschlicher Witz erfinden will.

Die Wenigen aber, welche auf höherer Erkenntnißstufe standen, fanden sich unter einander leicht zusammen, weil es sie erquickte, nicht einsam zu sein. So bildeten sich jene Mysterien des längst vergangenen Alterthums aus, so jene exoterischen und esoterischen Lehren, so die Geheimnisse der priesterlichen Kasten, zu welchen die sinnbildlichen Reden, Zeichen und Gebräuche den Neugeweihten stufenweis hinleiteten, ohne sie ihm plötzlich zu enthüllen. Späterer Kasten- und Innungsgeist mag viel Ursprünglichschönes verderbt haben. Aber in jenen alten Mysterien lebte schon Glaube an einen höchsten, einzigen lebendigen Gott, als noch tausend Opferaltäre vor Göttern und Fetischen brannten; lebte schon Glaube an Unsterblichkeit und Vergeltung, als noch die Masse der Sterblichen über den Leichnamen der Verstorbenen nur an Heimkehr in das alte ewige Nichts dachte.

Mit höherer Einsicht traten die römischen Baugesellschaften bei den weltbesiegenden Legionen unter die barbarischen Völker. Was das Schwert der Legionen zerstört hatte,

war jenen aufgegeben, besser aufzurichten und gegen Verheerungen zu befestigen. Sie trugen die Friedenspalme; sie hatten ihre besondern innern Ordnungen, Vorrechte und Heimlichkeiten. Bei ihnen verjüngten sich die Mysterien der Vorwelt, durch ähnliche Veranlassung, aber in anderer Gestalt.

Nach der Völkerwanderung ward in der allgemeinen Geistesverfinsterung die bessere Einsicht das Eigenthum Weniger und — ein gefährliches. Schon mathematische Figuren hatten für den vornehmen und geringen Pöbel alles Ansehen von Zaubermitteln. Ein guter Naturkundiger gelangte bald zum Rufe eines Hexenmeisters. Und in der Zeit, wo ein Papst, bei aller seiner Untrüglichkeit, den salzburgischen Bischof Virgilius verdammen konnte, weil derselbe wagte, vom Dasein der Gegenfüßler zu reden, war es in der That nicht geheuer, klüger zu scheinen, als die Priester, deren Herrschaft auf der Grundlage allgemeiner Unwissenheit beruhte.

So war von jeher die Wahrheit und hellere Ansicht, ehe sie ins allgemeine Leben eindrang, geächtet, und ein Maurerthum, ehe denn der Name war. In des Mittelalters Baugesellschaften ward, neben der Werkmaurerei, noch Höheres gelehrt und geübt, jenes Reinmenschliche, welches von Vorurtheilen und Einbildungen des Jahrhunderts unabhängig ist, und wozu die reine Größenlehre, die in allem Gewißheit hat und will, unausbleiblich führt. Darum dachten die alten gefreiten Künstler nicht ganz mit Unrecht, vom weisen Pythagoras abkünftig zu sein; denn ihr Zweck und Wesen war, wie sie selber sagten, „die Wissenschaft der Natur, das Verständniß der Kraft, die in ihr ist und ihrer besondern Wirkungen, besonders die Wissenschaft von Zahl, Maaß, Gewicht, und die rechte Art, alle Dinge zum Gebrauch der Menschen einzurichten, hauptsächlich Wohnungen und Gebäude aller Art, und alle andern Dinge, welche den Sterblichen wohlthätig sind.“

In diesem Geist besteht das Maurerthum, welches von der Freimaurerei verschieden ist, und wird mit der Menschheit unzerstörbar fortbestehen. Zu allen Zeiten werden Menschen leben, welche über ihr Jahrhundert, dessen Begriffe und Formen hinaus sind. Was im Alterthum der Inhalt ägyptischer oder griechischer Mysterien gewesen, das ist jetzt freilich Gemeingut aller gesitteten Völker, wie Glaube an die Einheit Gottes und Unsterblichkeit. Denn das Geschlecht der Menschen schreitet im Allgemeinen vor, ob auch Einzelne Rückschritte thun. Aber auch unser Zeitalter hat seine Götzen, vor denen der Weisere mitknieen muß, wenn er nicht Gefahr laufen will, gesteinigt, verbrannt, eingekerkert, entehrt oder getödtet zu werden. Und auch unser Zeitalter hat seine Einzelnen, die über demselben erhaben, zwar nicht an den Heiligthümern der Zeitgenossen freveln, aber sich auch gern mit Ihresgleichen zusammenfinden mögen, um nicht einsam zu sein. Was sie haben und wissen, mögen sie selbst nicht allzeit in den Logen predigen. Ist auch nicht immer nöthig. Aber den Eingeweihten umschweben die hohen Hindeutungen zur Vollendung seines Selbsts und der Menschheit. Das ist das Geheimniß des Maurerthums; an sich unaussprechbar. Es kann nicht in wenigen Stunden durch Händeauflegen gegeben werden. Es ist ein Geheimniß und auch nicht, für die Blinden oder Kurzsichtigen und Unlautern. Man kann laut davon reden, ohne Furcht, es denen zu verrathen, die es nicht kennen. Es liegt nicht im Gefühl, nicht in wissenschaftlicher Erkenntniß; es ist nicht politische, nicht religiöse Sache; es ist für jeden Menschen in der Vollendung seines Selbstes und des Geschlechts, zu dem er gehört.

So gibt es Freimaurer, die nie in der Loge die Weihe erhielten; hinwieder viele sehr ehrwürdige Brüder mit buntgestickten Schurzfellen, die keine Freimaurer sind, kaum Hoffnung haben dürfen, es werden zu können, selbst wenn sie auf dem Stuhle des

Meisters mit dem Hammer pochen; gleich wie viele leben, die keine Christen sind, obschon sie getauft wurden, wohl gar auf Kanzeln stehen, oder von bischöflichen Thronen herab die Welt segnen.

Wenn nun die Sachen so stehen: wozu denn, wird man fragen, sind Freimaurergesellschaften, Logen und Ceremonien vorhanden? — In einer Gegenfrage liegt darauf die bündigste Antwort: Wenn die Sachen des Christenthums so stehen; wozu denn Taufe, Nachtmahl, Kirche? — Wie die Kirche unmündigen Christen, steht die Loge auch unmündigen Maurern offen.

Noch heut, noch in seinem Verfall hat das Maurerthum hohe Andeutungen von einem Zustand der Menschheit, dem sie langsam entgegen geht, den nur der Weisere erkennt, den wir im Eden unserer Kinderzeit für wirklich halten und voraussetzen, als sei er vorhanden; der jedoch weit höher ist, als der halbbarbarische Sinn unsers gegenwärtigen Zeitalters und Geschlechts begreift. — Aber mit jenen Andeutungen stehen die Erbärmlichkeiten des Ordenswesens, das Flitterwerk und das Kostspielige höherer Grade, die läppischen Titel und Komplimente in üblem Zusammenklang. Das heutige Maurerthum ist eine Venus Urania, von Meistern aus Nukahiva geschmacklos auf gut nukahivisch tättovirt.

Schaffe dir ein Urbild der Menschheit in ihrer einstigen Vollendung: Alle Nationen, ohne Unterschied der Farbe, Sprache, Religion und Staatsverhältnisse, aufgelöst in eine einzige Geschwisterschaft; alle losgeschält von den Vorurtheilen der Oertlichkeit, des Standes und Handwerks, ohne National- und Religionshaß; alle in brüderlicher Eintracht und Liebe um den Allvater vereint; alle das Verdienst und die Tugend höher achtend, als äußern Rang, Gunst des Zufalls, der Geburt, des Glücks; alle

in Demuth, Liebe und Treue wetteifernd am Bau allgemeiner Glückseligkeit; alle bei ungleichen Glücksgütern einander dienstbar; bei ungleichen Ansichten und Einsichten duldsam und sich gegenseitig ehrend; nirgend Gewaltherrschaft, nirgend Knechtschaft, im Genusse der ewigen Rechte aller Sterblichen; keinem leibeigen, keinem geisteigen, als dem Vater der Geister. Schaffe dir ein solches Urbild, und du kennst nach Maßgabe deiner Bildungsstufe Wesen und Zweck der Maurerei.

Man nenne dies Urbild nicht Hirngespinnst der Schwärmerei. Was wäre denn Wesen und Ziel des Christenthums selber? Die Religion ist das Verhältniß der Geister zu Gott und Ewigkeit, ohne Rücksicht auf den Staub der Welt und alles Vergängliche in ihr. Das Maurerthum ist das höchstgedachte ideale Verhältniß der Sterblichen unter sich selbst, im Wechsel des Vergänglichen, als menschliche Gesellschaft. Wie sich die Religion zu den verschiedenen Kirchen, so verhält sich das Maurerthum zu den verschiedenen Freimaurerschaften, und das Ideal vom Verein der menschlichen Gesellschaft zur Wirklichkeit der bestehenden Staaten. Mit diesen Worten ist das größte Geheimniß der Maurerei ausgesprochen, und doch wird es jeder in seiner Eigenthümlichkeit anders auffassen. So soll es aber sein. Das ist eben das Wort, welches selbst der Maurer nicht ganz aussprechen, sondern nur buchstabenweise laut geben kann.

Es wird gern zugestanden, daß jenes nicht in der Wirklichkeit ausführbar sei, und wo dergleichen versucht werden würde, die größten Verwirrungen entstehen müßten. Darum ist es Urbild. Daher hatten von jeher alle Männer, die über ihr Zeitalter herausragten, und was in ihnen lebte, verwirklichen wollten, das Loos, von den Lebensgenossen als Thoren oder Frevler verkannt zu werden. Daher hielten die Weisesten ihre Ansichten vor dem großen Haufen verborgen. Das menschliche Geschlecht naht sich

dem Urbilde seit Jahrtausenden immer mehr; es hat bis dahin noch die Bahn von Jahrtausenden vor sich. Gedanken aber, auf welchen vor Zeiten Strafe des Schwertes, des Scheiterhaufens und der Verbannung stand, sind schon heutiges Tages als wohlthätig geliebt, und Fürsten vollstrecken nun, was noch vor einigen Jahrzehnten, wie rasende Schwindelei, an verkannten Weisen verdammt ward. Aber auch heute noch gibt es Gedanken, welche der große Haufe verspottet oder verflucht, die erst spät ins wirkliche Leben segensvoll hineinreifen werden.

Jenes Urbild der menschlichen Verhältnisse denke man sich nun in einem Kreise vertrauter Freunde verkörpert: so hat man die Vorstellung vom edlern Sein des Menschen im Heiligthume der maurerischen Bauhütten. So begreift man ohne Mühe, daß die Freimaurerschaft nichts Oeffentliches sein könne und sein dürfe, ohne in sich selber aufzuhören. Für sie ist's in der Außenwelt noch Mitternachtvoll. Wenn jemals alle Völker auf gleicher Höhe von Bildung stehen, und alle Menschen im Geiste des Urbildes, sind sie allesammt Freimaurer.

Selbst in den Logen erblickt man das Urbild nicht nackt und baar, weil nicht alle Geweihte stark genug sind, in das Sonnenlicht hineinzuschauen. Sie könnten Aergerniß nehmen, erblinden oder wahnsinnig werden. Das Bild steht verhüllt im Schleier alterthümlicher Embleme. Es muß erforscht werden. Die Maurerei ist mehr inneres, als äußeres Leben; mehr Betrachtung als Wirksamkeit. Gleichwie sich der Sinn der Menschen überhaupt an den Räthseln der Natur am meisten übt, entwickelt und schärft: also findet es sich in den Logen wieder. Daher unter allen Genossen Mannigfaltigkeit und Freiheit der Ansichten, bei gleichem Hinblick auf das Licht in Osten. Daher, wenn auch viele Logen zur Spielerei verartet sind, das Wohlgefallen geistvoller und tugendhafter Menschen an dem Edlern im Maurerthume selbst, wo sich

Fürsten und Unterthanen als Brüder begrüßen, Perser und Amerikaner als Freunde erkennen, Streiter feindlicher Heere versöhnt umfangen.

Da ich vom Zustand der Freimaurerei in unsern Zeiten reden wollte, mußte ich, wie von ihrer Entartung, auch von ihrer Würdigkeit sprechen.

Ueber das Verhältniß der Freimaurerei zu Kirche und Staat.

Es gibt, mein theurer Freund, in der geselligen Unterhaltung Augenblicke, wo der Gedankentausch unter gebildeten Geistern die Kraft des Gemüths steigert, und man sich von Ideen umgeben findet, deren zarte Verkettung man späterhin nicht so leicht wieder erkennt und überschaut. So ging's mir denn auch in unserm Gespräch über Maurerei. Ob ich nun das Alles wiederfinde, was ich damals sagte, bezweifle ich fast. Doch will ich's versuchen.

Durch verschiedene Ihrer sinnvollen Bemerkungen veranlaßten Sie mich damals, auf Ursprung und Wesen der Freimaurerei zurückzublicken; nicht auf das Geschichtliche, sondern auf das Naturnothwendige des Ursprungs und Wesens derselben. Vermittelst dieses Anblicks ward uns plötzlich das Eigenthümliche, Große und Scharfbezeichnende klar, wodurch sich die Freimaurerei vor allen ähnlichen allgemeinen Stiftungen der menschlichen Gesellschaft unabänderlich unterscheidet.

Der Sterbliche steht auf Erden zugleich da: als Bürger auf dem Erdstern, verknüpft mit andern Wesen, die er für seines Gleichen erkennt; und als Bürger der Ewigkeit, als Bürger der Geisterwelt im kindlichen Verhältniß zu Gott.

Das Verhältniß, in welchem wir zu Gott und Ewigkeit stehen, ist das erhabenste; das andere, und jedes andere diesem nur untergeordnet. Wir drücken dies Verhältniß durch das Wort Religion aus. Es ist dies Verhältniß kein willkürliches, sondern

ein naturnothwendiges. Alle Menschen, sobald sie zum vollen Bewußtsein, aus dem dumpfen Zustand des Pflanzen- und Thierlebens genesen, erblicken sich in demselben. Daher hat man noch kein Volk, sobald man es vermittelst seiner Sprache geistig näher kennen gelernt, ohne religiöse Ideen gefunden. Selbst die wilden Geschlechter Südindiens, heute noch ohne Vorstellung von Staat und Gesetz, nur noch familienweis lebend, deren Wohnung eine Laubhütte, ein ausgebrannter Baumstamm, eine Höhle der Felsen ist, haben ihre Religion, ihre Ahnungen aus der Geisterwelt. Es hat auch noch keine Atheisten gegeben. Mit Fleiß erforschte ich einst die Meinungen der sogenannten Gottesläugner, und fand, daß sie gewöhnlich darum verketzert worden, weil sie erhabnere Vorstellung von der Gottheit hatten, als ihre siegreichen Verketzerer, die auf ihrer niedrigern Bildungsstufe jeden verkannten, der nicht ihren Catechismusgott in ihrem Sinn nahm. Ward nicht auch Sokrates zu den Gottesläugnern gezählt vom Pöbel zu Athen? Und wie hieß der Pöbel von Jerusalem, selbst der vornehme Pöbel, Jesum Christum? Er, in dem die Fülle der Gottheit wohnte, hieß den Schriftgelehrten ein Gotteslästerer! —

Das, diesem höchsten untergeordnete Verhältniß der Menschen, als zeitweise Bewohner des Erdsterns, als Glieder der großen, auf diesem Sterne lebenden Gottesfamilie zu einander, entspringt aus jenem. Christus sprach es mit den Worten aus: Alle Menschen sind Kinder Gottes; jeder ist unser Nächster, unser Bruder, unsere Schwester. Auch dieses Verhältniß ist kein willkürliches, sondern ein naturnothwendiges. Alle Völker erkennen es an. Der Schwarze, der Kupferfarbne, der Olivengelbe wie der Weiße zweifeln nicht, daß sie gleichen Geschlechts, mit gleichen Befugnissen und Pflichten in der

Welt sind. Ob es höhere oder niedere Menschenracen geben möge, dürfte sehr zu bezweifeln sein. Der wackere Sömmering, als feiner Anatom, wollte zwar aus der Knochenbildung und dem Gehirn der Neger, verglichen mit denen der Europäer, eine Rangordnung unter den Menschenracen und eine natürliche Geistesüberlegenheit der Europäer begreiflich machen. Allein der Negerstaat in Haiti, der in Vielem bessere Einrichtungen hat, als mancher europäische, und die vom Abbé Gregoire gesammelten Züge von Scharfsinn, Einbildungskraft und Gemüthsgröße der Neger, machen doch Sömmerings Deduktion etwas verdächtig.

Die Urreligion, welche sich in aller Menschen Gemüth selbst offenbart, ist früher als jede, durch den Einfluß des Klima's, Bildungsstandes und Zeitalters modifizirte Nationalreligion. Je näher diese der Erstern verwandt steht, je erhabener und fähiger ist sie, die Religion ganzer Welttheile zu werden. Jesus Christus offenbarte unser Verhältniß zu Gott und Ewigkeit in ihrer höchsten Klarheit und Reinheit, die Urreligion in ihrer ewigen himmlischen Würde; darum kann und wird endlich seine Offenbarung der Glaube des ganzen menschlichen Geschlechts sein.

Der Begriff von Stammgenossenschaft und Verbrüderung aller lebenden Menschen ist früher, als jeder andere Begriff von gesellschaftlicher Ordnung. Diese letztere ist um so edler, je mehr die Idee der Brüderlichkeit der Menschen, die Gleichheit der Rechte aller Stammgenossen, darin vorherrschend waltet.

Alle Verbesserungen der Nationalreligion zielen zuletzt auf Näherführung derselben zur Urreligion; und alle Verbesserungen der gesellschaftlichen Ordnung zielen auf Herrschendmachung der ewigen Wahrheit: daß alle Menschen Genossen gleicher allgemeinen Rechte und Pflichten sind. Anderes suchten die spätern Glau-

bensstifter und Reformatoren nicht, anderes nicht die Veredler der öffentlichen Gesetzgebungen und Staatsverfassungen.

Wiederherstellung des Urverhältnisses der Sterblichen zu sich selbst, Verbrüderung aller unserer Geschlechtsgenossen, ohne Rücksicht auf Vaterland, Nationalreligion, Menschenracen; Wiederanknüpfung der heiligen Bande, die durch Vorurtheile, Leidenschaften und Wirkungen aller Art der thierischen Menschennatur zerrissen waren: dies konnte von jeher nur die Sehnsucht der Weisern und Bessern unsers Geschlechts sein. Und wo sich solche Männer zusammenfanden, lebte die Idee des Maurerthums. Diese ist auch in dem, von dem verewigten Br. Krause bekannt gemachten alten Lehrlingsgrad deutlich ausgedrückt; die Loge steht darin als Symbol der Welt.

Wenn sich Menschen von einerlei religiösen Vorstellungen und Neigungen gesellschaftlich zur Gottesverehrung, als Bürger der Ewigkeit und mit dem Blick auf sie, vereinigen, entsteht die Kirche. — Wenn sich Menschen, sonst geschieden im bürgerlichen Leben durch Stand, Reichthum, Vaterland, Religionspartei, politische Verhältnisse u. s. w. gesellschaftlich vereinigen, ihr Ideal von der Verbrüderung aller Sterblichen in der Wirklichkeit darzustellen, wäre es auch nur für vorübergehende Augenblicke, entsteht die, in der Loge geübte Maurerei.

Kirche und Maurerei sind also gleichsam verkörperte, ins Irdische und Aeußere hinausgetretene Urbilder des Gemüths. Sie leiden das Ungemach, welches jede Idee vom sinnlichen Stoff, mit dem sie bekleidet wird, ja jeder einzelne Gedanke schon vom Worte leiden muß, in welchem er dem Ohre oder Auge dargestellt werden soll. Wie in Tempeln und Bethäusern sich die Andacht der Gottesverehrung zuletzt in vermeinten Gottesdienst verwandelt, der Gefeierte oft über die Feierlichkeit vergessen und das

todte sichtbare Zeichen für das bezeichnete lebendige Unsichtbare genommen wird, so verwechseln die Menschen in den Logen häufig das Sinnbild mit dem Sinn, und suchen in eben jenen alterthümlichen Einrichtungen Nahrung ihrer Eitelkeit und Leidenschaft, von der sie am reinsten in der Loge dastehen sollten.

Weil es nun gar nichts Ungewöhnliches ist, daß zuletzt das Kirchliche allein schon für die Religion selbst, und andrerseits die Maurerei, wie sie in Logen geübt, für das Maurerthum gehalten wird: so entstehen auf beiden Seiten innere Trennungen, kirchliche Parteien und Sekten, maurerische Systeme. Denn in allem Irdischen ist Mannigfaltigkeit und Wechsel, ja durch die Natur des Irdischen nothwendig; während im Geistigen nur Einheit und Unveränderlichkeit sein kann, und nur ein Urverhältniß der Sterblichen zu Gott und Ewigkeit, oder ein Urverhältniß der Menschen zu sich selbst in diesem Leben gedenkbar ist.

Es sind ursprünglich Kirche und Maurerei mit einander verwandter, als der große Haufe glaubt. Wie aber oft auch unter Schwestern Hader entstehen kann, so finden wir denselben zwischen Kirche und Maurerei häufig, nicht sowohl durch ihre eigenthümliche Verschiedenheit, als durch die Leidenschaftlichkeit derer, die beiden angehören; durch Mißverständniß und gegenseitiges Verkennen. Eben wegen der engen Verwandtschaft der Kirche und Maurerei geschah, daß manche Kirchenparteien ganz ins Maurerische, und manche Logensysteme ganz ins Kirchliche überstreiften.

Ein Beispiel geben die Quäker und Herrnhuter von der einen Seite. Sie sind im bürgerlichen Leben ganz maurerisch; sie sind (oder nennen sich wenigstens) Brüder; sie stellen das Urverhältniß der Menschen zu sich selbst, als eine große Gottesfamilie, in der Wirklichkeit auf, mit der angebornen Gleichheit der Rechte u. s. w. Nur durch ihre Kirchlichkeit werden sie ein-

seitig. Zwar vergessen sie ebenfalls in ihrer grossen Verbrüderung Vaterland, Stand, schwarze und weiße Farbe der Haut; aber Bedingung zu Allem ist: der Bruder muß von ihrem kirchlichen Meinungssysteme sein.

Ein Beispiel von der andern Seite geben diejenigen Freimaurer-Logen, die sich als bloß christliche Stiftungen betrachten, und daher weder Juden noch Muhamedanern Zutritt bei sich gestatten, da doch eben das das Herrlichste und Edelste in der Bestimmung der Maurerei ist, daß sie das im Menschengeschlecht wieder zur grossen Gottesfamilie vereinen soll, was durch kirchliche Meinungen, wie durch politische und bürgerliche Verhältnisse feindseliger Weise von einander geschieden wohnt. Gibt die Maurerei den Gedanken an das Urverhältniß der Sterblichen zu sich selbst, die Idee des Maurerthums auf: so gibt sie sich selbst auf und verliert ihre ganze Bedeutung, ihren einzigen Werth. Einige Logen scheinen sich heutiges Tags in wahre Separatisten-Bethäuser verwandeln zu wollen. Einige neuere maurerische Schriften, die mir in die Hände fielen, athmen ganz den gemüthlichen, mystischen Herrnhutergeist. Ich habe nichts gegen diesen. Aber wozu ihn allein in der Loge? warum nicht öffentlich und aller Orten im Leben? Ich will zehnmal lieber ein Quäker oder Herrnhuter, als ein solcher Freimaurer sein. Denn jene sind wirklich etwas; dieser aber ist nicht, was er sich nennt, sondern ein sich selbst nicht begreifender idealischer Zwitter.

Bisher habe ich das Verhältniß des Maurerthums zur Religion entwickelt. Beide sind Sache des Geistes, Idee, Urverhältniß; die Religion mit Beziehung auf die Ewigkeit, das Maurerthum mit Beziehung auf das Leben und durchaus der Religion untergeordnet, wie der Theil dem Ganzen. Kirche und Freimaurerei, als Versuche, das Geistige zu verkörpern, die Idee zu

verwirklichen, treten, eben weil sie in der äußern Welt dastehen, als Institute mit schärfern Begränzungen auseinander. Der Geist in beiden ist sich noch verwandt; aber der zur Bekleidung beider aus dem Irdischen erborgte Stoff ist verschieden.

Es bleibt mir noch übrig, vom Verhältniß des Maurerthums und der Freimaurerei zum Staate zu reden. Denn ich hatte im Anfange gesagt, daß die Idee: alle Menschen seien als Glieder eines und desselben Geschlechts in der Schöpfung, Brüder (gleich wie sie Kinder eines Vaters sind), ursprünglich also von gleichen Rechten, — daß diese Idee, dies von der Natur gegebene Urverhältniß früher sei, als jeder andere Begriff von gesellschaftlicher Ordnung. Jede der Letztern, in der eine Familie, oder ein Staat besteht, sollte eigentlich Darstellung des allgemeinen Urverhältnisses in den einzelnen Theilen der menschlichen Gesellschaft sein und modifizirt durch die Bedingungen, welche das Irdische gibt. Das Urverhältniß der Menschen unter sich ist unbedingt; das Gesetz desselben (Naturrecht) allgemein gültig. Der Staat, als ein Theil der Gesammtheit des menschlichen Geschlechts, und doch für sich als ein abgeschlossenes Ganzes dastehend, ist durch Oertlichkeit, Klima und Kulturstufe des Volks bedingt; das Gesetz desselben nur beschränkt gültig (positives Recht). Jenes ist ewig, wie der Geist, und unwandelbar, wie alles Naturnothwendige; der Staat ist in seinen Verhältnissen veränderlich, wie alles Irdische.

Die Idee des Maurerthums verhält sich also zu den mannigfaltigen Staaten-Arten, wie die Idee der Religion zu den verschiedenen Kirchenarten oder Gottesverehrungen. Wie die einander widerstreitenden religiösen Vorstellungen, eben so erzeugen die einander widerstreitenden Interessen der Staaten — Spannungen. Alles vereinzelt sich; und selbst die einzelnen Theile (Staaten)

zerspalten sich wieder in kleinere, getrennte, unter einander feindsinnige Theile (Staaten im Staat, Kasten, Zünfte, Erbrechte, Orden u. s. w.), je weiter sich die gesellschaftliche Ordnung vom Urverhältniß der Menschen verliert und, vom Genuß des Augenblicks bezwungen, ins Schlechterdingssinnliche übergeht. Denn nur im Geistigen ist Einheit, im Sinnlichen Zwietracht. In dem Naturgemäßen ist Wohlsein, Stätigkeit und Klarheit; im Unnatürlichen Schmerz, daher Wechsel und Verwirrung. Das Sinnliche oder Irdische aber (die Leidenschaft ist's) wird in eben dem Augenblicke unnatürlich, wenn es die Stelle des Geistigen einzunehmen und gesetzgebend werden will. Solches ist wahrhafte Verkehrung der göttlichen Weltordnung.

Die besten Staatsverfassungen und Gesetzgebungen werden daher auch immer die einfachsten, und dem Urverhältnisse der menschlichen Gesellschaft die verwandtesten sein. Je thierischer (d. i. unwissender und sinnlicher) ein Volk wird, um so künstlicher, zusammengesetzter und naturwidriger wird seine Staatseinrichtung, wie sein Kirchenthum. Aus dem barbarischen Mittelalter, dessen Aberglauben, Unwissenheit, und Brutalität stammen die innere Zerfallenheit und bunt zusammengeflochtene Menge der Rechte, die zuletzt alles Recht vernichten, und der Freiheiten, die zuletzt alle Freiheit aufheben. Von daher stammen die vielen von einander getrennten, sich eifersüchtig begegnenden weltlichen und geistlichen Körperschaften, Privilegien, erblichen Stände, Cölibat, Klosterthum, Isolirung von Herrschaften, Provinzen, Städten, Dörfern mit eigenthümlichen Verfassungen, Gesetzen und Rechten in einem und demselben Staate. Von daher stammt das Verschwinden des Gemeingeistes und die dafür eingetretene Selbstsucht der Theile, weil jeder Theil selten für sich das Bedürfniß aller übrigen fühlt. Die Vaterlandsliebe hat sich zersplittert, in Orts-Familien-,

Standes-, Ordens-, Corporationssinn verkehrt. Das Untergeordnete steht oben an. Es ist Unnatur. Das falsche Herkommen steht höher, als das gerechte; das Vorurtheil gilt als Wahrheit; der Zufall oder die Willkür setzt sich an die Stelle der Naturnothwendigkeit; der Reichthum ist geehrter als die Tugend, und die Geburt mit erblichem Vorrecht angesehener, als das Verdienst.

Je gebildeter der Geist eines Volks ist, je mehr strebt er zum Wahren, Natürlichen und Einfachen, d. i. zur Annäherung an das Urverhältniß menschlicher Gesellschaft zurück. Die rechte Bildung aber besteht in der Rückkehr zur Macht des gesunden Menschenverstandes, zur Freiheit der Einsicht des Urtheils, die bei Verbildeten durch Aberglauben, Vorurtheile, herkömmliche Gewohnheiten u. dgl. verloren ward. Die Urheber der nordamerikanischen Staatsverfassungen sind vielleicht keine große Gelehrte und Staatskünstler von europäischem Schulschnitt gewesen, aber Männer von gebildetem Geiste, Leute von gesundem reinem Menschenverstande waren sie, die sich durch keinen Schlendrian binden und blenden ließen.

Wenn in einem Volke die Bildung des Geistes über die ehemalige Verbildung obgesiegt hat, der gesunde Menschenverstand zur vollen Herrschaft gelangt ist, und doch die Verfassungen, Gesetze und Institute der barbarischen Vorzeit fortbestehen: entspringt, mit Verachtung derselben die Sehnsucht nach Uebereinstimmung des Aeußern mit dem, was in der innersten Ueberzeugung als recht gilt. Die Staatsverwandlungen werden nothwendig und vollbringen sich unmerklich oder gewaltsam. Das ist das Naturgesetz der Weltgeschichte.

Die Verbildung der Völker hält gleichen Schritt mit ihrer Verthierung, oder ihrer Vertauschung des Geistigen und seiner Herrschaft. Bei allen Völkern des Alterthums, sobald sie sich über

den dumpfen Zustand ihrer ersten Kindheit zum Selbstbewußtsein erhoben hatten, finden wir, neben der Einfalt ihrer irdischen Bedürfnisse, eine vorwaltende Hinneigung zur Erkenntniß himmlischer Dinge, eine Religiosität, eine Gemüthsgröße, Züge von heldenmüthiger Tugend und Freiheitsliebe, wie man in ihren spätern Geschichten sie nicht wieder erblickt. Sobald sich ihre Erfahrungen in der Sinnenwelt vermehren, Kunst die Bequemlichkeiten des Lebens vermannichfaltigt und die Sinnlichkeit der Menschen reizt, erhält diese Sinnlichkeit eine grenzenlose Ausbildung; alle Vermögen des Geistes werden für sie allein thätig, oder ihr dienstbar. Dann sprossen wetteifernd Künste und Wissenschaften auf; dann entnervt Luxus die alte Kraft, zieht Alles in den Schlamm des irdischen Gelüstes nieder, in welchem Kunst und Wissenschaft mit herabgezogen, selbst verderben, und es entsteht eine wüste, prunkende, geschmacklose, sittenlose Zeit der alten Geistesentkräftung, welche der Barbarei den Weg bahnt. Man denke an die Geschichten der Urwelt, Israels, Griechenlands, Roms! Unsere heutigen europäischen Staaten entsprangen aus der Vermählung nordischer, wilder Geschlechter bei der Völkerwanderung mit durch Luxus entnervten südischen Geschlechtern, die noch Erinnerungen von der Wissenschaft des bessern Alterthums hatten.

Wie Staat und Kirche bei den ältesten Völkern einfach und groß gedacht waren, wurden sie bei zunehmender Abtrünnigkeit vom Geistigen und fortschreitendem Uebergange der niedern Begierden ins Leben, vielfältiger, künstlicher, zusammengesetzter, kleinlicher berechnet und unter einander zwistiger. — Gleich wie Staat und Kirche einerlei Ursprungs sind, so war nichts natürlicher in der Welt der alten Völker, als daß bei ihnen Staat und Kirche in Eins verschmolzen erschienen. Die Theokratie, ist die älteste gesellschaftliche Ordnung gewesen; selbst das patriarchalische

Regiment war theokratisch. Der Vater der Familie stand, durch seine Erfahrung weiser, durch sein hohes Alter der Ewigkeit näher, einem höhern Wesen ähnlich, als Dolmetscher des Willens der Gottheit da.- Sobald sich Staat und Kirche trennten, war schon ein Hauptschritt zum Niedergang ins Leben für niedrige Sinnlichkeit gethan, die große Entzweiung vollbracht.

Freimaurerei, als Erinnerung des Urverhältnisses der menschlichen Gesellschaft im engen Kreise gebildeter Menschen (während der Staat, zu gleichem Ziele strebend, durch die Wirklichkeit bedingt wird), steht, mit Staat und Kirche gleichen Ursprungs, als Mittlerinstitut zwischen beiden. Ihre Natur scheidet alles Kirchliche von ihr aus, weil sie sich nur auf das gegenwärtige Leben bezieht und, ohne Rücksicht auf Glaubens- und Kirchenverschiedenheit, alle Menschen zu einer einzigen Gottesfamilie wieder verbinden möchte. Ihre Natur scheidet aber auch alles Politische, und was den bestehenden Staaten eigenthümlich ist, von sich aus, weil sie ohne Rücksicht auf die wirkliche Kultur, auf die Oertlichkeiten, auf den klimatischen Einfluß und andere Bedingungen, die den Staat für das, was da ist, bestimmen, nur das Urverhältniß der Menschheit im Auge hat; weil sie sich das menschliche Geschlecht in seiner Vollendung, also auch den Menschen rein denkt von Leidenschaften und Thorheiten und Verbrechen (worauf hingegen der Staat die erste Rücksicht nehmen muß); ferner, weil sie alle Menschen ohne Rücksicht der Vaterlande und Stände, als eine einzige Geisterverbrüderung um Gott vereinen möchte.

Nur in dieser Stellung wirkt das Institut der Freimaurerei veredelnd auf Kirche und Staat, ohne in deren Oekonomie, die ihr ganz fremd bleibt, eingreifen zu wollen noch zu können. Es erklärt sich aus dieser Ursache von selbst, daß nur die Gebildeteren der verschiedenen Nationen aus allen Welttheilen, Kirchen und

Ständen zur Maurerei fähig sind; der Ungebildete den Geist derselben gar nicht erfassen kann; der Unsittliche, der Leidenschaftliche, der Eitle, der Golddurstige im vollen Widerspruche mit seiner maurerischen Stellung ist. Freimaurei aber, sobald sie ihren heiligen Kreis überschreitet, kirchliche, politische, wissenschaftliche Geschäfte, oder Ordens- und Goldmacher-Tand treibt, ist keine Freimaurerei mehr, und verändert alle ihre Verhältnisse zu Kirche und Staat.



Druck von H. R. Sauerländer in Aarau.